

LEO ROCK SC. IN MUENCHEN.

Münchner Stadt-Büchlein.

Drin froh und ernste Kunde aus längst vergangenen Jahren verlautet: von der Kaiserin Uta, der Einsiedlerin Edigna und St. Heinrich am Würmsee; nächst von der schönen Pettenbeck Maria und andern schönen Jungfrauen, hinwieder von allerlei Herzogen, Grafen und Rittern, sonderlich auch den Münchner-Stadtfeinden; minder nicht vom Herzog Ludwig dem Gebarteten von wegen des Isar- und Neuhauserthor, letzt vom Markt- oder Marienplatz, und sonst noch mehr — Geistlich und Weltlich, aus Friedens- und Kriegszeiten.

Für Jung und Alt

erzählt

von

Franz Trautmann.

München.
Verlag von E. A. Fleischmann.
1857.

Inhalt.

Zum Voraus.
Uta. 1
Die Rebecca und Veronica. 18
Die Martinigans von St. Peter 26
Von den Münchnerstadtfeinden, und was Kunde in der Historia
und Sage von ihnen ergeht 30
Herr Paulus und Herr Meinrad 52
Der Goldschmied vom schönen Thurm 61
Nichts so fein gesponnen, daß es nit käm' an die Sonnen . 65
Was einmal am Schwabingerthor zutraf 70
Die Tauben im Rathhausthurm 75
Vom Isar- und Neuhauserthor 83
Die Legende von der Edigna 102
Am Markt- oder Marienplatz zu München 112
Von mehr Kapellen, so vor Zeiten zu München befindlich
waren, auch von der Kirche zu Ramersdorf . . . 200
Alte Liebe rostet nit 208
Die Agnes vom Thal 215
Peter Beck's Töchterlein 222
St. Heinrich 255

Zum Voraus.

Wenn Einer draußen auf dem Land ist, wird ihm freilich ganz wohl zu Muth, und ist ihm oft, als sei sein Herz bis da eingefroren gewesen, thaue nun aber auf und lerne in größerer Einsamkeit seinen eigenen Werth und Reichthum erst kennen.

Geht er also dahin in der Morgenhelle oder im rothen Abendschein unter üppigen Bäumen oder an grünen Büschen über duftige Aenger und Wiesen hinweg, die vom Thau glitz' und blitzen. Drauf kommt er in die Kornfelder mit ihren blau' und rothen Blumen. Da geht er etwan einen schmalen Steig entlang und schaut weiter hinaus in's Land zur Ebene, zu Hügeln, Hainen, einsamen Fichten und Eichbäumen, hinter denen sich eine Hütte verbirgt, oder deren ein Paar. Nächst liegt dort, unter Waldwuchs versteckt, in blauem Schatten ein Dörflein — da strahlt und leuchtet wieder ein anderes im Schimmer der Abend-

sonne in der Fläche oder auf einer Anhöhe — all zu Dem tönt ein sanftes Geläute von den Kirch[illegible]n herüber, und von selbigen lugt oft einer ganz allein aus dem Waldesgrün hervor, wie ein frommer Fingerzeig, daß hinter Forst und Bergen auch noch gute Leute leben.

Wenn Einer nun sämmtlich Das sieht und hört, und die Amseln schlagen in den Haselbüschen und die Lerchen schwingen sich in die Lüfte und wirbeln ihr Jubellied, da freut er sich seines Daseins und wird des Schauens und Lauschens und mähligen Dahinschreitens nicht müde.

Mit einemmal hält er ein.

Denn was da auf einem Hügel hinterm Tann- oder Laubgehölze im Schatten ruht oder mild beleuchtet herüberschaut, selb ist keine, ob noch stille, Heimath heutiger Menschen — vielmehr das Gemäuer einer uralten Kapelle, ein Baum, drunter voreinst ein Einsiedler oder eine Einsiedlerin gelebt, oder es sind die Trümmer einer Burg, hinwieder eines Klosters — und von denen ragt Ein's um das Andere hinauf im Morgen oder im Abend, so schweigsam und doch so vielsagend.

Ueber Sämmtliches ergreift Jenen, welcher da weilt und schaut, ein wunderbares Empfinden.

Das ist froh — und ist wehmüthig zu gleicher Zeit.

Denn er fühlt in sich die freudige Kraft des Lebens — Die aber, welche dort lebten, kämpften oder beteten, Die sind nicht mehr und schlummern in Gräbern und Grüften.

Was Weniges oder viel er nun von ihnen weiß, das tritt ihm mählig vor die Seele, und kann's leicht sein, daß er für ein Kurzes ganz beschaulich wird und nahezu vergißt, er lebe in heutiger Zeit — — —

So ist's draußen.

Hat aber Einer den rechten Sinn, so findet er auch in der Stadt ein Stündlein oder das andere, über Vergangenes nachzudenken.

Wenn er dann so dahinwandelt, sich Kirchen, Plätze oder alte Häuser betrachtet, drängt sich ihm gar bald Dieß und Jenes auf, was er schon weiß — und wenn Das nicht, denkt er: Sieh zu, daß Du erkundest, wie Das entstand, oder was daherum geschah. Ja wär's auch nur ein schöner Erker oder ein schmuckes Fensterlein, meint er: Welch hochweiser Rathsherr, welche frommfrohe Jungfrau oder sonst Jemand mag da vor Zeiten darniedergeschaut haben, und was Heiteres, Düster' oder Abenteuerliches erlebt worden sein?!

Kurz, man soll's gar nicht glauben, was sich Alles

meldet — und, je nach treuem Sinnen, ist's, als ob man alles Mögliche säh', hör' und bezeugschafte — und als lispelten Einem die Menschen von dazumal das tiefste Geheimniß ihrer Herzen in Leiden und Freuden zu.

Solch Einer bin ich.

Was ich dann von alten Zeiten in innerliche Erfahrung brachte, das verhehlte ich nie gerne.

Weil ich nun wieder Etliches weiß, erzähl' ich's meinen lieben Landsleuten — und etwa den Anderen auch; denn Die sollen nur merken, was sich in Sachen der hochlobpreislichen Stadt München und unweit davon auf dem Land mehr und mehr an's Licht stellt.

So, und nun hebt der verschiedene Bericht an.

Uta.

Isar-abwärts zur Rechten liegt Föhring. Das weiß Jeder, und St. Emmeram ist auch nicht weit.

Von den Zweien verlautet gar Manches, wie Das so heraufklingt sagenweise aus frühen Jahrhunderten.

Davon will ich Euch hier Eines berichten.

Aber froh ist's nicht. Vielmehr ganz düster ———

Vor etwan neunhundert siebenzig und mehr Jahren herrschte in deutschen Landen der Kaiser Arnulph. Der war aus Kaiser Carl's des Großen Geschlecht. Seine Gemahlin aber hieß Uta und war aus bayrischem Stamm.

Nun war diese Uta so schön und aller Tugend so voll, daß ein Mann kein irdisch höheres Glück sein nennen konnte, als dieß Frauenbild zu besitzen.

Das sah der Arnulphus auch ein — war aber doch nicht zufrieden, vielmehr ganz düster.

Denn er sah sich andrerseits oft nimmer hinaus bei großem Kriegsgetümmel und ahnte, daß die Zukunft seinem Geschlecht stets größeres Unheil und allerletzt etwa völligen Untergang bringen könne. Nächst verließ ihn so Mancher, den er für einen wahren Freund gehalten hatte, und all zu Dem rückte zeitweise viel leibliches Uebel heran. Das machte ihn wieder tiefsinniger — und argwöhnischer deßgleichen.

Denn er wähnte ohnedieß, es droh' ihm von überall her List und Tücke, gar — böse Zauberei, auf daß ihm seine Sinne verwirrt, seine Gesundheit zerstört und wo möglich sein Leben verkürzt werde.

Hätt' er nun da nicht die Uta zur Seite gehabt, wär' er oft schier verzweifelt — Die aber trug sein finsteres Gehaben mit Engelsgeduld, spendete Trost aus mildest besorgtem Herzen und suchte ihn mit freundlichsten Worten zu erheitern.

Wenn Das so war, und sie allein oder mit ihrem Söhnlein, dem Ludwig, an des Arnulphus Seite lehnte, streifte ihr Der wohl ein oder das andere Mal über ihre güldenseidenen Scheitel und sah ihr tief und forschend in die blauen, taubenfrommen Augen, als wolle er auch an seinem theuersten Besitz, der Uta, prüfen, ob sie in Wahrheit ergeben und zuthunlich sei — oder auch nur zum Schein, wie Andere.

Weil er nun immer und immer nichts, als Gutes und Treu Sicheres entdecken konnte, blickte er zumeist milder und klagte ihr, daß man ihm an's Leben wolle, der es doch in Allem gut meine — und wenn ihn dann die Uta tröstete und seinen Argwohn für künftig zerstreute, ließ er von seiner Klage ab und erschien ein Weniges froher gemuthet. War er aber wieder allein, lagerte sich neuer Gram und Unmuth auf seine Stirne, und weil eben, ungeachtet aller Versicherung und alles Trostes, dennoch wieder Schlimmes zutraf, nahmen Düsterheit, Groll und Argwohn Tag für Tag mehr über Hand.

Einst, geht Kunde, zog er mit der Uta, ihrem Söhnlein, und mit großem Gefolge in's Land.

Da kam er von seiner kaiserlichen Pfalz zu Regensburg in die Gegend, wo dazumal gar nichts, denn offene Landschaft, und nun aber München ist — nächst gen Föhring, so zu des Arnulphus Zeiten schon ein richtiger Ort war und unweit davon das Kirchlein St. Emmeram stand. Selbiger hatte in noch früheren Zeiten den Märtyrtod erlitten. Das traf bei Helfendorf zu, und eh' seine heilige Leiche nach Regensburg gebracht ward, hatte man sie eine Weile an der Stelle niedergelegt, wo dann besagtes Kirchlein stand und, ob auch nimmer gerade so, doch auf dem gleichen Orte noch heutigen Tages steht.

Nun gefiel der Kaiserin Uta die Gegend bei Föhring gar wohl, sonderlich auch der Friede und die gottselige Ruhe bei St. Emmeram.

Drüber ließ sie sich in einem oder dem anderen Worte heraus, und als der Kaiser Arnulph davon berichtet ward, gedachte er, der Uta eine Freude zu bereiten, und gab ihr ein Stück Landes und etliche handsame Gebäu in Föhring zu Eigen.

All Das nahm sie dankbar an.

Der Kaiser Arnulph aber, welcher noch weiter draußen zu schaffen hatte, ließ sie für etliche Tage im Schutz einer Zahl Vertrauter zurück — und Das war der Uta ganz genehm. Denn sie gedachte, die Zeit zur Andacht zu nützen.

Also zog der Arnulph von dannen — und die Kaiserin Uta blieb zu Föhring.

Mittlerweil sie da, hinwieder zu St. Emmeram war — vermaß sich ein Recke und Wohlvertrauter des Kaisers, Namens Erchembert, ihr mehr und mehr zu nahen, als ob er Bedauern trage, daß der Kaiser, ihr Gemahl stets so düster sei, ging dann in listigen Worten stets weiter, mißdeutete der Uta Schweigen, bis er es zuletzt wagte, sein Auge zu ihr zu richten und ihr zu entdecken, daß er von ihrer Schönheit entflammt sei und Gegenliebe für wohl möglich halte.

Auf Dieß konnte die Kaiserin Uta zuerst vor Staunen und Schrecken nicht sprechen. Dann aber erhob sie sich in erhabenst fürstlicher Würde, wies den Frevler mit heiligstem Abscheu von sich und drohte, seine schmachvolle Kühnheit dem Arnulph zu entdecken, anders er seinen verbrecherischen Hochmuth nicht zur Stelle bereue und fürder auch nur ein Wort oder einen Blick wage.

Also sah sich der Erchembert mit seinem stolzen, sündigen Wahn getäuscht, verbarg seinen Zorn, warf sich der Uta zu Füßen und bat sie um Vergebung.

Die sagte sie ihm endlich zu und ermahnte ihn, zum Beweis seiner Reue, dem Kaiser zweifach treu zu sein und, wo immer Gefahr drohe, vorzutreten. Als Jener das auf's Heiligste versprach und sich gänzlich zerknirscht und bereit erzeigte, Alles zu thun, womit er nur immer die ihm gewordene Vergebung verdienen könne, bezeichnete sie ihm in ihrer Arglosigkeit ein und das Andere, was der Arnulph befürchte und in welchen Landen ihm besonders weh geschehe.

All Das hörte der Erchembert ganz andächtig an.

Da nun der Kaiser zurückkehrte und sich noch etliche Tage zu Föhring aufhielt, ward er, bald nach einem Gespräch mit der Uta, wieder recht düster und schier rauh.

Das schrieb sich da her, daß eine gute Botschaft nicht eintraf, welche er erwartete.

Der Erchembert aber glaubte, annehmen zu dürfen, des Arnulphs unmuthiges Wesen gelte ihm, und die Uta habe etwan, wo nicht das Geheimniß verrathen, doch in anderer Weise vor ihm zu warnen gewußt — und als der Kaiser, die Uta mit dem Ludwig und alle Andere gen Regensburg heimzogen, ritt der Erchembert voll innersten Ingrimmes mit und erwog rastlos, wie er der Uta unvorsichtig gegebene Kunde nützen könne, um sie und den Arnulph in Schrecken und Gefahr zu setzen.

Nächst der Kaiser wieder zu Regensburg angelangt war, verflossen Monde um Monde, ohne daß sich der Erchembert in etwas Bösem vernehmen ließ, vielmehr zeigte er sich seinem gegebenen Worte treu und eifrig in seines Herren Dienst, bis er weiter ab vom Hoflager Dieß und Jenes ganz vorsichtig angezettelt hatte und erkannte, die Zeit sei da — und nun galt es nichts, als unter gutem Vorwand vom Kaiser Arnulph zu kommen, um all' die Funken, welche er entglimmen hatte lassen, zu Flammen anzufachen.

Er wußte es aber wohl anzustellen, und obwohl er für sicher annahm, daß ihm der Kaiser die Bitte aus vielen Gründen versagen müsse, trat er doch vor ihn und verlangte ein Stück Landes im Mährischen.

Wie erwartet, entschied der Arnulph gegen sein Ver-

langen und zwar nicht auf das Mildeste, weil er gewohnt war, seine Freunde selbst zu belohnen, keineswegs aber sich Etwas abfordern zu lassen.

Drauf that der Erchembert dergleichen, als werde ihm der Spott Sämmtlicher am Hoflager unerträglich, beurlaubte sich beim Arnulph, verließ die Stadt Regensburg und ritt von dannen — da und dorthin. Alsbald blies er selbige Funken zur Lohe an, rüttelte Freund um Freund gegen den Kaiser auf und die Wuth Derer, welche schon empört waren, fachte er auf's Neue an. Zuletzt machte er sich in's Mährische hinein, und da währte es kürzeste Zeit, so entbrannte da wilder Aufruhr und Krieg des Volkes und der Fürsten des Landes unter einander und gegen den Kaiser.

Drüber gerieth der Arnulph in großen Unmuth. Der Erchembert vermehrte ihn nach Kräften und hatte seine teuflische Freude dran, je mehr Zwiespalt, Mord und Brand zutraf. Um sich aber auf das Schnödeste zu rächen, ließ er von verschiedensten Orten her verlauten, die Schuld alles Uebels laste auf der Kaiserin Uta — Die wolle dem Arnulph mit Kummer sein Leben kürzen, weil bis jetzt all ihre Zauberei und langsam wirkenden Gifttränke nichts gefruchtet hätten.

Da ward der Arnulph, dessen Seele alles Argwohns fähig war, von grauenvollem Verdacht gequält, den er früher doch stets überwunden hatte. Also nahm er sich vor, die Uta zu beachten und in all ihrem Gehaben auf das Schärfste zu überwachen. Dabei konnte er nicht das Mindeste entdecken, was ihm verdächtig erschienen wäre — den-

noch glaubte er nicht an vollkommene Schuldlosigkeit der Uta, sondern dachte, sie wisse ihre Schuld und weiteren Absichten mit Zärtlichkeit zu bemänteln. Denn gar manche von Denen, welche ihn verrathen, hatten sich zuvor mit aufrichtig scheinenden, glatten Worten verhalten und ihn dennoch die ganze Zeit über getäuscht — sonderlich auch der Erchembert, an dessen Treue er früher nie zweifelte.

Mittlerweil er das Alles in seiner Seele erwog und den Ausbruch seines Grimmes niederhielt, war Kampf und Aufruhr in mährischen Landen stets weiter gediehen, des Arnulph Befehle waren verhöhnt worden und unbefolgt geblieben — also griff er zur Gewalt und schickte den Luitpold von Bayern, der Uta Bruder, aus, daß er sich in's Mittel lege und dem Wirrsal mit Kriegsmacht ein Ende mache.

Da war der Luitpold bald auf und dran, das Glück war ihm hold, wie in viel' anderen Kriegen vorher, also ward er im Mährischen bald Meister, nahm eine gute Zahl Feinde des Kaisers gefangen — sonderlich auch den Erchembert.

Den ließ er in Fesseln schlagen und führte ihn[1] mit sich gen Regensburg, dort ließ er ihn einkerkern, und sah der Erchembert unausweichlicher Schmach und sicherem Tod' entgegen. Die zwei wollte er nicht allein tragen. Vielmehr bedünkt' es ihn tröstlich, die Uta mit sich in's Verderben zu reißen, welche ihn, heiligster Pflicht bewußt, von sich gestoßen, sich dann gleichwohl Seiner erbarmt hatte, und deren Fürbitte ihm vielleicht noch jetzt zu Theil geworden

wäre, hätt' er nicht selbst ihrem Willen alle Kraft geraubt. Denn er war es ja gewesen, der sie beim Kaiser durch all die schnöde Lügenkunde verdächtigte.

Als er nun vor Gericht stand und wohl wissend, daß ihm Läugnen nichts fromme, bekannte, was er gegen den Arnulph verbrochen habe, ward das Todesurtheil über ihn ausgesprochen.

Das hörte er gelassen an und sprach dann: „Das Urtheil ist dennoch ungerecht und des Kaisers Gnade für mich gar wohl vorauszusehen — nicht aber für Andere — und ich will nichts verhehlen. Denn bin ich durch List und Tücke fremder Gewalt so weit gekommen, will ich auch Ihrer nicht schonen. Ich sag' aber so. Ich ward durch übernatürliche Kraft verwirrt — Die aber, welche mir mit Zauberei nahte, ist keine Andere — als des Kaisers Gemahl, die Uta! Was sie verleitete, war Rache. Denn ich wollte des Arnulphs Ehre und Hoheit nicht verhöhnen, wie Andere, so sich ihrer verbrecherischen Gunst offen rühmten und dazu aussagten, all das Uebel, was über den Kaiser hereinbrach, Freundesverrath, Aufruhr und Versuch des Mordes, stamme von ihr her!"

Diese grauenhaften Worte setzten alles Volk in Bestürzung, unmuthvolles Gemurmel erhob sich, und sämmtliche Richter sahen voll Schrecken auf den Arnulph.

Der hatte sich beim ersten verhängnißvollen Worte des Erchembert rasch um Einiges von seinem Kaiserstuhl erhoben und, die Hand auf die Armlehne gestützt, abgewendeten Blickes, die Wangen bald von Zornglut übergossen, bald von

der Bläße seiner Schmach, das Ende der Anklage erwartet. Nun ließ er sich wieder nieder — ganz bleich war sein Antlitz — wandte sein Auge auf den Erchembert und sah ihn lange an und tief, wie bis in's Innerste seiner Seele.

Dann sagte er mit gebrochener Stimme: „Du lügst, Erchembert — keinem Anderen — und nicht Dir nahte sie!“ —

„Ich lüge nicht!“ fiel der Erchembert ein. „Ich sprach aus, wessen sich Andere rühmten und etwan bestätigten — wenn sie nicht im Grabe lägen, damit sie schweigen müssen —“ setzte er voll Hohnes bei. „Was aber mich betrifft, der ich der Uta Lockungen entging, ich lebe und kann noch sprechen — und ich will es, damit Du die Schlange erkennst, so Du an Deinem Busen genährt hast!“

„So sprich denn!“ sagte der Arnulph. Kaum vermochte er die paar Worte über die Lippen zu bringen.

„Wohlan denn!“ entgegnete der Erchembert. „Sie nahte mir frevelhaft, mein Kaiser und Herr, als Du sie damals zu Föhringen in etlicher Treuer Schutz ließest. Mit Bitten und Betheuerungen wies ich sie zurück — zuletzt mit heiligem Abscheu und drohte, all ihr sündiges Verlangen wollt' ich Dir entdecken, wenn sie inskünftig auch nur einen Blick schnöder Geneigtheit und nur ein Wort in gleicher Weise an mich zu richten wage! Da flehte sie mich um Schonung an – und ich gewährte sie ihr. Aber ihre Liebe war in Haß verwandelt und meiner Verschwiegenheit vertraute sie nicht. Also war mir bestimmt, ihrem Haß

und Mißtrauen zum Opfer zu fallen — gar oft drohte mir der Tod durch ihre List, und nur des Himmels Fügung vermochte all ihr Vorhaben zu vereiteln! Doch wollt' ich's nicht länger wagen, in ihrer Nähe zu weilen. Wohl wußt' ich, daß Du mir das Verlangen nach mährischem Land abschlagen würdest, aber ich wagte es dennoch, damit ich gekränkt und beschämt das Hoflager meiden könnte. Also erreichte ich endlich mein Ziel. Eh' ich aber schied, mußt' ich nach altem Brauch noch einmal vor sie, als meine Herrin, treten, ihr Fahrwohl in Empfang zu nehmen. Also schickt' ich mich dazu an und beschloß, sie noch einmal an ihre Pflicht zu mahnen — und ihr Alles zu vergeben, was ich von ihrer List und Rache gegen mich wisse! Das fügte sich wohl und sie hörte mich, wie im innersten Herzen zermalmt und ihre Augen von Thränen überflossen, an. Dann schritt sie von mir weg und stand, den Blick zu Boden gesenkt da. Es war, als ob sie mit sich selbst rede, und hie und da vernahm ich ein Wort, konnt' es aber nicht verstehen — denn es war in wundersam klingender, mir ganz unbekannten Sprache — und unerklärliches Bangen überfiel mich. Auf wollt' ich und fort. Aber ich vermocht' es nicht, denn ich war wie festgebannt. Zuletzt trat sie mit unbeschreiblich listigem Lächeln zu mir, legte mir die Hand auf das Haupt, dazu sagte sie noch etliche solcher Worte und nach einer Weile sprach sie: Also wohl, Erchembert, nun geh hin! Als sie Das gesagt, kam ich von ihr weg, noch weiß ich nicht, wie — meines Leibes war ich wieder Herr — meiner Sinne aber nimmer! Die waren verwirrt und

in List und Tücke und in Haß gegen Dich, meinen Kaiser und Herren, verkehrt und verwandelt!"

Auf diese Rede hin fuhr der Kaiser von seinem Sitze und zuckte sein Schwert, das er krampfhaft gehalten. Aber er senkte es wieder und befahl, den Erchembert in sein Gefängniß zurückzuführen — die Uta gleichfalls in Kerker zu werfen und kommenden Tags Beide vom Leben zum Tod zu bringen.

Dieser Befehl ward zur Stelle erfüllt. Das Volk aber brach vor Erbarmen in lauten Jammer aus, und Sämmtliche, so um den Arnulph waren, flehten ihn an, sicher unschuldigen Blutes zu schonen, mindest die Uta nicht ungehört zu verdammen. Lang blieb da der Kaiser bei seinem Willen und Befehl. Denn in seiner Sinne Aufruhr hielt er es für unmöglich, daß der Erchembert all das Seine zu behaupten gewagt, wenn es sich anders verhalte. Zuletzt überwog des Luitpolds unabläßige Fürsprache, so daß der Arnulph seinen Befehl zurücknahm und ein Gericht über die Uta anordnete. Die blieb aber Nacht-über im Kerker.

Am nächsten Morgen war eine Schaar von zwei und siebenzig freien Männern versammelt. Vor diese ward der Erchembert als Ankläger der Uta geführt — die Uta deßgleichen aus ihrem Kerker geleitet und ihm dann entgegengestellt.

Da stand sie nun in ihrer Schönheit, weiß gekleidet, mit herabströmendem, lichten Haar, gleich dem reinsten Engel — ihr Feind aber, der Erchembert, stand da, unter

seinen finsteren Wimpern höhnische Blicke entsendend, wie ein Sohn der Hölle.

Als er gemahnt war, zu sprechen, wiederholte er in unergründlicher Bosheit alles früher Gesagte.

Dann sprach die Uta.

Die antwortete ruhig, im Gefühl ihrer Unschuld und ganzen Seelenhoheit. Vor Allem brach sie ihr Schweigen über des Erchembert Kühnheit zu Föhringen, stellte die Sache in ihr wahres Licht und wies nach, daß sie nur ihre Milde und sichere Hoffnung auf des Frevlers Besserung geleitet habe, zumal sie auch dem Kaiser einen sonst treuen Freund zu erhalten geglaubt. Deßhalb habe sie ihn gerechter Strafe und dem Verderben entrissen, in welches er nun durch weitere Treulosigkeit dennoch gerathen sei.

„Also trag' ich", sagte sie, „seinetwegen keine Schuld auf dem Herzen. Denn ich hab' ihm nimmer ein verfängliches Wort gespendet oder auch nur mit einem Blick unfromme Gunst verrathen — und sicher hatt' ich nicht von Nöthen, Den aus Rache verschmähter Liebe zu verfolgen, welchen ich nie angestrebt!"

So sprach sie.

Dann entgegnete sie mit heiligster Entrüstung und siegreichster Hinwegwerfung die weiteren, schnöden Anklagen in Betreff des Kaisers, den sie von je als ihren von Gott beschiedenen, theueren Herrn und Gebieter und als ihrer Seele innigsten Freund betrachtet und dessen Wohl ihr heißester Wunsch gewesen sei und für ewig sein werde.

Gegen diese Worte ergoß der Erchembert all seinen letzten Trotz und Hohn.

Aber der Trotz und Hohn vermochten nichts gegen der Richter klares, reines Empfinden, und je mehr er Schuld auf die Uta häufte und sie zu verwirren suchte, um so viel reiner erschien sie Jenen durch die Schlichtheit ihrer Angaben, durch ihres Blickes Offenheit und die unbeugbare Ruhe ihres ganzen Wesens.

Also da es zum Spruch kam, ward die Uta einstimmig aller Tugend preiswerth und jedes angedichteten Fehls frei und ledig erklärt.

Auf dieß Urtheil hin erscholl tausendstimmiger Freuderuf, denn alles Volk glaubte, nun sei die Uta gerettet.

Aber dem Kaiser genügte das Urtheil nicht.

Sinnend lehnte er etliche Augenblicke. Dann entsandte er einen Diener. Der brachte alsbald sein kostbares Evangelienbuch. Der Arnulph ließ es unweit von sich niederlegen und sagte dann zur Uta: „Irdische Richter haben Dich losgesprochen. Schwör' Du Dich vom letzten Schein der Schuld los — vor dem ewigen Richter!“

Da rief ihm, geht Kunde, der Luitpold von Bayern zu: „Deine Macht ist von Gott — so ist auch das Wort der Richter, die Du gesetzt hast, sein Ausspruch! Jeder aus Fürsten, Grafen und Volk glaubt an der Uta reinste Schuldlosigkeit. Willst Du aber so hart walten, wohlan denn, so nimm mich in all Deren Namen an, daß ich statt Deines edlen Weibes den Eid leiste — und so je eine Spur ihres Vergehens zu Tag kommt, fall' Dir mein eigenes Leben anheim!“

Diesen Worten des Luitpold folgte allseitiger Zuruf und schien Jeder vom Höchsten bis zu niederst bereit, den Eid zu leisten und sein Leben zu verpfänden. Dem Kaiser Arnulph milderte Das auch sein letztes Bedenken, aber sein Wort war gefallen, das wollte er nicht zurücknehmen, auch wollte er der Uta Antlitz und ihrer Stimme Sicherheit in Betracht ziehen, mittlerweil sie Gott zum Zeugen anriefe.

Also blieb er auf seinem Verlangen.

Drauf sah die Uta nach einem reichen Dankesblick zum Luitpold gen Himmel. Dann senkte sie ihn und lenkte ihr Auge zum Erchembert und sagte: „Wagst auch Du das Deine zu beschwören?“

„Das wag' ich!“ rief Der und wollte die Hand zum Meineid erheben. Aber sie war urplötzlich wie gelähmt, und sein Arm sank kraftlos darnieder.

Die Uta hingegen trat hin, berührte das Evangelienbuch und sprach den Eid, welchen ihr der Kanzler vorsagte, mit feierlicher, sicherer, wehmüthig freudiger Stimme nach.

Da erscholl unbeschreiblicher Jubel, Alle lobten Gott, was nahen konnte, drängte sich herzu, der Uta Kleid zu küßen, und sah dann Jeder mit Unmuth und Schauder auf Erchembert, der, wie von Gottes Zorn zermalmt, dastand.

Der Kaiser Arnulph aber stieg die Stufen vor seinem Thronsitz darnieder, umfing die Uta und sah ihr zu Augen. Ein mildes Lächeln des Erbarmens zog über sein Ernstgewöhntes, noch vor weniger Frist finsteres Antlitz.

Die Uta sah ihm auch lange zu Augen, treu und unaussprechlich klar, rein und freudig, als sage sie: So hast

Du mich denn wieder in Deine Liebe aufgenommen! Dann ging's wie in Schleiern vor ihre Blicke, denn der Schmerz der Verkennung überkam sie — in leisem Schluchzen sank sie dem Arnulph an die Brust und barg ihr zährenreiches Angesicht an seinem Herzen.

Da küßte sie der Arnulph auf ihre Stirne und flüsterte: „Komm', meine Uta!" Faßte sie dann an der Hand, wandte sich gegen den Erchembert und sagte, auf ihn deutend, zu den Richtern: „Thut sonder Weil an ihm, was Rechtens ist — und Niemand soll es wagen, für ihn zu bitten —!"

Nächst führte er die Uta, vom freudetrunkenen Volk umgeben, von hinnen in die kaiserliche Pfalz.

Des Erchembert Haupt fiel wenige Frist später.

Der Uta Name und Preis aber ging weitaus in alle Lande — — —

So hatte sie's überwunden, was Gott ihr Schweres auferlegt, und hoffte Gutes für Kaiser Arnulph, für sich und ihr Söhnlein in kommender Zeit.

Als der Arnulph überbald eine Heerfahrt that, bat sie ihn, zu Gott an der Stelle flehen und ihm danken zu dürfen, wo ihr so viel Unheil erwachsen und draus sie errettet worden war.

Dazu gab ihr der Arnulph Erlaub — und über eine Zeit kam die Uta zum zweiten Male gen Föhring und St. Emmeram. Da betete und weinte sie oft und viel und flehte um Hülfe gegen so Manches, was dem Kaiser mit Gefahr drohte. Dann wandte sie sich von Föhring ab und

gedachte, kommenden Lenz an der Seite ihres Herrn und Gebieters wieder zu kehren.

Aber sie kehrte nimmer wieder.

Denn als sie zu Regensburg angelangt und etliche Zeit verweilte, traf die Trauerkunde ein, der Kaiser Arnulph ihr theuerer Gemahl, sei zu Oetting auf der Heimfahrt aus diesem Leben geschieden.

Sein letztes Wort war Dank für ihre Liebe und Glaube an ihre Treue gewesen.

Seine Leiche führten sie gen Regensburg.

Da ward sie zu St. Emmeram in die Erde versenkt — und wer immer da der Uta Schmerz und Thränen sah, der erkannte gar wohl, daß da nur Ergebenheit und christlich treuestes Pflichtgefühl gewaltet habe.

Das ist die Kunde von der Uta, und was Leid ihr zu Föhring erwachsen.

Um was sie da zuletzt gefleht, ward ihr von Gott nicht gewährt.

Viel Jammer und Verderben brach inskünftige herein, als ihr Söhnlein, der Ludwig, auf des Vaters Thron ge setzt ward — zu Forchheim geschah es — das ist im Fränkischen. Wild hausten alsbald die Ungarn in deutschen Landen, der Uta und des Ludwigs beste Freunde starben in grauenvollen Schlachten — auch der edle Luitpold von Bayern. Folgend wuchs Noth und Gefahr stets höher, so daß der Ludwig fliehen mußte, und auf trauriger Heimkehr, gebeugt von Unglück schied er zu Regensburg aus diesem Leben — der letzte Carolinger auf deutschem Thron.

So erging's. Es war Gottes Rathschluß, und vor seinem Willen besteht nichts, ob es noch so mächtig dastünde vor der Menschen Augen.

All das Leid erlebte die Uta nicht.

Früh' schied sie von hinnen, zur Zeit sie noch auf ihres Söhnleins bessere Zukunft hoffen konnte. Wohl ungern' schied sie und recht schmerzwehmüthig von ihm.

Aber es war doch Gottes Gnade und liebevolle Huld, denn sie sollte allen Jammer und alles Verderben der Zukunft nimmer sehen — — — —

Die Rebecca und die Veronica.

Als man nach Christi Geburt das 14hundert und sechs und achtzigste Jahr zählte, nahte Frohnleichnamsfest heran.

Selbes ward, wie Jeder weiß, stets mit größter Andacht und größter Pracht und Herrlichkeit gefeiert, sonderlich waren auch bei der Prozession eine Menge geschnitzt', gemalter, hinwieder lebendiger Personen zu sehen, welche Ehrwürdig' und Heiliges aus dem alten oder neuen Testamente vorstellten, und noch sonst Verschiedenes.

Nun war zur Prozession vom besagten Jahre schon Alles gerichtet, auch waren sämmtliche Jungfrauen auserkoren, welche in der oder jenen Weise am Umgang Theil nehmen sollten — und es fehlte nur mehr an einer, nehmlich der, welche die Rebecca vorzustellen hatte.

Drüber zerbrach sich der Licentiatus Miller, welcher auf Herzogs Wilhelmus des Fünften Befehl seit mehr Jahren die ganze Prozession zu ordnen und dann während des Umganges hoch zu Roß viel herumzusprengen hatte, damit sich's in nichts fehle und der Würde der Sache kein Eintrag gethan werde — selbiger Licentiatus Miller zerbrach sich seinen Kopf Tag für Tag mehr.

Es fiel ihm aber nichts bei, was ihm dienlich werden könne.

Wie er nun wieder einen Tag später mit seiner ehlichen Hausfrau beim Mittagsmahl saß und mittlerweil er aß, Derselben und einem guten Freund, so Tischgenoße war, seine Noth und Verlegenheit klagte, kam dieser Freund auf einen guten Gedanken, wunderte sich, daß sie Beide nicht früher darauf gerathen seien — und stellte sich's heraus, daß der alte Herr Gaishover, weiland Bürgermeister, eine Maid in Diensten habe, welche ein gar frommes, züchtiges, wohlbetendes und schönes Menschenkind sei, so daß ihr Jedermann gutes Lob gebe, wer Weniges sie nur kenne.

Drauf war der Licentiatus Miller rasch beim Entschluß und that in nächster Stunde seine Schritte; die Maid zeigte sich aber sehr scheu und also großer Ehre vermeintlich ganz unwürdig. Endlich willigte sie dennoch ein — drüber ward der Miller ganz glückselig — und wie er erwartete, so traf es auch ein. Denn als dieselbige arme Maid über etliche Tage in Mitte der Prozession als Rebecca dahergefahren kam, dabei all' ihre Umgebung so angerichtet war, wie es sich für die Persona biblisch ziemte, welche sie vorzustellen hatte, erschien sie so eindrucksreich und doch anmuthig und bescheiden, daß sich Jedermann darüber freute und nur eine Meinung waltete, nehmlich, sie sei die allerbest' und taugsamste Rebecca, welche man seit Jahren gesehen.

Einer aber, der auch unter den Zuschauern stand —, ein schöner, stattlicher Mann war's und von Tyrol, Das konnt' man schon am Gewand sehen — Dem fiel bei der Rebecca etwas Weltliches, gleichwohl Reines und Gottge-

fälliges ein. Er fragte demnach die Umstehenden, ob sie ihm nähere Auskunft über die Persona geben könnten, so die Rebecca darstelle, und ob sie schon versprochen sei? Da vernahm er, er sollte sich durch die fürnehme Erscheinung und das reiche Gewand nicht täuschen lassen, denn es sei die Jungfrau zwar überaus rechtlich fromm und unbescholten, auch gänzlich frei von allen Banden, aber blutarm und eine dienende Maid. Es ward ihm auch nicht vorenthalten, in wessen Diensten sie stehe.

Drauf wartete Der von Tyrol, bis die Prozession vorüber war, deßgleichen die Mittagszeit — dann begab er sich aber auf den Rindermarkt zum ehrenvesten Herrn Gaishover. Als er da an die Hausthür' klopfte, öffnete ihm die vorherige Rebecca die Thüre, so daß er sie in der Nähe sah und ein paar arglose Worte zu ihr sprechen konnte, des Bürgermeisters wegen. Da gefiel ihm all ihre schlichte Weis' und ehrbare Freundlichkeit ganz wohl, sonderlich auch der Klang ihrer Stimme. Er ließ aber in's Weitere noch nicht das Geringste bemerken, sondern begab sich zum Herrn Gaishover hinein, der von den Kräftigsten keiner mehr war, in so weit ganz dürr und nicht gar groß in seinem hohen Lederlehnstuhl drin saß und sich schier mit einiger Beschwerde erhob, den fremden Herrn zu begrüßen.

Der litt aber nicht viele Umstände, sondern hieß ihn nur wieder Platz nehmen, sagte dann, sich selbst einen Stuhl herrückend, wer er sei, und fragte weiters um Alles, was ihm wissenswerth erschien.

Da erfuhr er nur das Beste von der Maid und als

er genug Bescheid zu haben glaubte, ersuchte er den alten Herrn, sie hereinzurufen.

Sagte Der: „Ja und wann Ihr denn meint, will ich wohl, denn ich seh' fürwahr, Ihr habt ein richtiges Gemüth auf die Dirn'. Nun wißt Ihr wohl lauter Guts von ihr, aber das Böse nit. Ihr meint etwa, ich statt' sie in Vielem aus? Ja mein, ehrenvester Herr, ich bin nit so wohl auf mit der Baarschaft! Ja wenn ich mit Tod abgeh', könnt' ihr eine kleine Summa zufließen, jetzt aber ist's nichts — etwan daß ich ihr ein Brautkleid verabreichte, denn ich hab das von meiner Seligen noch. Also nun habt Ihr von meinetwegen Bescheid. Die Maid selbst aber hat mehr nit, denn zwanzig Gulden Hab' und Gut. Das hat sie sich mit Müh' zusammengespart. Jetzt könnt' Ihr Euch die Sach' in Ueberlegung bringen."

„Laßt sie nur 'rein!" versetzte der Andere. „Er steht niacht aufs Geld an, denn er hat selbsten g'nug. Es fehlt i'hm niacht, als ein froh frums Weib und sei sie so arm, als sie well und ob sie niacht mehr denn ein paar Schuh' hätt', wellt er dannoch niacht aus der Stadt, bis er sie erobert hätt' —"

„Ja wenn die Lieb' so groß ist —!" fiel der alte Herr ein und erhob sich von seinem Lehnstuhl, griff zur Handkrücke und machte sich an die Thüre. Die öffnete er und rief aus seinem rupfigen, grauen Bart hinaus, aber nicht gar zu laut, vielmehr ziemlich heiser, denn seine Brust war nicht von den festesten: „He da, Du — nun hörst nit — Veronica — da geh' mal 'rein — ich mein', Gotts ganzer

Segen ist über Dich 'kommen — laß nur nit aus! Ist schon wahr," setzte er bei, mittlerweil die Veronica schüchtern eintrat — „da ist Einer, der Dich zum Weib will — ist — ist von Botzen zu Haus — ein ehrsamer Kaufherr ist er, sagt er, und nit von den allergeringsten! Jetzt da schau' her —" dazu klopfte der Herr Gaishover mehrmals mit seiner Handkrücke auf den Boden — „und wie's nur so eintreffen kann! Bei der Prozession hat er Dich g'sehen, ja wie 'sd die Rebecca gemacht hast, ja, da! Wer hätt' sich jetzt Das gedacht! Und es ist halt doch so, wie ich all' Zeit im Rath gesagt hab', wenn man sich nimmer auskennt, wird Gott am allernächsten und von selbst Mittel machen! Ja so und nit anders ist's, und Das behaupt' ich — fest behaupt' ich's, so und jetzt weißt es und jetzt kannst thun, was 'd magst! Laß nit aus, sag' ich, und wenn 'sd anders sagst und nit einschlagst, bist ein narret's Leben —"

„So halt nur ein mit Deim Geplärr — — niacht für ungut —" fiel Der von Botzen ein. „Aber macht 'rr ja die Maid ganz verdutzt! Der von Botzn wellt schonderst selbsten reden und braucht er kein' Fürsprecher! Dessell ischt aber wahr, Jungfrau! Hätt' Dich beim Prozeß gesehen, hernach ischt er da her'kommen und jetzt war' er halt da und weil er halt da war', also gilt's! Der reiche Rainzinger von Botzn ischt's, auslaßt er nimmer, Bös' weiß niemand niacht von ihm, also wann 'dst ihm zu Gunsten reden thätst, war's reacht — gar zu jung ischt er halt nimmer — hätt' dann Dessell was auf sich?"

Da war die Veronica sichtbar tief bewegt und sagte

nicht sogleich Etwas. Dann auch nicht unverzüglich, sondern sie erhob die Blicke, welche sie zu Boden geheftet hatte, sah den Herrn Rainzinger zwar nur ganz kurze Zeit, aber in so weit fromm tapfer an — und wiegte ihr Haupt langsam verneinend.

Ein schelmisches Lächeln wollte dazu um ihre Lippen spielen, aber sie unterdrückte es und sagte halblaut: „Gar zu jung taugt nit, hat einmal mein Vater g'sagt."

„Also wann D'r das minder jung Alter niacht thut, ischt's wohl reacht," sagte Jener freudig, „wann D'r jetzt nur das Letzt auch niacht thät — ein ehrsamer Wittwer war' er halt, der Rainzinger, gelt, Dessell soll halter niacht sein?"

„Ein ehrsamer Wittwer —?" entgegnete die Veronica. Noch einen Blick warf sie auf ihn. „Da habt Ihr's wohl öd und — und traurig im Haus —?"

„Kannst 'Dr's wohl denken," kam 's entgegen, „hat der Rainzinger kein' Seel' im Haus, als sein' alte Schaffnerin!"

„Und sonst gar keine Seel'?" sagte die Veronica.

„Nein, und sonst keine!"

„Nun denn, was Gott fügt, ist wohlgethan," sprach die Veronica. „Wär' mir wohl lieber, wenn Ihr kein Wittwer wär't. Wenn Ihr's aber in Ehren mit mir meint und nit etwan gar einer armen Maid spotten wollt," flüsterte sie — dann ein wenig schalkhaft und ziemlich rasch sagte sie's, „sell hätt' dann die Veronica auch niacht so viel dagegen!"

„Heija,“ fiel Jener ein. „Jetzt ischt der Rainzinger seins Lebens froh, und gar künnt's d'r tyrollerisch red'n! Ja wo hascht denn dann Das her?“

„Habt Ihr denn nit selbst g'sagt, ich sollt' Euch zu Gunsten reden?“ sagte die Veronica.

„O Du kreuzfrumm schnackige Maid,“ rief der Rainzinger, „jetzt ischt die Sach' schon im Reinen! Her da und schlag' ein, weil ds mich nimmst — aber wie schaut's mit 'm Geldlein aus? Hascht ein's?“

„Nein, das hätt' sie niacht! Nun doch — zwanzig Gulden hätt' sie etwan, die Veronica, und zwo Groschen —“

„Ei narret, sell ischt wenig!“ fiel Jener ein. „Aber derspart hascht' drs und weißt, was 's um's Geld ischt. Jetzt weißt was? Du giebst m'r dieselben zwainzig Gulden — und zwainzig tausend nimmst d'r dagegen — sell ischt der beste Handel, den der Rainzinger g'macht hat!“

Da kann sich Jeder denken, wie froh die Veronica erschrack, da sie zu allem Glück noch von so viel Reichthum hörte, und wie der alte Herr Gaishover voll Staunens dastand — nun und erst gar der Licentiatus Herr Miller, der eben daherkam, um dem alten Bürgermeister seine Zufriedenheit mit der Rebecca an Tag zu legen. Derselbige schlug vor andächtiger Freude nur immer die Hände zusammen, denn all der Veronica Glück war ja, so zu sagen, sein Werk. Zuletzt stürmte er fort und holte seine Ehefrau und vor Allem seinen Freund, der ihn auf den ersten Gedanken Betreffs der Veronica gebracht hatte — kurz Die und alle Anderen, welche alsbald von der Angelegenheit

hörten, freuten sich von Herzen. Sonst aber verfloßen nicht acht Tage, so feierten der Rainzinger und die Veronica schon ihr Stuhlfest — und über kurze Frist später fuhren sie als glückliches Eh'paar von dannen und gen Botzen — da lebten sie, und hat nie Ein's dem Anderen ein trübes Viertelstündlein bereitet.

Mehr weiß ich nit zu sagen, so aber hat sich's damals zugetragen.

Die Martinigans von St. Peter.

Es giebt kein Ding so klein und 'ring, daß Einer nichts davon erzählen könnt', wenn er 's weiß.

Also ergeht's mit der Martini-Gans von St. Peter auch. Die Sach' und Angelegenheit weiß ich, und da ist's mir freilich leicht, von so Geringem zu berichten, als da auf Erden ein Gansvogel ist.

Vor so ein fünfhundert Jahren lebte Einer zu München, des Namens Arnold, und war seines Zeichens ein Fleischer.

Nun traf ein Todesfall ein, der Arnold glaubte Anspruch auf eine gewiße Summe zu haben, wandte sich an einen Meister im Recht oder Anwalt und fragte ihn um Meinung und Rath. Obgleich da der Meister wohl wußte, daß weitaus nur eingebildetes, aber kein klar und wahres Recht walte, und nichts zu gewinnen sei — stellte er sich dennoch ganz erfreut, eine so fürtreffliche Sache durchfechten zu können, versprach baldigste Schritte und rieth dem Arnold, bester Dinge zu sein, denn er wolle schon drein fahren, wie der Leibhaftige, und den Erben das Leben sauer machen. Dazu sei er der Mann und hab's von je bewiesen.

Auf Dieß ging der Arnold hinweg, hatte den Kopf voll Gedanken, was da doch Alles eingewendet werden könne — und statt daß er guter Dinge ward, traf mehr und mehr das Gegentheil ein.

Etliche Tage später war Martini.

Da ward der Arnold zum Dechant Eberhard von St. Peter berufen, weil's eine Zahlung zu bereinigen galt, und als er hinkam, speiste der Dechant eben ein Schnitzlein kalten Gänsebraten.

„Gott zum Gruß, Fleischer Arnold!" sagte er. „Da habt Ihr Euer treffend Geld."

Das strich der Arnold ein, dankte und dann wollte er sich entfernen.

Der Eberhard hatte aber noch einen Sinn, etliche Worte zu plaudern, und fragte: „Nun habt Ihr Euch auch eine Martinigans braten lassen — hat sie Euch wohl gemundet?"

„Mir nicht," sagte der Arnold „Gnaden Herr Dechant, und ich weiß nicht, was das ist! Ich hab' da einen Rechtsstreit vor — seit denen paar Tagen geht mir gar nichts mehr zusammen, und sagt der Meister Hausici doch, es könn' sich in nichts fehlen. Er secht' meine Sach' durch, sagt er, und wie der Leibhaftige wöll' er dreinfahren. Und jetzt bin ich halt doch nit zufrieden und alle Weil voll Unruh, daß ich schier keinen Bißen essen mag."

„Das ist schlimm," sagte der Eberhard „taugt nichts. Erzählt mir doch Euere Sach!"

Das that der Arnold.

Sagte der ehrwürdige Dechant, als er gehörige Einsicht hatte: „So ist's demnach! Ja Freund, die Sach' ist wohl nicht gar so klar, als der Hausizius meint — oder sagt — und Ihr glaubt eben, es könn' doch leicht miß-

lingen. Wißt Ihr, was ich thät'? Ich ging jetzt her und fragte einen andern und beßeren Meister."

„Ist ja der Hausici der schärfest' und geschickteste von Allen, Gnaden Herr Dechant —" versetzte Jener.

„Ei so wohl," gab Herr Eberhard zurück, „aber von Denen allen mein' ich keinen. Ich mein', Ihr sollt Euer Gewißen fragen! Redlicher giebt's keinen Meister im Recht und billiger auch kein'? Wo also dasselbige, Euer Gewißen in aller Art ja sagt, das heißt, daß derjenige von Euch vermeintliche Anspruch gerecht — und billig etwan auch sei, dann wißt Ihr, woran Ihr seid. Wenn 's aber nicht ja und nit nein sagt, oder aber gar das Letztere mehr, und Ihr könntet des Hausicius wegen dennoch gewinnen, weil er ein ärgerer Streiter ist, als die Andern — da möcht' ich Euch doch gerathen haben, abzustehen. Denn dann mundet Euch Zeitlebens kein Bißen Martinigans mehr. Warum? Weil Ihr von je ein Ehrenmann wart und äßt nun mit jedem Schnitzlein ungerechtes Gut mit hinunter. Und so bedünkt mich die Sach' schier."

„Wär' mir nit lieb!" fiel der Arnold ein.

„Ja ist nicht anders," versetzte Jener und erklärte ihm Alles. Zuletzt fügte er aber bei: „Nun könnt Ihr sehen, wie wenig der Hausizius verstünde, wenn er nicht erkennen sollte, daß Ihr nicht im Recht, vielmehr im Unrecht seid. Das schert ihn aber in's Weitere so viel nicht, wie mich bedünkt und er leider den Namen dafür hat, und ob Ihr all Euer Geldlein in dem Rechtsstreit zusetztet, als daß es Euch zuletzt gar nie mehr eine Martinigans trüg',

Das möcht' ihn wenig anfechten — anders nur er die seinige hat!"

Wie der Arnold das Alles hörte und dazu sein Gewissen prüfte, sagte er: „Wenn der Hausizi meint, es sei gleich, ob ich ein' Gansvogel auf Martini hätt' oder aber nicht, und wann nur er seinen Theil nicht verlör', also mag er zusehn, wer ihm's zahlt. Ich einmal nimmer! Weil Ihr aber die Schuld tragt, daß ich einen beßeren Anwalt, als den Hausizi fragte, der dann zu Sämmtlichem ja sagte, was Ihr mir von meinem schlechten Recht auseinandersetztet — heut' grad Martini ist, und wir auf das Gansessen zu reden 'kommen sind, will ich meinen Dank auch an Tag legen — und Das laß ich mir nicht nehmen. Also soll fürhin kein Martini vergehen, daß nicht ein Gansvogel zum Dechanthof von St. Peter eingelegt wird!"

Sagte der Herr Eberhard: „Wann Ihr so wollt und es Euch nit nehmen laßt, kann ich auch nichts dagegen han! Weil's aber, sofern 's Ernst ist, in Einem hingeht, geb ich Euch da gleichfalls guten Rath. Das heißt, seht fein zu und habt Sorge, daß der Gansvogel für St. Peter nicht zu mager ausfallt!" —

„Wär' wohl recht!" fiel der Arnold ein. „Nichts da — weidlich groß und tapfer soll er sein — und all über die Stiftung geb' ich Euch demnächst eine Urkund'."

„Also dann ist 's recht!" sagte Herr Eberhard.

Und damit ist die Geschichte von St. Peters Martini-Gansvogel zu Ende.

Von den Münchner-Stadtfeinden

und was Kunde in der Historia, auch sagenweise von ihnen ergeht.

Beßer und friedlicher — ob auch gleich tapfer genug, wenn's einmal galt und sein mußte — gab es nie eine Stadt, als die Stadt München.

Das hinderte aber in nichts, daß sich in alten Zeiten Der und Jener an sie machte und ihr weitaus und nah' allen möglichen Schaden zufügte.

Die Das thaten, waren die Stegreifritter, Schnapphähne, Buschklepper, Staudenhechte, oder wie sie sonst noch benamst sind, die mehr Ritterlichen hießen Stadtfeinde und thaten doch dergleichen, als hätten sie Grund und Ursache. Allerletzt lief es aber auf Eines hinaus. Denn sie überfielen eben nicht minder, als die Raubritter, was daher kam auf der Heerstraße, plünderten die Kaufherrn aus, schlugen nieder, was sich widersetzte, den Einen und den Anderen schleppten sie mit sich fort und gaben ihn nur gegen schweres Lösegeld frei, und was sie der Stadt selbst mit Schwert und Feuer anzuthun vermochten, geschah auch jeder Zeit.

Weil nun just die Rede von solchen Stadtfeinden, mögt Ihr wohl etwas Weiteres vernehmen und etwelche

oder mehr derselben benamst haben, und wie sie sich etwan verhielten.

Item.

Von besagten Stadtfeinden war gleich Einer der böse Püttrich. Der befehdete München von Augsburg aus, und Das war im Jahr 1376 nach Christus. Wieder später, um's Jahr 1406 kam Einer daher, der hieß Heinz von Schellenberg. Selbiger Schellenberg hatte einen guten Freund mit Namen Berthold von Stain, und weil der Stain von Einem auf der Münchnerseite, Namens Jörg von Gundelfingen angebliches Unrecht erlitten, nahm sich der Schellenberger Heinz seines Freundes an, erklärte sich für einen Feind der Stadt und daraus entstand Noth und Irrsal genug.

Der Streit war kaum beigelegt, so stand ein anderer Stadtfeind auf, der Hans Truchseß von Waldburg. Der verhielt sich auch nicht zum Besten — und um's Jahr 1408 zeigte sich schon wieder Einer. Der hatte, seiner Angabe nach, von den Herzogen zu fordern, wandte sich aber an die Münchner, und weil sein Verlangen schon bekannt war, faßte er weiters keinen längern Brief ab, sondern schrieb nichts, als Das: Zahlt — oder Fehde!

Selbiger, kurzgefaßte Gesell hieß Hans Radlkofer, war aus dem Ingolstädtischen und machte der Stadt unglaublich viel zu schaffen, bis die Angelegenheit zu Ende ging, und dann die Münchner doch nichts bezahlten. Von den Herzogen steht auch nirgends dergleichen. Waren ihm auch sicher nichts schuldig.

So ein fünf Jährlein später machte sich ein anderer Zänker und Streitbold sichtbar, der hieß Heinz der Schlittenberger, und gleich im Jahr darauf wieder ein anderer wilder Gesell, des Namens Peter von Harlach.

Besagter Petrus soll von Gestalt eben nicht am Schönsten gewesen sein und brennrothe Haare gehabt haben. Insweitere behauptete er gleichfalls, die Münchner hafteten, weil ihm die Herzoge in einer Fehde Schaden zugefügt hätten, und als ihm nicht entsprochen ward, fehdete und hauste er auf's Wildeste drein, bis er sich zum Glück in andere Händel verwickelte — so wurden dann die Münchner Seiner los und ledig.

Zwei Jahre später kam der Hans Pucher daher. Der war ausnehmend verwegen, obgleich nicht fast groß an Leib und auf einem Aug' blind. Das hatte er bei einem Ueberfall auf der Freisingerheerstrasse verloren. Darüber war er noch erboster, verübte mit List und Gewalt, was er nur ersinnen und durchführen konnte, und gar heißt's, er hab' sich zum Frauen- und Jungfrauenraub geneigt bewiesen. Als er aber später einmal dran ging und einen recht argen Streich vollführen wollte, gerieth er in Gefangenschaft. Da ward so viel Federlesens nicht gemacht und demselbigen Hans Pucher das Haupt zu Füßen gelegt, denn er schuldete auch manches Leben.

Nunmehr kommt die Sache wegen des großen Thalbrandes zu München. Davon weiß in so weit Jeder, aber nichts Näheres, und wie darüber Kunde ergeht, hängt das Unglück mit einem Stadtfeind zusammen; Der erhob

sich Ao. Dom. 1414 und hieß Ritter Gebhard von Kammer.

Selbiger Gebhard von Kammer soll an Gestalt schön gewesen sein, von Antlitz desgleichen und im Ganzen schier sanftmüthig hergeschaut haben. Das war aber nur die Außenseite. Denn innerlich war er ganz anders, und beseelte ihn Trotz und Uebermuth, so daß es nicht leicht ein Gleiches gab.

Im Ganzen entspann und verlief sich die Sache so.

Des Gebhard von Kammer Vater war seiner Zeit der Stadt München eine große Summa schuldig geworden und die trug er trotz allem Mahnen nicht ab. Als er nun starb und ihn sein Sohn, der Gebhard beerbte, demnach auch für Alles haftete, wies er gleichfalls jeden Anspruch von sich, fühlte sich zuletzt höchst beleidigt und ließ auf Streit und ärgste Willkühr nicht lange warten, so daß er alsbald schlimmer erschien, denn sämmtliche Stadtfeinde vor ihm.

Als demnach stets mehr und mehr Uebles eintraf, würden die Münchner einmal ganz grimmig, zogen, weil sie eben ihre Macht beisammen hatten, aus und zerstörten des Gebhards Veste, die Schaunburg, zwischen Murnau und Escheloh, weil er von ihr aus der Handelsstraße Tag für Tag gefährlicher wurde. Bei diesem Zug waren Zwei vom alten Geschlechte der Bart und Einer von dem der Schrenk Hauptleute, die Belagerung aber währte ganze eilf Wochen und kostete viertausend Gulden. Selb war dazumal das wenige schwere Geld nicht. Die Münchner

ließen sich 's aber nicht gereuen und zogen voll Siegesfreude heim.

Wie da der Gebhard von Kammer seine stolze Burg zerstört sah, wußte er sich seines Groll' und Unmuthes kein Ende.

Alsbald sandte er Brandstifter gegen die Stadt München aus. Das erfuhr man aber, und als es urplötzlich bei den Augustinern brannte, war sogleich Hülfe da und das Feuer gelöscht, eh' es weiter griff. Nächst fing man in der Stadt den Ragaz, einen Knecht des Ritters Gebhard. Dem ward die Heimkehr wohl verleidet. Zwei Andere nahm der Vogt Engelbrecht von Donauwörth gefangen, gab sie nimmer heraus, wie sehr auch der Gebhard drängte und ihm Hülfe versprach, falls ihm die Münchner der Freilassung wegen übel wollten — und allerletzt ließ er die zwei Gesellen enthaupten. Sie waren von den Schlimmsten des Gebhard, und er verlor sie gar ungern'. Jörg und Wörndl hießen sie.

Auf Dieß verhielt sich der Gebhard von Kammer gleichwohl ganz ruhig, bis man Ao. Dom. 1417 schrieb. Da rührte er sich mit einemmal wieder und zog über Kurz mit ziemlicher Macht von Schwaben einher. Der Herzog Wilhelmus aber hatte um diese Zeit die Arme frei, raffte seinerseits alle Macht zusammen, zog dem Gebhard entgegen und schlug ihn nach blutigem Strauß in die Flucht. Das geschah am Lech. Ueber Das entbrannte des Gebhards Grimm und Groll noch höher, als je zuvor. Er that aber dergleichen, als hab' er eine gute Lehr' empfangen

und als wolle er in's Weitere nachgeben. Letzt schickte er, im Dezember war es, Botschafter gen München und auch etlichen Begleit mit ihnen. Besagte Botschafter sollten zum Schein mit den Herzogen und der Stadt unterhandeln, nebenbei aber hatten sie gute Vorschrift, ihre Sache zu traktiren, in die Länge zu ziehen, und was sonst, um die Münchner ganz sicher zu machen und sämmtlich ihre Aufmerksamkeit von der Stadt selbst abzulenken, damit dann feindlicher Seits des Gebhards wahres Ziel erreicht werden möchte.

Item. Die Botschafter kamen gen München, und schickten sich ganz wohl in ihren Auftrag, es ließ sich, wie der Rath vermeinte, Alles gut an, und handelte sich's zuletzt nur mehr um ein paar Bedingungen. An irgend eine List dachte aber nicht ein Mann zu München.

Wie sich 's nun um die bewußten Bedingungen handelte, begannen die Botschafter auf dem und Jenem zu bestehen, behaupteten Verschiedenes, was angeblich zugegeben worden sei, so daß schließlich Streit entstand, und sich stets mehr Volk um das Rathhaus versammelte.

Es stand nehmlich schon viel Menge umher, weil Männiglich neugierig war, wie der Gebhard'sche Streit ausgetragen werde.

Mittlerweil wuchs das Gezänke der Botschafter. Uebereins brachen sie alle Unterhandlung ab, verließen das Rathhaus, schwangen sich auf ihre Roße und ritten davon und zur Stadt hinaus. Während des Gezänkes aber hatten ihre Gehülfen Feuer in's Spital im Thal geschleudert,

und in kürzester Zeit schlug die wilde Lohe empor — da und dann wieder wo anders. Da drängte sichs von allen Seiten herbei — in dem Getümmel und Gewirr entkamen die Gesellen des Gebhard — Die von München waren auf kein Löschen vorbereitet, ein schneidheftiger Wind erhob sich, härtester Winter war's auch, also kamen sie mit dem Wasser nicht zurecht — und so brannt', lodert' und praßelte es fort und fort, und brannte schier das ganze Spital aus und das Rathhaus, die ganze linke Thalseite, rechts herüber deßgleichen viele Häuser, weil die Flamm' und Funken hin und herüber fuhren; so regiert' und wüthete das wilde Element und zuletzt brannte der Isarthorthurm auch noch ab.

Wie gesagt, Das war Ao. 1417.

Nun denk' sich Einer den Jammer und gerechten Zorn der Münchner. Alles ward gegen den Gebhard aufgeboten — aber wo und wie man ihm auch nachsetzte, er war nirgends im Lande zu finden und zu treffen.

Drüber verfloß Zeit um Zeit.

Etlichemale hörte man, er sei todt, dann erfuhr man wieder, er lebe, aber stets an verschiedenem Ort — im Ganzen schien es, er sei mit seiner argen That begnügt und wolle sich auf's Weitere ruhig verhalten.

Als nun sämmtlich das Niedergebrannte längst wieder aufgebaut und siebenzehn Jahre seit dem Unheil verflossen waren, erging mit einemmal Kunde, der Gebhard von Kammer rühre sich wieder und sei im Lande. Er ließ sich auch manche Weil treffen und schickte dann Etliche gen Dachau, über Dieß und Jenes, insbesondere für künftig

zu unterhandeln. Da ward viel gesprochen und gestritten, und wollten Die des Gebhards nicht das Geringste davon wißen, daß er an dem bewußten Brand die Schuld trage. Zuletzt ward man darüber Eins, die Botschaft sollte in des Gebhards Namen versprechen, daß Derselbe sich fürderhin ruhig verhalte, vor Allem aber seine Veste Schaunburg nie mehr aufbaue.

Das versprachen die Abgesandten fest und feierlich und konnten es auch, denn der Gebhard hatte es ihnen zum Voraus gestattet und hatte den Wiederaufbau selbst nicht in Absicht — mindest nicht für nächste Zeit. Wie Dem sei, er hatte jetzt andere Streitigkeiten und wollte sich von den Münchnern im Rücken gesichert wißen.

Wenn Die aber glaubten, nun seien sie vor dem Gebhard sicher, irrten sie fast.

Denn sein Groll war um nichts geringer geworden — vorerst gegen die Herzoge Wilhelmus und Ernestus; allein schon, weil ihnen sein Herr, derselbige Ludwig der Gebartete, feindlich gesinnt war; nächst lag ihm noch stets die Schlacht am Lech im Sinn, wo ihn der Wilhelmus in die Flucht geschlagen; seine Knechte, der Ragaz, der Jörg und Wörndl gingen ihm auch nicht aus dem Sinn; vor Allem aber grollte er, daß ihm die Münchner seine stolze Burg vernichtet und sein Raub und Rachehandwerk gelegt hatten. Mit Letztem wär er zwar bald wieder zu Paß gekommen. Aber da hätte die Burg erst wieder erstanden sein müßen, und dabei galt's nicht allein Gefahr, sondern auch eine große Summa Geldes. Und damit war er etwan nicht

versehen. In all dem Groll und Grimm sann er rastlos auf eine List, wie er den Herzogen und Münchnern noch einen blutigen Streich angedeihen lasse.

Uebereins fiel 's ihm bei, daß die Möglichkeit ganz nahe liege.

Ließ er demnach das Gerücht ergehen, er, der Gebhard von Kammer, mache sich daran, die Veste Schaunburg dennoch wieder aufzubauen und habe schon viele tausend Steine und was sonst von Nöthen an Ort und Stelle zu schaffen gewußt. Gar hieß es, etliches Gemaüer sei schon errichtet.

Wie da die Kunde gen München gelangte, ward allsogleich eine große Schaar, der Antonius Schrenk an der Spitze, ausgesandt, der Sach' und Angelegenheit auf den Grund zu schauen und, wenn sich das Gehörte als wahrhaftig erzeige, alles Steinwerk und Holz, verbautes und noch lediges, zu vernichten oder zu zerstreuen.

Das erwartete der Gebhard von Kammer und legte Hinterhalte.

Der Schrenk war aber auch keiner von den Unklugsten, dachte gar wohl an Das, was der Gebhard vorhaben und wie er's anrichten könne, und rückte behutsam weiter, bis in die Gegend, in welcher das öde Getrümmer der alten Schaunburg stand.

Auf dem Hinzug ließ er zur rechten Zeit und am rechten Ort einen Theil der Seinen dort, den anderen da — mit der größeren Zahl aber wandte er sich der Schaunburger Ruine zu.

Nun geht da verschiedene Kunde von des Gebhard Ausgang. Die eine lautet aber so:

Wie da der Schrank gen die zerbrochene Schaunburg kommt, sieht er nichts von neuem Baugestein und Holzwerk, vielmehr nur das öde Getrümmer — hinwieder aber den Gebhard von Kammer, Ritter, mit einer guten Schaar Gewappneter.

Sagt ihm der Schrenk von München frei heraus, was er gethan hätt', anders er, der Gebhard, sich an's Aufbauen gewagt, — Volks genug hab' er bei sich. Sagt der Gebhard: „Also wann Das ein Getrümmer sein soll für die Eulen und es verbleiben soll fürhin, soll's Euerer preiswerthen Stadt München, meiner Feinde, Euerer Herzoge Eulennest noch schlimmer ergehen. Ich brenn's dennoch zu Staub nieder, als daß dann kein Vögelein mehr ein Nest hat, das wär' dann so klein es wolle." Sagt der Schrenk: „Selb magst Du wohl bleiben lan." Hinwieder der Gebhard: „Selb wird sich ausweisen! Viel Glück zur Heimfahrt!" — Und zieht abseits und davon, denn der Ort war so, daß ihm der Schrenk über dem Getrümmer hin nit ankonnte. Also zieht der Schrenk herwärts und gen München, wohl vermerkend, daß er mit dem Gebhard überbald doch zusammtreff', weiß sich aber durch gute Anrichtung sicher, ob ihm auch Hinterhalt gelegt sei. Ueber eine Zeit traf's ein, wie er's errathen. Da kamen Ihrer von Angesicht her, aus einem Seitenweg, etlich' Hunderte Feindlicher, der Meinung, der Gebhard sollt' auch bald anrucken und dem Bart in

Rücken fallen. Da ging's wohl scharf aneinander zwischen Denen aus dem Seitenweg und dem Bart, und hätt' der Bart schier schweren Stand, bis die Seinen aus ihrem Hinterhalt, um Einiges weiter gen München, anruckten. Da waren die Feindlichen in's Netz 'gangen, und wurden Ihrer eine große Zahl erschlagen. Die geringere Zahl riß aus und suchte das Weite, denn sie meinten, der Gebhard hab' sie im Stich gelassen. Das war nit so und daß er freiwillig gesäumt hätt'; vielmehr konnt' er nicht herankommen. Denn wie er anrücken wollt', hätt' ihm der dritte Theil Derer vom Bart den Weg von der Rechten her verrannt, und gab's ein args Gehack aufeinander, bis der Gebhard gen München zu gedrängt ward. Also kommt er wohl auf den Bart zu, aber anders, denn er allerst vermeint hatte, und wie er herankommt, ist der Bart schon mehr im Sieg über die Andern und wend't sich mit seim Theil und greift den Gebhard an von Angesicht; und vom Rücken waren dem Gebhard dieselbigen Anderen. Da stritt Der verzweifelt und sah Zahl um Zahl der Seinen fallen und ging der Streit hin und her auf beide Seiten hinaus, bis der Gebhard von allen Seiten die Gewalt spürt und sich im jähen Kampf zurückthut, stets weiter und letzt bis an die Schaunburg. Da floß noch Bluts genug — und wie der Gebhard sich in seim Grimm durchschlagt, sich am Bart selber zu rächen, weicht der Bart Antoni nit. Vielmehr keck auf ihn zu und ruft: „Was willst mir an?" Ruft der Gebhard: „Hin mußt!" Und der Bart: „Selb fügt Gott!" Und schwingt der Gebhard sein Schwert — da schlagt er fehl. Der

Bart aber lupft sein' Streitkolben und trifft auf's Haupt, daß der Gebhard des Tods ist — —

Damit war die ganze Sach' zu Ende, und nun wißt Ihr, wie's da Geschicht' und Sagenweise mit dem Thalbrande und all Weiterem beschaffen war. Ist aber nicht das erste Mal gewesen, daß da das Feuer wüthete, und schon viel früher war's noch viel ärger ergangen. Da brannte der ganze dritte Theil der Stadt München ab, drunter die Peterskirche, das Pilgerhaus, das Baarfüßerkloster und ein guter Theil der Ludwigsburg oder des alten Hofs. Was Altes aber heut' zu Tag noch vom alten Hof steht, das ist noch aus der ganz alten Zeit und blieb verschont. Besagter Brand traf zu Kaiser Ludwigs Zeiten ein, als man Ao. Dom. 1327 zählte, und am 14. Tag Februarii war's. Nächst brannte es auch zu des Gebhards von Kammer Zeiten noch einmal. Das war am Tag nach St. Georg Ao. 1429. Da schlug das Feuer in der Kreuzgasse auf und brannten alle Häuser bis zum Neuhauserthor darnieder. Kurz — Feuer hat in der Stadt München von je viel getobt — und mag später noch von einem berichten.

Es gilt aber jetzt noch etlichen Stadtfeinden.

Solcher standen gleich Drei zu gleicher Zeit auf, eben als man noch nicht wußte, wie man mit dem Gebhard von Kammer daran sei, und ob er noch lebe oder todt sei. Selbige Drei hießen Otto von Eisenhofen, Wilhelm Holder, der Dritte hieß Zenger — und Die stellten sich Ao. 1427 ein.

Auf Diese rückte ein Anderer heran. Der hieß Hans

Rückhofer von Rückenhofen, war aus der Gegend von Straubing zu Hause und ein ganz heilloser Kunde.

Begreift Jeder, daß ihm, wie allen übrigen Stadtfeinden nichts willkommener war, als die ehrsamen Münchner Kaufherrn auszuplündern und was weiters da seiner Gebrauch war.

Wie nun wieder einmal eine Zahl Derselben daran war, von Wien heimzukehren, ward man zu München inne, der Rückhofer habe gesagt: Er wolle ihnen den Weg verlegen, daß die Münchner ihre Göckelein nimmer zu rupfen brauchten, wann sie heimkämen, selbes Geschäft woll' er bestens verrichten.

Auf Dieß schickte der Rath allsofort einen Eilboten gen Wien, die Kaufherrn zu warnen und sie aufzufordern, starkes Geleit zu nehmen, also die Kosten nicht zu sparen — zum Mindesten sollten sie den Rückhofer auf Umwegen zu vermeiden suchen. Da ritt der Bote, Martin hieß er, so schnell er konnte. Nächst folgte Dem noch ein Zweiter, Namens Kefeloher — und Dem ein Dritter. Wie Der hieß, weiß ich nimmer.

Auf diese drei Botschaften hin legten es die Kaufherrn so wohl an, daß der Rückhofer vergeblich auf seinen Fang wartete, und Jene unversehrt und ihrer List ganz froh zu München anlangten, mittlerweil ihr Feind glaubte, sie verhielten sich so lange zu Wien.

Als sich zuletzt herausstellte, daß er der Getäuschte sei, gerieth er in größten Groll, schwor den Münchnern Tod und Verderben und rückte seiner Zeit gegen sie an.

Die Münchner rückten aber auch zur rechten Zeit aus, und war da Einer dabei, Der hieß Ulrich Liebhard. Selbiger war ein gewaltiger Streiter, dem so leicht Keiner widerstand. Wie's nun gegen und aneinander ging und der Liebhard auf den Rückhofer stieß, hätte Der mit allen Anderen, nur nicht mit ihm anbinden mögen und machte, daß er davon kam. Also salvirte er sich für Dießmal. Der Liebhard fand ihn aber später ein zweites Mal aus — Das war bei Vilshofen im Unterland. Dort stieß er mit ihm zusammen, daß es wohl der Müh' lohnte und Ritterswerth war, Muth zu zeigen. Da wollte der Rückhofer mehre der Seinen um sich haben und sprengte davon. Der Ulrich Liebhard aber hatte auch ein scharfes Roß. Also sauste er ihm nach und zwang ihn zum Einzelkampf. Drauf raffte sich der Rückhofer auf, weil's denn gelten sollte, war wohl gut beim Schwert und schlug wie's Wetter drein, daß es dem Ulrich schwerer ward, als er erst vermeint hatte. Zuletzt that aber der Ulricus einen gewaltigen Stoß, so daß der Rückhofer todt vom Roß stürzte.

Also war's mit dem argen Stadtfeind zu Ende.

Bald darauf der Liebhard Ulrich gen München kam, ward er mit großen Freuden empfangen, und weil er der Stadt so guten Dienst erwiesen hatte, entbot ihn der Rath zu sich und verehrte ihm dritthalb Pfund Silber.

All Das traf zu, da man das 1428te Jahr nach Christi Geburt schrieb.

Nun will ich nur noch von einem Stadtfeind erzählen. Der hieß Hartmann oder Hartl Ranninger.

Besagter Herr Hartl Ranninger begann sein Gehetz ein Jahr früher, als der bewußte Gebhard von Kammer das letzte Mal zum Vorschein kam — soll, der Kunde nach ein, an Gestalt und ganzer Art, schier flüchtiger Geselle gewesen sein, mit weit flatterndem, lichten Bart, ganz leichtblütig, im Ganzen nicht von finsterem Gemüth, und die ganze Welt galt ihm für Kinderspiel — mehr nicht werth, als eine Hand voll Flaum und Federlein, die der Wind verweht. Wenn ihm aber Etwas widerstrebte, da erzeigte sich die Sache ganz anders und offenbarte sich im Herrn Hartl Ranninger ein unvergleichlich verstockt trotziger Sinn, mit ärgster Schalkheit gepaart. Da ließ er sich dann eben so wenig bändigen, sein vorhabendes Ziel zu erreichen, als hinwieder aufhalten, wenn es etwas Neuem galt.

Da kam's dann rasch zum Wenden, und Das traf gar oft ein.

Die Münchner aber wurden Seiner nicht so bald frei und ledig.

Die Angelegenheit war aber so beschaffen.

Als man das Jahr 1433 zählte, stand der Ranninger Hartmann auf und behauptete, der Hans Wilprecht, Einer von den Münchner Geschlechtern, sei ihm mit einer großen Summa pflichtig. Die verlangte er von der Stadt — weil der Wilprecht behauptete, es sei das Ganze ein falsches Vorgeben — und drohte da nach Brauch mit Feuer und Schwert.

Er hob auch alsbald an, verübte in Nähe und Ferne

eine Gewaltthat um die andere, und daß er der Münchner Kaufherrn eingedenk war, versteht sich schon von selbst.

Denen spielte er so fast hart mit, daß sich oft längere Frist Keiner mehr aus der Stadt wagte.

Nun hatte sich später doch eine Zahl entschloßen, in Handelssache von dannen zu reiten. Als sie aber etliche Zeit abwesend und schon auf der Heimkehr waren, kam ein Anschlag des Ranninger auf, und der Rath zu München ließ Verwarnung an seine Leute ergehen. Zugleich ging er damit um, eine Schaar auszusenden, dem Ranninger einen Burgstall zu verbrennen.

Das ward hinwieder Herr Hartl Ranninger inne und ließ seinerseits kundbar werden, er habe gelacht und gesagt: Heut' mir — morgen Dir!

Auf Dieß dachten die Münchner, wohl Acht zu haben, und berietḥen in's Längere, ob sie die Ihrigen sogleich aussenden sollten — oder später. Denn es hatte sich noch eine andere Kriegssache entsponnen, bei welcher der Ranninger nicht in's Spiel kam.

Da ward das Letztere beschloßen, zumal auch deßhalb, weil der Herr Hartl zu wohl gerüstet sei.

Der Ranninger aber, heißt es, ließ auf seiner Seite kein Bedenken aufkommen, sandte Ihrer etliche aus, und am Freitag vor Philipp und Jacobus Ao. Dom. 1434, als die Herren aus dem Rath kamen und die ehrbaren Münchner sich eben zum Mittagsmahl anschickten, wurden sie sämmtlich aufgeschreckt. Denn es erging die Kunde, in die Prandesgasse seien ganze Reihen Feuerpfeile gepflogen,

und schon loder' und praßle es an vielen Orten zugleich empor.

Da ging's an ein Eilen und Retten und Löschen — aber der vielen Flammen war schon nimmer Herr zu werden — und über etliche Stunden war die Prandesgasse in Asche gelegt und Alles in der Nähe bis weiterhin.

Seit dieser Zeit wurden vier Wächter auf den einen der Petersthürme verordnet — denn dazumal hatte die Kirche noch zwei, bis 175 Jahre später der Blitz einschlug, beide Thürme abbrannten und man dann einen einzigen auf die Kirche setzte — nächst ward beßer geachtet, wer an den Stadtthoren aus und eingehe, und wurden demnach viele Thorhüter bestellt. Ein Thor aber, das Wurzerthor, ward ganz verschloßen.

Was half's aber für das Geschehene? Der Schaden und viel Unglück war einmal eingetroffen.

Nun ist sicher kein Zweifel, daß die Münchner ihren Anschlag auf des Ranninger's Burgstall gerne wahr gemacht und vor Allem ihn selbst gerne in ihre Gewalt bekommen hätten. Aber die andere Angelegenheit hielt sie wohl ab, kam auch etwan noch mehr Hinderliches in den Weg — und ob sie 's um Einiges später auch insoweit gut anstellten und dem Hartl viel Schaden zufügten, die rechte Züchtigung mißlang ihnen doch ein über das anderemal. Dann schickte der Hartl seinerseits gelegentlich ein Spottschreiben oder spielte den Münchnern einen neuen Trotz und ließ dabei ergehen: Was geschehen sei, sei geschehen, und je länger sie's ihm nachtrügen, desto minder laß' er sie in Ruh'.

Einst schien es, nun sei er müde, aber es zeigte sich bald das Gegentheil. Das war, als Ihrer eine Zahl Münchner Kaufherrn daran waren, mit viel Geld und Gut von Frankfurt am Main zurückzukehren. Da war der Hartl unversehens bei der Hand, schlug mit den Seinen der Kaufherrn Begleit aus dem Feld, nahm Jenen all ihr Geld und Gut ab und gewann das Weite.

Diese neue Freventhat ward zu München alsbald bekannt, der Grimm wuchs von Oebrist bis zu Niederst, aber die Umstände waren wieder so, daß man die größte Menge Wehrhafter wo anders von Nöthen hatte. Sämmtlich der Groll und Grimm sonder gehörige Aussicht, ihn fühlbar machen zu können, erhitzte die Gemüther von Tag zu Tag mehr. Zuletzt ward für Die von München und anderswo sonst ein Preis ausgesetzt, wenn Einer den Hartl gefangen nähm'. Es kam aber Keiner, der ihn gefesselt mit sich geführt hätte oder auch nur ein paar seiner Knechte.

Hingegen liefen allerlei arge Gerüchte ein. Die waren unbegründet — die Münchner aber wurden gleichwohl mehrmals aufgeschreckt und zum Schutz aufgerufen, wo keiner von Nöthen war. Zu anderer Zeit, wenn rechte Gefahr drohte, fanden sie sich dann nicht ein, weil sie meinten, es liege wieder leeres Gerede zu Grund' — und dann verübte der Ranninger sicher einen argen Schelmstreich.

Wie nun einmal wieder Etwas vorgefallen, zur Zeit die Münchner die Arme ein wenig freier rühren konnten, fiel einem Ritter, der zu den Letzteren hielt, draußen im Forst über Sendling weg, ein Gesell in die Hand. Den

hielt er für einen von des Ranningers Seinen und sah aus allen sonderlichen Reden, die er führte, daß er ganz verstört sei. Das nahm derselbige Ritter, Kamerberg hieß er, für schlechtes Gewißen und Schrecken wegen Dessen, was ihm bevorstehe — glaubte deßhalb, er habe einen großen Fang gethan, der mehr werth sei, als mehre andere zusammen, ließ den Gesellen in Fesseln schlagen und jagte mit ihm gen München zurück. Da ward der Gefangene sogleich in Haft gebracht und über ein Kurzes verhört.

Als man ihn da um seinen Namen fragte, sagte er nach mehrfacher Weigerung und sonderlichen Ausflüchten, er heiße Michel Neff. Als man weiters fragte, zumal des Ranninger wegen, hob er an, erzählte Grauenhaft und schier Unglaubliches, was Jener vorhaben und in's Werk setzen werde, und sogar, daß er des Sinnes sei, den ganzen ehrsamen Rath zu verbrennen.

Drüber verging den wohlweisen Herren aller gute Muth, und entstand in mehrfachen Köpfen ungemeine Verwirrung, bis sich zuletzt herausstellte, daß der Michel Neff keineswegs in Diensten des Ranninger stehe, sondern von hier herum zu Hause und vor vielem Nachsinnen über das noch Kommende und vor großer Begier, des Stadtfeindes habhaft zu werden, nebstbei auch den großen Lohn und Preis zu gewinnen, gänzlich aus dem Concept gekommen sei.

Auf Dieß ließ man den armen Gesellen seiner Haft und Fesseln ledig werden — der Ritter Kamerberg aber hatte seine Freude, hinwieder der Rath seinen Schrecken vergeb-

lich und für nichts gehabt. Machte gleichwohl Männiglich lustige Geberde zu bösem Spiel, tröstete sich, daß mit einem Knecht so gar viel nicht gewonnen wäre, und meinte, wenn man den Hartl nicht selbst zu Handen bekomme, sei all Anderes vergeblich.

Bald darauf kam Einer daher, Der hieß oder nannte sich Dipold von Sebingen, war vorgebens von Gratz zu Hause, trat vor den Rath und sagte: Er hab' da gehört, es lieg' Denen von München nicht wenig dran, den Ranninger zu Handen zu bekommen, und versicherte, daß er ihn ganz sicher gefangen nehmen und gefesselt nach München führen werde. Es müßte denn zutreffen, daß er ihn erschlüge. In dem Fall brächt' er ihn todt.

Das wußte er auf's Schönst' und Deutlichste auseinander zu setzen, wies nach, wie viele Soldknechte er dazu von Nöthen habe, und verlangte zuletzt die Hälfte der Summa, so zum Preis auf den Ranninger ausgesetzt war.

Weil er nun seine Sache gar so zweifellos hinstellte, ließ sich der Rath, welcher mit Aushändigung von Baarschaften stets ungemein vorsichtig war, auf die besagte Hälfte ein, und der Dipold von Sebingen ritt mit selb seiner Summa zu München aus und davon.

Ueber einige Zeit kam er wieder herzugeritten und brachte vor: Er sei dem Ranninger schon ganz nah' gewesen und hätt' er mehr Knechte gehabt, wär er ihm sicher nicht entgangen, und dergleichen. Das nächste mal geh' er die Sache noch viel beßer an, so daß ihm der Ranninger Hartl nimmer entkomme — er müße aber mehr Knechte haben,

und dazu sollte der Rath mit der zweiten Hälfte Geldes herausrücken, denn Lohn und Preis verlange er keinen.

Wie da der Rath, welcher jeder Zeit weise und fürsichtig war und schon die erste Summa nicht gar gerne ausfolgen hatte lassen, nun gar von der zweiten Hälfte reden hörte, ward er insgesammt sehr erzürnt. Der Bürgermeister aber soll gesagt haben: „Uns bedäucht, hättet Ihr die zwote Hälft', kämt Ihr etwan nimmer, und wir hätten das leere Nachsehen. Quod non! Also legen wir Euch vor der Hand auf drei Monde in Vängkniß, dann mögt Ihr auf den Ranninger auszieh'n. Sofern' Ihr dann seiner Zeit mit ihm daher kommt, sind wir mit dem anderen Geld auch bei der Hand — und weil Ihr dann in Haft gelegen, wüßten wir selbige Summa schon aufzubeßern. Conclusum est."

Also ward Herr Dipold von Sebingen eingesperrt.

Als ihm aber der Wärter am dritten Tag seinen Imbiß bringen wollte, war der Dipold nimmer in seinem Gefängniß, und konnte kein Mensch begreifen, wie er von dannen gekommen sei.

Nächst ward gar noch kundbar, der Sebinger sei vom Hartl selbst ausgeschickt gewesen, und daß sich der Letzte sonderlich gefreut habe, als der Sebinger mit der ersten Hälfte Geldes daherkam.

Da waren Die von München begreiflich auf's Neue erbost. Das Beßere aber war: Der Ranninger Hartl bekam wo anders zu schaffen. Nächst verglich er sich mit dem Wilprecht und ließ dann dem Rath zu wißen thun: „Ihr zu

München habt nun von mir nichts mehr zu fürchten, drauf geb' ich mein Wort."

Das hielt er auch bis an seinen Tod.

Im Schwäbischen soll er bei einem Ueberfall erstochen worden sein.

Von wem und welchen Ortes ist nicht verzeichnet.

Hier aber endet die Kunde von den Münchner Stadtfeinden – — — —

Herr Paulus und Herr Meinrad.

Zu München im Thal nächst hl. Geist ward in grauen Zeiten ein Pilgerhaus erbaut, später ein viel größeres Gebäu aufgerichtet, wie's noch heut' zu Tag vor Augen steht, und in dem waren dann die Leute „im Pfründ.“

Es galt aber da eine sichere Gewohnheit.

Wenn nehmlich durch Gottes Fügung eines Menschen Geist und Sinne in sehr bedrohliche Unordnung geriethen, ließ man zu hl. Geist vorbersamst eine oder ein paar Messen lesen, nächst ward mit Hülfe eines und des anderen Wohlthäters eine Zahl Wachskerzen gekauft, die wurden im Spital, drin sich der Arme befand, rings um denselben aufgesteckt und zum Sinnbild der Erleuchtung angezündet, — und hierauf ward er von etlichen Augustinermönchen und weltlichen Priestern besungen. Will heißen: Es wurde über und für ihn gebetet, und gelegentlich wohl auch ein Donnerwort an den bösen Geist gerichtet, welcher sich etwa in den Leidenden hineingemacht habe.

Von Derlei zu reden ist aber gar traurig.

Es trug sich gleichwohl Etwas zu, dabei selbige Gewohnheit in's Spiel kommt, und ist die Angelegenheit doch nicht so fast düster.

Und Das war so.

Als man das Jahr 1430 zählte, lebte dahier Einer, des Namens Herr Paulus Weiß.

Selbiger Paulus Weiß war ein tapfer gelahrter Herr, jeder Zeit ganz ehrenvest, stand in so weit noch in jüngerem Alter und hatte vor, sich vom Weltlichen zurückzuziehen und in geistlichen Stand zu treten.

Was geschieht, — und wie nur die List und Gewalt des Bösen ihr Spiel unternehmen?! Der Paulus Weiß wird mit einem der Stadtgeschlechter, dem Ligsalz, bekannt, nächst immer mehr, kommt oft und öfter in die Behausung, und wird seines Wißens und frohfrommen Muthes wegen so gerne gesehen, daß er zuletzt ganz und gar befreundet dasteht. Das wär' nun wohl Alles recht und gut gewesen. Mit einemmal setzt sich aber der Paulus in sein' Sinn, des Ligsalz Töchterlein, die Barbara, welche schon halbwegs versprochen war, sei ausnehmend schön und wohl anmuthend. Und darin hatte er in so weit auch noch recht. Nur daß ihn Solches schon nicht mehr anging. Aber nun kommt erst das Wahre. Er bildete sich allgemach ein, so und so, und er sei der Barbara auf's Mindeste eben so würdig, als der Andere, welcher Absicht auf ihre Hand im Herzen trug und die Jungfrau zum Altar zu führen gedachte — sah hierauf stets mehr zu ihr — und je mehr er Das wagte, desto bewegter ward er, bis er zuletzt in großen Sinnesaufruhr gerieth.

Nun muß Einer da nicht glauben, der Paulus hab' deßhalb irgend Etwas und auch nur auf's Leiseste gesagt und der Barbara gegenüber, oder sonst wo, verrathen. Viel-

mehr verschloß er seinen, durch böse Einblasung entstandenen, Wunsch in sich, zugleich aber auch den sonderlichen Wahn — als sähe des Ligsalz Tochter auch mit Gunst auf ihn, zög' ihn für sicher dem bewußt Anderen vor und wiße nur keinen Rath zu schaffen.

Wie er sich so verschloß und selbigen Wahn mit sich herumtrug, ward er nach Innen begreiflicher Weise stets erregter, äußerlich aber so viel trübseliger und niedergeschlagener, so daß es in kurzer Frist manchen Leuten auffiel, den Liegsalzischen auch — noch mehr aber seinen näheren Freunden und Gönnern. Die meinten es Alle herzlich gut mit ihm, und versuchte es Ein und der Andere, zu ermitteln, was ihm denn fehle, daß er seinen gewohnten, christlich frohen Lebensmuth verloren habe und schier ein trübseliger Kopfhänger und Gedankenspinner geworden sei.

Es gelang aber Keinem. Denn der Paulus fand nicht für gut, seine Sach' einzugestehen, that Dergleichen, als täuschten sie sich, und sei er innerlich ganz wohl beschaffen und froh, oder, daß er dann und wann im Kopf leide — und derlei schier sehr windflüchtige Ausreden brachte er vor, wie sie einem ehrenvesten Mann keineswegs anstehen.

Also erfuhr Keiner Etwas. Der Paulus aber kam in seine Auferregtheit und Verwirrung stets tiefer hinein.

Wie ihm nun wieder einmal gar wirr und weh — und der Augenblick günstig war, weil es ihn eben schmerzte, daß sich Mancher zurückzog, der selb mit seiner verhängnißvollen Düsterheit nichts zu schaffen haben wollte — kam Einer seiner

Hauptgönner mit ihm zu sprechen, und Dem gelang es, die Sache zu erforschen.

Selbiger Hauptgönner hieß Meinrad, war ein hochwürdiger, geistlicher Herr zu St. Peter, wohl schon bei Jahren, aber noch ganz frisch auf und tiefschauend in ungetrübter Geisteskraft — und Der redete dem Paulus Weiß ganz eindringlich zu, seinem alten Ziel treu zu bleiben, also schon deßhalb allein das Weltliche von sich zu halten — jedenfalls aber keines Anderen sichtlich vorhandene Rechte und Absichten zu stören, wenn er's auch durchsetzen könnte, wie doch sicher nicht. Das heißt, er nahm des Paulus Meinung in Angriff, als sei ihm die Ligsalzin insgeheim so großgünstig, und suchte die Sache als einen haltlosen Wahn hinzustellen.

Der Paulus blieb gleichwohl auf seiner Meinung.

Auf Dieß ging Jener mit sich zu Rath, wie er's richte, um der leidigen Angelegenheit abzuhelfen, und als er sich entschlossen hatte, verfügte er sich in die Ligsalz Behausung und zur Barbara, welche er von ihrer frühesten Kindheit an kannte, und die ihn wie einen Vater ehrte, weil er so grund-bieder und weise war. Und wie er da so mit ihr sprach, von Dem und Jenem, sah er, daß die Ligsalz Barbara an Alles mehr denke, als daran, den Paulus Weiß in Besitz zu nehmen. Nun er sich so weit versichert hatte, ohne daß seine Absicht bemerkt ward, hob er an und rückte, wie wohl dann und wann schon früher, mit einer Bitte heraus — sagte also, es gelte guter Sache und, die anlangend, ihrer Mildthätigkeit, und wenn sie mit einer

Summa für frommen Zweck Hand bieten wolle, so möcht' er dann ihre Bereitwilligkeit schriftlich in Empfang nehmen.

Da sagte die Ligsalz Barbara sogleich zu, gab dem Meinhard was und wie er's wünschte, schriftlich — die paar Zeilen nahm er dann mit sich und verfügte sich alsbald zum Herrn Paulus Weiß.

Als er zu Dem kam, sagte er: „Also, wie gehabt Ihr Euch, Herr Paulus? Seid eben noch trübselig, wie vorerst und grollt mir etwan gar, weil ich Euch nichts geglaubt hab'! Dacht' ich mir, es könnt' denn doch was an Euerem Wahn sein — und also ist's auch. Mich bedünkt, Euch kann zu frohem Muth und all' Gutem geholfen werden. Will's Euch nur gleich gerad' heraus sagen. Ich hab' selbst mit der Ligsalzin gesprochen!"

„Was habt Ihr —?!" fiel der Paulus voll Schrecken ein. „Ihr werdet doch nicht —"

„Seid nur ohne Sorg'!" entgegnete der Meinhard. „Wollt mir doch wohl zutrauen, daß ich's ehrsam angerichtet hab', und kann Euch zu Trost und Freude auf das Bestimmteste mittheilen, daß man Ligsalzischer Seits nichts gegen Euch einzuwenden hat. Wenn nur Eins nicht wär'!"

„Da seht Ihr's, hochwürdigster Herr," erwiederte der Paulus, „sie wär' mir wohl geneigt, wenn nur der Andere zurückträte!"

„Der Andere, meint Ihr?" sagte der Meinrad. „Fragt sich, wen Ihr darunter versteht, und vom Zurücktreten weiß ich auch nichts — eh' daß es das Gegentheil sein sollte —".

„Jetzt versteh' ich," fiel der Paulus ein. „Ihr meint,

der Schrenk, so sie heimführen will, sollte offen anwerben — und dann wollte sie tapfer nein sagen."

„Nein," entgegnete Jener, „Das ist's nicht. Vom Schrenk ist nicht die Sprach, und von gar keiner Persona, sondern von — von Euerem Verstand."

„Was — von — meinem Verstand —?" stotterte der Paulus.

„Ja, von dem ist die Rede, und da möcht' wohl ein weiteres Zurücktreten nicht zu wünschen sein, könnt' die Ligsalzin vermeinen! Denn sie wär' etwan der Ansicht, es sei damit keineswegs richtig beschaffen und schon ein merklicher Rückzug desselben anzunehmen. So viel scheint mir dasselbige Eine zu bedeuten!"

„Das wär' ja entsetzlich —" Der Herr Paulus Weiß vermocht' es kaum zu lallen. „Ihr meint also fürwahr —?"

„Ja Das mein' ich," sagte Jener, „und ich hab' wohl so ziemlich gutes Recht dazu. Denn als ich ihr von Hülfe sprach, war da die Rede davon, es geb' für Geisteskranke beßer nichts, denn sich im Spital besingen zu lassen, — und da meinte die Ligsalzin, wenn mich Solches in Sachen einer gewißen Persona nöthig bedünkte, so wolle sie sämmtliche Unkosten tragen. Dabei war's nicht schwer, zu erkennen, was gemeint war. Das heißt: Wenn Ihr dann wieder bei hellem Verstand wärt, solltet Ihr kommen und ihr Das laut verkünden, was Ihr von ihrer Großgünstigkeit glaubt, was Ihr aber selbst in der Zeit Euerer Verwirrung besorglich zu verschweigen für gutfandet! Da les't nur,

zu was sie bereit ist. Sie hat mir's schriftlich gegeben."

Als der Herr Paulus Weiß, der über den Verrath unaussprechlich erschrocken dastand, den Zettel zur Hand nahm und las, war da geschrieben:

„Weil der hochwirdig Meinrad saget, wi das es ain armen gelt, den ich etwan wol kennet, dem sei sein haubd in gefar, verruckt zu sein oder mer ze werdn — vnd das er sich ganz vnweltläufiges ding in sinn setzt vnd einbildt, vnd das es da ains gelds bedürft von wegen des besingens in spital, vnd wegen derer wachskerzn, auch was weiters heiligs vorzunemen — also steh ich dafür vnd wills sammtlich erlegen. Vnd solln nur kräftiglich singen vnd fein tapfer dringendlichst beten, da ich dann rechter zait vnd auf weitern bericht auch mein bröslain darzue thu vnd bet, das dan Gott helf vnd der vnglückselig narret widerhin klug wirdet.

Barbara Ligsalzin mppr."

Als Herr Paulus Weiß den Zettel gelesen hatte, ließ er ihn fallen, ward bald blaß, bald roth und konnte die längste Zeit nicht sprechen.

Dann ward er aber mit einemmal ruhig und sagte: „Das Remedium, so Ihr mir angedeihen ließet, ist eben nit von den allersüßesten. Aber mich bedünkt, es hab' geholfen. So wenig ich nun bei beßerem Bedenken glaub', daß Ihr mich, als ein hochehrwürdig und mir schonend geneigter Freund und Gönner verrathen habt, also auch nicht glaube, daß die Ligsalzin ahnt, wie gerecht sie mich mit

dem Zettel verhöhnt, den sie für vermeintlich einem Andern schrieb — eben so wenig soll sie inskünftig ahnen, wie schwer ich mich durch übermüthig' und thörichtes Verlangen an ihr — und mir selber verging, der ich doch ein ganz anderes Ziel vor Augen hatte! Euch aber dank' ich für die kluge List, weil Ihr mir andurch bewiesen habt, für was ich gelten könnte, wenn ich der Versuchung des Lockteufels Gehör gäb' und dem Eitelkeitsteufel weiters die Hand böt' — mildest gesagt, wenn ich meinem Herzen die Zügel ließ' — nit aber meinem Verstand. Und auf Den möcht' ich denn doch nichts kommen lassen. Also, waren da Wolken auf meiner Stirne, so wird es fortan wieder lichter drauf werden. Das versprech' ich Euch heilig und sicher."

Dazu bot er dem schalkhaft frommen Herrn, dem Meinrad seine Rechte.

Der schüttelte sie ganz treuherzig freudig, sagte nun selbst, daß er der Ligsalz nichts von seinem, des Paulus Weiß thörichtem Kummer und Streben mitgetheilt habe, und nahm dann auf sich, ihr beizubringen, daß es Gotts Dank für Den keines Besingnisses mehr bedürfe, für welchen sie hülfebereit gewesen sei.

Damit war der Paulus Weiß getröstet und der Friede ihm wieder gegeben. War er schon früher geneigt gewesen, das Weltliche von sich zu halten, so ließ er sich nun die Sache noch mehr angelegen sein. Also währte es schier nicht ein Jahr, so hielt der Herr Paulus Primiß. Weil dann der alte Ligsalz eben eines Kaplan's für seine Kapelle bedurfte, nahm der Paulus Weiß dieß Amt nebenbei an —

und da kam's dann so, daß die Barbara, als weiters fromme Ehfrau des Herrn Schrenk, gar oft in heiligem Beichtgeheimniß die wenigen Fehle, so sie hatte, in das Herz versenkte, welches früher, sonder all ihr Wißen, so stürmisch war.

Aber nun herrschte Gottesfrieden darin. Also konnt' er ihr auch daraus entströmen.

Der Goldschmied am schönen Thurm.

Wo zu München die Kaufringergasse zu Ende geht, stand in früheren Zeiten der schöne Thurm.

Davon geht eine düstere Kunde.

Unviel nach Kaiser Ludwigs des Bayers Zeiten lebte ein Goldschmied zu München. Selbiger hatte seine Werkstatt zur Rechten vor dem schönen Thurm, war in seiner Sache ein tüchtiger Meister und in all seinem bürgerlichen Wandel ein stets ehrengeachteter Mann.

Da kam einst ein fürnehmer, fremder Herr zu ihm, brachte ihm etliches kostbare Geschmeide und verlangte, er sollte ihm ein gleiches verfertigen. Dazu verstand sich der Goldschmied mit Freuden und ging alsbald an's Werk.

Es war aber Sommerszeit.

Wie nun Der oder Jener, so öffnete er Tags-über sein oberes Fensterlein, hatte das Geschmeide vor sich liegen und schaffte am neuen tapfer fort und fort.

Als er da eines Tages von der Mahlzeit in die Werkstatt zurückkam, sah er mit Schrecken, daß ihm sämmtlich das fremde, anvertraute Gut fehle, und da half kein Suchen und Fragen. Es war einmal weg und spurlos verschwunden.

Nächst eilte er in größter Verzweiflung zum fürnehmen

Herrn und gab ihm von seinem Unglück Bericht. Den bedünkte aber die Sache ganz sonderlich — und in Kurzem kam sie schon vor die Richter.

Weil sich nun erwies, daß die Thüre an der Werkstatt nicht erbrochen worden, auch Niemand, ob ein noch so Kühner, im Stande gewesen sei, von offener Gasse aus und hoch herab zum Kleinod zu gelangen, wurden die Richter der Meinung, es sei Sämmtliches nur eine List des Goldschmiedes. Sie nahmen sofort an, er habe das Gut bei Seite geräumt und zu München verborgen oder es im Einverständniß mit einem Anderen von hier weggebracht — wie denn auch Einer an Ort und Stelle gewesen war, der sich beim Goldschmied zu thun gemacht hatte. In Kurzem, der Goldschmied mochte läugnen, betheuern und beschwören, was er wollte, zuletzt kam's doch so, daß er für schuldig erklärt wurde und dazu ward ihm das Todesurtheil gesprochen.

Da ward er an seiner Werkstatt vorüber und durch den schönen Thurm, unterm Geläut einer kleinen Glocke, die er selbst in früherer Zeit verfertigt hatte, zum Hochgericht geführt.

Zum selben Glöcklein soll er seinen Blick gerichtet und gesagt haben: „Meine Stimme verhallt und kein Mensch glaubt mir. So wahr aber Jedweder meines Glöckleins Klang vernimmt, so sicher kommt meine Unschuld noch an Tag. Dann ist's aber für Euch zu spät!“

Als er auf dem Hochgericht ankam, betheuerte er seine Schuldlosigkeit noch mehrmals aufs Heiligste. Aber es war Alles vergeblich — —

Wie er nun schon etliche Wochen nimmer lebte, fügte sich's, daß es dort und da am schönen Thurm fehlte. Da fanden sich die Werkleute ein und legten Hand an.

Einer derselben, welcher beim Tod des Goldschmiedes zugegen gewesen und über dessen letzte Betheuerung gespottet hatte, weil er von rauhem Gemüth war, machte sich am rechten Erkerthürmlein ganz in der Höh' zu schaffen, erinnerte sich an des Goldschmieds Worte, sah dabei auf das Glöcklein hin, welches in Mitte des Thurmes zu öberst hing und sagte: „Nun wär's bald Zeit, daß du deine Pflicht thätest, sonst straffst du deinen Meister Lügen!"

Dazu lachte er und hob mit seiner Arbeit am Erkerfensterlein an.

Kaum er da ein paar Würfe mit der Kelle gethan hatte, flog eine Dohle aus dem Dacherker.

Dachte er sich: Die hast du aufgescheucht, und da drin hat sie ihr' Nest und Behausung! Wie er aber dabei hineinschaute, glaubte er, Etwas schimmern und glänzen zu sehen — und als er näher und schärfer schaute, lag da drin ein herrliches Geschmeide — das glich dem ganz, von welchem er des Goldschmiedes wegen so viel gehört hatte.

Als er Deßen und seines Spottes von vorher eingedächtig war, kam solcher Schrecken über ihn, daß er schier umsank und daran war, vom Gerüst zu stürzen — gerade, daß er sich noch festhielt. Drauf stieg er zitternd über die Leiter herab, in den zweiten Gaden — von da ganz darnieder zum Oberrichter und meldete Dem, was er gesehen.

Da wollte ihm der Oberrichter keinen Glauben schenken,

stieg aber doch mit mehr Anderen von Innen den schönen Thurm hinauf, nächst bis Allerhöchst — da fand er Alles, wie berichtet, nahm das Geschmeide auf und trug 's darnieder und in's Richterhaus. Da fand sich der fürnehme Herr alsbald ein und bestätigte zu völliger Gewißheit, das Kleinod sei jenes, welches er früherhin dem Goldschmied gegeben habe. In Kurzem, es stellte sich sonnenklar heraus, daß die bewußte Dohle beim Goldschmied durch's Fensterlein geflogen und ihm, des Glanzes wegen, das Kleinod entführt — der Goldschmied aber unschuldiger Weise das Leben gelassen habe. Anbei erinnerte man sich der Worte, die er zuletzt gesprochen und erkannte, wie wunderbare Schickung es sei, daß gerade in des Glöckleins Nähe und durch einen Solchen die Unschuld zu Tag gekommen sei, welcher den Meister noch im Grab verspottete.

Ueber all Dieß war Jeder zu München, und so weit die Kunde erging, auf's Tiefste ergriffen. Was Gutes geschehen konnte, des Goldschmieds Andenken zu ehren, das geschah. Auch ward sein Irdisches aus unehrlichem Grab erhoben und feierlich bestattet, wie's heißt, am Kreuzkirchlein. Mehr ließ sich aber nicht richten und schlichten bei allem guten Willen — denn wie der Goldschmied gesagt hatte, so war's.

Seine Unschuld war an Tag gekommen — aber nun war's für die Richter zu spät.

Nichts so fein gesponnen, daß es nit käm' an die Sonnen.

Gesagt ist gleich Etwas. Ob's aber dann nicht weltkundig wird, das ist die andere Frag'.

Davon weiß ich ein gutes Exempel.

Als Herzog Wilhelmus der Fünfte und die Renata von Lothringen Ao. Dom. 1568 Hochzeit hielten und in der Neuveste bis herüber in den alten Hof ein Mahl nach dem anderen stattfand, dabei sich in all' Speis' und Getränken größter Ueberfluß und Kostbarkeit auswies, war Zeit-über auch für treffliche Musica gesorgt, weltliche und heilige — in's Weitere aber auch für lustigste Kurzweil.

Also war's mit der Letzteren beim zweiten Hochzeitsmahl auch beschaffen.

Wär' aber nicht so fast von Nöthen gewesen — denn die hochfürstlichen Hochzeitsgäste unterhielten sich von selbst auf's Beste und kamen da auf Allerlei.

Wie nun zu einer Frist der eine hohe Herr von seinem Hofnarren erzählte, der Andere von einem himmelhohen Thürhüter, den er daheim habe, ein Dritter von etlichen Zwergen, kurz sich ein Jeder eines oder mehr' solcher absonderlichen Individuen rühmte, schwieg der Erzherzog Carl von Oestreich ganz allein. Fragte ihn des Wilhelmus Bru-

der, der Herzog Ferdinand, ob er denn gar nichts aufzuweisen habe?

Sagte der Carolus von Oestreich: „Alles, wessen sich diese Fürsten gerühmt haben, ist insoweit ganz gut. Mir gilt aber nichts, als was sich heldenmäßig einfindet, und wär's auf die sonderlichste Weise — anders es nur gilt, holden Frauen und Jungfrauen Ehrfurcht zu bewähren — nicht daß es da zum Preis der Einen oder Anderen allein gälte, die hochfürstlich durchlauchtigste Braut ausgenommen, sondern Allen insgesammt. Dafür kennt mich Jeder!"

Auf Dieß sagte der Ferdinandus: „Ich versteh' von Dem Allen noch nichts, das verstünd' ich aber etwan, daß Ihr Euch in Allem für ganz heilig hinstellt und auf kein Frauenbild mit mehr Acht hinschaut, denn auf ein anderes. Weil ich nun nichts weiß, mag ich Euch wohl nit widerstreiten — sint Ihr Euch aber so heilig gebt, seht nur zu, daß man's Euch jeder Zeit glaubt, denn es giebt da ein sicheres Sprüchwort, das heißt: „Es ist nichts so fein gesponnen, daß es nit käm' an die Sonnen."

Dazu lächelte er und drohte mit dem Zeigefinger.

Sagte der Carolus: „Mir soll selbiges Sprüchwort nichts anhaben, und im Uebrigen bleibt's bei besagter Ehrfurcht. Die legt aber mein Zwerg an Tag."

„Was habt Ihr ihn dann nicht mitgebracht?" sagte der Herzog Wilhelm. „Wenn er nun da wär', könnt' er der Herzogin Renata ein Sträußlein zu Handen stellen. Sie nähm's wohl an."

Sagte Der von Oestreich: „Hätt' ich Das gewußt,

möcht' ich ihn wohl mitgenommen haben in meiner Manteltasch' oder sonst in einem Säcklein, denn mehr Raum's bedarf er nicht. Ihr müßt aber wißen, ich hab's mit Zauberei, und da ist's nur ein Kleines, so find't sich der Gesell ein, so weit es ist, von Wien bis daher in die Stadt München und die Neuvest. He da Bolz, flieg' auf und an — so und nun ist er schon da. Nun, wie gefallt er Euch, Frau Herzogin?"

Sagte die Herzogin Renata: „Ich seh' nichts."

Wie nun überall hingeschaut wurde und sich kein Zwerg vorfand, hob der Marschall, wie zufällig, eine Pastete ab — und in dem Augenblick entstand ganz frohe Bewegtheit.

Denn aus besagter Pastete ragte Etwas empor, und da sich Alles erhob, um tiefer hineinzuschauen, zeigte sich, daß da drin ein absonderlicher Gesell vorfindlich sei.

Der hatte eine silberne Rüstung an, einen Helm auf seinem Haupt und ein Schwert an der Seite, war demnach ein weidlicher Rittersmann — größer aber nicht, als zwei Spannen hoch.

Sobald nun derselbige Gesell sein Haupt in freier Luft hatte, gab er allererst aus seiner Behausung heraus mehrfache Reverenzen zum Besten, dann verließ er dieselbe, anbei er sich nicht gar leicht that, schritt auf Braut und Bräutigam zu und sagte, er werde jeder Zeit zum Schutz Land Bayerns bereit sein. Dazu schwang er sein Schwert nach allen vier Weltgegenden und küßte folgend der Renata und dem Wilhelmus die Hand.

Letzteres ließ er dann den anderen fürstlichen und gräflichen Frauen und Jungfrauen angedeihen, bis er zu Einer kam, welche ihm so viel Ehrfurcht einzuflößen schien, daß er ine Menge Reverenzen machte und ihr dann die Hand mehrmals küßte.

Es soll aber die Euphrosina von Oettingen gewesen sein, und Dieser und allen Anderen bereitete der Eifer des Bolz viel Kurzweil.

Dem Erzherzog Carolus aber bedünkte die Sache zu auffällig, es taugte ihm nicht, was da seinem Zwerg in Sinn komme, und daß er bei der Einen so lange und überartsam verweile, drum rief er: „Ei was Bolz, was willst Du den anderen Frauen und Jungfrauen Trutz thun? Hab' ich Dir nicht gesagt, wie Dich zu halten hast?"

„Hast's wohl gesagt," rief der Bolz mit seiner fadendünnen, schrillen Stimm', „aber Das hast ja gestern auch selber gesagt —"

„Was hab' ich gestern selber gesagt?" fiel der Carolus verlegen ein.

„Nun ja, daß Die da die allerschönste sei —"

„Was ist Das —?" rief der Carolus. „Seht doch —"

„Ja zum Ferdinand hast es gesagt," fiel der Bolz ein, „gelt, Ferdinand, wahr ist's?"

Wie der Zwerg Bolz Das Alles verlauten ließ, erhob sich ein großes Lachen, und Alles rief: „Es ist nichts so fein gesponnen, daß 's nit käm' an die Sonnen." Der Erzherzog aber war immer mehr verlegen, obwohl er selbst lachte, also erhob er sich rasch und rief in lustigem Zorn:

„Wart Du, ich will Dich!“ Dabei erhob er sein Tischfazolett und schwang es gegen den Bolz.

Der Bolz aber rannte, so schnell er konnte, über die Tafel hinweg, sprang weit schneller in seine Behausung hinein, als er herausgekommen war und rief: „Ist doch so, ist doch so!“

Der Carolus von Oestreich hingegen setzte schnell den Deckel auf die Pastete, und mittlerweil Alle über ihn lachten und ihn neckten, hinwieder er sich bei der Euphrosina entschuldigte, griff der Marschall zu und ward der Bolz in seiner Pastete zum Saal hinausgetragen.

Was einmal am Schwabingerthor zutraf.

Heut zu Tag' steht's nimmer, ist aber Jedem bekannt, wo es war — gleich von der Theatinerkirche herüber.

Als nun diese Kirche selbst noch lange nicht aufragte, und wo die Ludwigsstraße ist, schier nichts als lauter Aenger lagen bis zum Siechkobel hinaus, da ereignete sich gar Vieles in dieser Gegend, Ritterliches und Anderes, froh und ernst, davon weiß ich Verschiedenes und mag's Euch seiner Zeit gerne berichten.

Eines aber schon jetzt. Das ist gar schlicht, aber sehr ehrwürdig — — — —

Jeder weiß, daß Kaiser Ludwig der Bayer mit dem Bann belegt war — seine Söhne litten auch darunter, und Land Bayern unter dem Interdict.

Was nun allein das Letztere betrifft, kann sich Einer wohl denken, was Leid und Trauer, auch große Unordnung in geistlich' und weltlichen Dingen eingerißen war, und wie eifrig des Kaisers Söhne nach dessen Tod allseitige Lossprechung vom Bann und Interdict zu gewinnen suchten.

Da konnten sie die längste Zeit nicht zum Ziel gelangen.

Endlich traf es doch zu. Denn der Pabst ward eines

Tages versöhnt und erließ Befehl an Ihrer Zwei — gen Freisingen an den Bischof Paulus — und gen Steyermark an den Petrus. Der war Abt zu St. Lambert.

Nun war gerade ein gar schöner Tag, der dritte im Mond August, und man zählte nach unseres Herren und Heilandes Geburt das 1356te Jahr.

Am selbigen Tag strömte das Volk der Stadt München die Weinstraß' und weiters die Schwabingergaße hinaus, und von Draußen kam das Landvolk gegen München herzu, von dort und da — sammelten sich Sämmtliche in der Gegend des Schwabingerthores und sahen mit Sehnsucht hinaus, ob sich in der Ferne der Staub leis' erhebe, und der Bischof Paulus mit dem Abt Petrus zur Verkündung des Friedens und der Freude nahe.

Aber der Morgen entschwand, der Mittag deßgleichen, und noch immer zeigte sich nichts. Um die dritte Stunde war's, als sammle sich zu Haupten ein Gewitter, ein gewaltiges. Drüber rückte die vierte Stunde an, und noch immer ward kein Bischof und kein Abt ersichtlich. Auch kein Bote mit der oder jenen Kunde. Da erwachte in den Menschen düstere Sorge, und wie sie zum Himmel mit seinem verhängnißvollen Gewölk blickten, bedäucht' es sie schier wie eine Mahnung oder Ahnung, daß auch hienieden neue Gewitter bevorstünden.

Aber fast wundersam.

Uebereins erhob sich hoch oben ein Luftzug, vor dem schwamm und schwand das Gewölk über die Häupter der Tausenden hinweg und dahin — und nächst Das kaum so

zutraf, erklang's von ferne ganz leise, dann mehr und mehr vernehmbar und stets klarer — und dann kam's ersichtbar von der Heerstraße heran.

Da sah man voraus das Kreuz des Erlösers, begleitet von zwölf Jünglingen in weißen Chorgewändern, und geweihte Palmzweige trugen sie in den Händen. Drauf kam eine Schaar Priester und Mönche. Die schritten betend und gesenkten Antlitzes daher.

Nächst kam wieder eine Reihe, die entsandte heiligen Bußgesang.

In Mitte Aller trugen Vier einen weiß sammt' und seidenen, goldumrandeten Himmel mit vier wankenden Büschen, und unter dem Himmel schritten mild-ernsten, Ehrfurchtgebietenden Antlitzes und erhabener Gestalt ihrer Zwei.

Die waren der greise Bischof, der Paulus — und der Abt von St. Lambert, der Petrus, Der war jünger — und trug das Allerheiligste.

Aber zur Seite und bis vor den Traghimmel schritten Leviten und hinwieder Chorknaben, davon schwangen Ihrer viere silberne Rauchgefäße, draus balsamischer Opferduft entströmte.

Dann kamen wieder Priester, und in Mitte derselben sah man den Domprobst von Freisingen. Der trug auf rothsammtenem Kissen ein geschloßenes Pergament, dran ein Siegel hing, die päbstliche Bulle.

Dem Domprobst aber folgten die Aebte und Pröbste von Chiemsee, von Tegernsee, von Weßobrunn

und Polling, von Schäftlarn und Benedictbeuern — und so Viel' und Mehre von nah' und fern'.

So zogen sie mit Gesang, Gebet und Weihrauch bis an's Schwabingerthor. Da hielten sie an zu Gebet, heiliger Red' und Gegenrede, drauf kniete ein Levite mit dem Weihbronn nieder, der Bischof aber besprengte den Pfad, und übte gar Vieles nach heiliger Vorschrift und Sitte — bis wieder ein Gebet gesprochen ward. Und zuletzt erhob sich ein Gesang, der schloß mit Halleluja.

Dann zogen sie ein und in die Stadt — die Menschen von hie und weiter her aber lagen auf den Knieen und schlugen in seliger Begier nach des Bischofs Segen an die Brust und zogen dann in dichter Menge lautbetend nach durch die Stadt und über den Marktplatz zu München, und die Kaufringergasse entlang bis rechts herüber zum Marienkirchlein, da heut' zu Tag unser lieb Frauen Dom emporragt.

In selbiges Kirchlein zogen der Bischof und der Abt ein, da ward das Allerheiligste auf dem Laurenzius Altar eingesetzt, dann ein gar feierliches Amt gehalten, weiters erhob sich der Paulus von Freisingen an seinem Thronstuhl, nahm das Pergament vom rothsammtenen Kißen, so ihm der Domprobst darreichte, dasselbige Pergament küßte er in Ehrfurcht, entfaltete es und las des heiligen Vaters Absolution über sämmtlich die Söhne des Kaisers Ludwig ab und die Befreiung des ganzen Landes vom Interdict —

Da ward Jeder nah' und weitaus mit der Kirche versöhnt, der liebenden Mutter, ihr zu Frieden und Freuden in's Innigst' und Traulichste wieder einverleibt — und da war eine Rührung und heilige Wonne unter den Menschen, daß es Keiner zu sagen und schildern vermöchte — — — — — —

Die Tauben im Rathhausthurm.

Auf dem Markt- nun Marienplatz zu München sind von je viele Tauben gewesen.

Die litten nie Mangel. Beßer aber ist beßer, und wenn ihrer eine Zahl von irgend sonstwo Futter zu finden wußte, so flogen sie alle Zeit hin und verspeisten es.

Weil nun da, als man 1572 nach unserer Zeitrechnung schrieb, in der offenen Lucke am Raththurm stets Futter zu finden war, so viel, daß ein halbes Dutzend Tauben dran zu zehren hatten, fanden sich deren stets so viele ein, und allmählig immer die gleichen.

Bewußtes Taubenfutter schrieb sich aber von niemand Anderem her, als der Afra, des Rathdieners Penz Töchterlein. Die hatte die größte Freude an den Tauben, und wenn dann die eine oder andere, welche ihr die liebere war, ausblieb, war sie sehr besorgt, schritt die Thurmtreppe ganz flüchtig und hastig empor, schaute durch die Thüre — dran war im Geviert eine Oeffnung — und sah zu, ob sich denn dieselbige Taube noch nicht eingefunden habe.

Wie nun Das so war, war wieder einmal ein Gastfreund beim Penz angekommen. Der hieß Reinhold, war von Landsberg, hatte zu München in Krämerei Ge-

schäft und als ein Vetter des Penz bei Diesem sein Losament und hierortigen Aufenthalt genommen.

Da sah der Reinhold die Afra gar oft, zumal zur Mittagszeit, und fiel ihm ein, es wär' weiters ganz gut, anders er nicht immer nur Gewürz und Sonstiges gen Landsberg brächte, vielmehr seiner Zeit auch eine hand' und ehrsame Hausfrau — Das kann ihm Keiner verargen — zu einer Solchen aber, meinte er, wär' die Afra eben recht.

Das theilte er dem Penz mit, Der war ganz einverstanden, für den Fall die Afra einwillige, und sagte: Er sollte nun eben bedacht sein, ihr seine Geneigtheit zu erklären

Sagte der Reinhold: „Ja Das ist gleich gesagt! Ich hab' da nicht den rechten Muth und die rechte Weis', so daß mir das Wort etwan auf der Zunge bleibt! Käm's aber doch drüber, wer weiß, fiels' wieder zu heftig und heiß aus — ja — denn ich bin für Euere Tochter ganz entbrannt."

Dazu lachte der Rathdiener Penz und erwiederte: „Auf das Letzte laß' ich's ankommen. Denn ob Ihr auch sonst kühn werden könntet, hielt' Euch doch Achtung vor ihr in Schranken. Also fürcht' ich da nichts. Weiß hinwieder wohl, daß es eben kein Kleines für einen ehrbaren, christlichen Mann ist, einer frommen Jungfrau zu nahen — ist mir bei meiner Seligen selbst nit anders ergangen. Aber gesagt muß es dennoch werden. Also faßt Muth, ich denk', die Angelegenheit soll sich noch zu Freud' und Ehren auswachsen."

Drauf streifte der Reinhold mit zwei Fingern ein wenig

zaghaft durch sein braunes Gelock, nahm sich aber doch vor, seine Minne zu erklären.

Es war jedoch, wie gesagt. Nie hatte er den rechten Muth. Wann er dann mit einem Wort beginnen wollte, sah's immer aus, als ob die Afra nichts hören wolle — und als der Penz wieder fragte, wie weit er mit seiner Auseinandersetzung vel Erklärung gekommen sei, sagte der Reinhold: „Gar nicht! Für' Erst' bin ich sonst ganz tapfer, da aber hab' ich kein' Muth, und wenn ich dann mein', jetztund sei's an der Zeit, und sag' ihr: Jungfrau, ich hätt' Euch halt was ganz insgeheim zu bekennen, da erhebt sie sich rasch und sagt: Meine Tauben, meine Tauben! Da nimmt sie dann Futter zur Hand, steigt die Raththurmstieg' hinauf und futtert ihre Tauben. Ja. Und ich sitz' dann allein da oder steh'!"

Drüber verstrichen wieder etliche Tage. Der Reinhold brachte es um nichts weiter, die Zeit der Heimkehr war da, und er hätte zu gerne gewußt, wie er ungefähr mit der Rathdieners Afra dran sei, wenn er nun die Reise von München gen Landsberg antrete. Es drängte ihn also das Wenige nicht, seiner Empfindung Paß zu geben — sah dabei wohl ein, daß er keinesfalls so viel Zeit haben werde, sich etwan guter Folgen seines Muthes allhier noch für Länger freuen zu können, anders es ihm gelänge, ein Wort der Gunst zu erhaschen — aber, geschehen muß Etwas, dachte er, da mag's jetzt gehen, wie d'r will!

Item. Der letzte Tag seiner Anwesenheit war angerückt, das Mittagsmahl war vorüber, und der Reinhold

wartete schon, innerlich bekümmert, auf sein Wägelein, um davon zu fahren. Dabei saß ihm die Afra gegenüber, war oft ganz unruhig und schier betrübt, und da er fragte, weßhalb, sagte sie: „Ach mein — 's ist mir die liebste Taub' nit angeflogen. Schon zwei Tage lang. Etwan ist sie gar verstorben. Nun weiß ich wohl, daß Ihr sogleich von uns scheidet — aber Ihr wartet wohl noch so lang, bis ich's Futter auf den Thurm getragen hab' und daß ich nachschau' — ach wenn nur das Täublein wieder da wär'!"

„Ja schaut nur nach!" sagte der Reinhold. „Aber ist's denn gar so schön? Mag die Tauben auch — und fehlt mir daheim auch die schönste. Möcht' nun wohl — wohl Euere schönste Taub' auch sehen — und hätt' die größte Freud', wenn Euch das Herz leichter würde!"

„Also Ihr habt die Tauben auch lieb?!" fiel die Afra ein. „Aber Das freut mich. Geht mit herauf, vielleicht ist's doch wieder da, das liebe Thier, dann könnt Ihr's sehen! Warum habt Ihr's denn nicht früher gesagt, da hättet Ihr stets mitfuttern können!"

Als die Afra Das sagte, gab der Reinhold dem Rathdiener Penz ungesehen einen ausnehmenden Tritt auf den Fuß, so daß Der einen Ruck that. Die Afra aber war alsbald auf dem Weg — der Reinhold hinterher — schritt mit ihr am großen Rathhaussaal links die Thurmtreppe hinauf und dachte: Penz, bis da hast Deine Sache thöricht gemacht. Wenn Dir Gott in ehrsamer Absicht nur jetzt Muth und Worte verleiht — beßer und alleiniger kommt sie Dir nimmer zu Paß!"

Das ward ihm bei jedem Schritte klarer, und als sie auf den letzten Stufen waren, welche zur bewußten Thüre führen, sagte er, einhaltend: „Ehrenvest, insonderlich tugendreiche Jungfrau Afra!"

Auf diese Worte hielt die Afra gleichfalls ein, wandte sich ein wenig zum Reinhold und fragte: „Was wollt Ihr, ehrenvester, insonderlich tugendsamer Herr Reinhold?"

Sagte der Reinhold: „Ja ich — ich muß Euch Etwas sagen."

„Was denn?"

„Was denn —? Ja von demselbigen, meinem Täublein, so mir zu Landsberg nit einfliegt, und hätt' solch ein schönes Häuslein für Das!"

„Ist halt etwan todt!" sagte die Afra.

„Nein, nein, ist schon lebendig —" fiel der Reinhold ein — „wenn's aber kommen sollte, dann kommt's mir nimmer aus, drauf könnt Ihr Euch verlassen."

Versetzte die Afra: „Also straf' ich das meine auch. Jetzt weiß ich noch nicht, ob's da ist. Wenn's aber da ist, laß' ich alle andern fort, Das aber die längste Zeit nimmer!"

„Dran thut Ihr ganz recht —" sagte der Reinhold — „und wenn Ihr aber etwas Näheres wißen wollt —"

„Ach ich hab' jetzt keine Rast und Ruh' mehr," warf die Afra hin, „bis ich nicht weiß, was es mit meiner Taub' ist!" Dabei schritt sie flüchtig die letzten Stufen hinauf, eilte an die Thüre, sah durch's Gevierte hinein und rief voll Freuden: „'s ist da, 's ist da!!"

„So! 's ist da?" sagte der Reinhold und sah' alsbald auch hinein. „Wo ist's denn? Die da?"

„Nein, die dort ist's," jubelte die Afra, „seht Ihr Die mit dem schwarzen Flecklein in Mitt'n auf'm Kopf!"

„So, die mit dem schwarzen Flecklein auf dem Kopf!" entgegnete der Reinhold. „Ja Die ist für sicher schön, selb kann man nit anders sagen — aber die Taub', die ich mein', die ist halt doch noch schöner!"

„Ja was nicht gar!" grollte die Afra, steckte den Schlüßel an, öffnete die Thüre und streute den Tauben ihr Futter hin — derselbigen Einen mit dem Flecklein bot sie es aber mit der Hand dar. Drauf kam sie auch sogleich geflogen, die Afra kniete nieder und liebkoste das Täublein, und Das pickte mit seinem Schnäbelein so frohfromm drein, drehte den Hals so wunderhold und sah der Afra zu Augen, als wollt' es sagen: Bin halt doch wieder da — all Dieß war so, daß es eine wahrhaft reine Freude war, die tugendsame Jungfrau und die Taube selbander zu sehen.

Nächst sah die Afra empor und sagte: „Nun, Herr Reinhold, ist Euer Täublein noch holder?"

„O viel viel viel!" stotterte Dieser.

„Ei nun da möcht' ich's doch auch sehen," kam's entgegen, „und bis ich's nicht seh', glaub' ich's nit! Wünsch' aber, daß es Euch richtig einfliegen möchte, daß Ihr's dann doch wieder habt!"

„Ja, ich hab's schon —" sagte der Reinhold ganz rasch. „Ist eben eingeflogen — und Ihr seid's!"

„Ich?!" flüsterte die Afra in holdestem Schrecken.

„Ja, Ihr!“ rief der Reinhold. „Und wenn Ihr jetzt nicht anhört, tugendsame Jungfrau, was ich Euch sag' und zum Vater schon in allen Ehren gesagt hab', so sperr' ich da zu und laß Euch nimmer 'raus und müßt' ich meine Anwerbung da durch's Geviert an der Thür' kundgeben!“

„Ei was ist denn Das?!“ entgegnete die Afra, sanft erzürnt. „Ihr überaus Kühner, Ihr —!“ Dabei erhob sie sich ganz bewegt, daß das Täublein davonflog, und wollte hinaus.

Wer sie aber nicht hinausließ, war der Reinhold von Landsberg. Denn Der war plötzlich gar muthig geworden, hielt fürwahr die Thüre bereit, und als die Afra bestürzt und schier noch mehr erzürnt drohte, war er so kühn und drohte auch mit dem Finger. Dazu sagte er: „Habt Ihr mich gefangen, wär's ja wohl billig, daß ich Euch deßgleichen gefangen hielt', und konnt' ich vor Schrecken nicht reden, so könnt' Euch etwan etlicher Schrecken auch nit schaden! Soll's aber vor Gott unrecht sein, wär's mir leid genug — ich kann mir eben nimmer anders helfen! Sag' also gewiß kein unrechtes Wort und kein's zu viel. Das aber müßt Ihr hören: Ich bin ein ehrbar frommer und aller Sitte gerechter Mann. So ist's. Ich brauch' aber eine ehrbar tugendsame Hausfrau — auf Euch hab' ich einmal meinen Sinn gesetzt — und ohne Euch kann ich fürder meine Kramerei nit fortführen! Ja — so ist's. Also merkt: Haus und Hof hab' ich, und gesorgt ist für Euch — und wenn Ihr mich nicht zu Euerem Ehherrn nehmt, reut's Euch Euer ganzes Leben, denn treu geneigter ist Euch auf der

ganzen Welt Keiner! So — jetzt ist's heraus. Wie ich da bescheiden zu Euch schau', mein' ich grad Haß keinen zu entdecken — aber Eure volle Antwort abzuwarten, hab' ich doch keinen Muth — will sagen, Zeit! Ich fahr' nach Landsberg, und der Vater wird mir's schon schreiben — damit Gottes Schutz befohlen, Ihr herzallerliebste Maid meines Herzens!"

Auf Dieß eilte er fort, hielt aber noch einmal ein und sah um.

„Mit Gott auch Ihr, liebster Mann!" flüsterte die Afra. Ganz mit freudigem Roth holder Verschämtheit waren ihre Wangen überfloßen, und wie sie ihn mit ihren blauen, tugendreinen Augen ansah, war's dem Reinhold, als schaue er in lauter lang verborgene Geneigtheit und in unsäglich großes Vertrauen.

Drüber ward er ganz perplex, so daß er sich schier am Geländer halten mußte, und nicht wenig schwindlich ward ihm. Er raffte sich aber auf, eilte glückselig die Treppe hinunter, weiters zum Rathsdiener Penz, der sich gerade wieder den Fuß rieb, auf welchen er ihm getreten; dem Penz sagte er mit lallender Zunge Alles — wenige Minuten drauf fuhr er davon, zur Stadt München hinaus und gen Landsberg. Da war er nicht zwo Tage, so kam schon Freudenbotschaft in optima forma althergebracht', ehrbar bürgerlichen Gebrauchs — also richtete er Alles zurecht — — und als er über etliche Wochen wieder gen Landsberg heimkehrte, war er nimmer allein, denn da war die Afra bei ihm, sein herzliebst christliches Ehgesponse.

Vom Isar= und Neuhauserthor.

Wenn die Menschen zu München beim Isarthor so hereinwandern, denken die Hundertsten nicht daran, was vor alten Zeiten in der Gegend geschah, und wenn sie hinwieder die Kaufringergasse entlang, dann weiter und zuletzt zum Neuhauserthor hinausgehen, ist's deßgleichen.

Kann auch sein, daß es Der und Jener nicht weiß.

Also mag ich von denselben zwei Stadtthoren Etliches vermelden. Das kommt dann etwa doch Ein' und dem Anderen zu Sinn, wenn er wieder einmal aus= oder einschreitet.

Nun trifft aber da her kein lustiges Geschichtlein oder eine holdwehmüthige Sage; vielmehr ist da die Sprach' von nichts denn Rumor und Krieg, und fiel Beides in die Zeiten Herzogs Ludwig des Gebarteten von Ingolstadt — wißt Ihr des Nehmlichen, welchem es in Land Bayern, zumal in seinem Antheil zu eng war, drüber er viel Streit erhob — über Anderes auch — bis er zuletzt in's noch Engere gerieth, das heißt, als Gefangener im runden Schloßthurm zu Burghausen seine unbeugsame, heldenmäßige Seele aushauchte.

Gott geb' ihm ewige Ruhe und Frieden! War er vielmals ungestüm, hat er's bitter genug schon hienieden gebüßt.

Und jetzt heb' ich mit der ersten Sache und beim Isarthor an. Bei dem nahm's seinen Anfang und beim Schifferthor ging's zu Ende.

Wo aber das Schifferthor war, Das wißt Ihr. Da, wo sie heut zu Tag' das Getreid feil haben — gleich rechts vom Rosen- oder Grottenthal — da ist eine steinerne Tafel, und auf der steht's eingehauen.

Item.

Voreinst, so um das Jahr 1400 nach Christi Geburt, waren einmal vier merkenswerthe Herzoge in Land Bayern. Nehmlich der Ernestus und der Wilhelm — Die hielten sich zu München; dann der Stephan und dessen Sohn, Ludwig der Gebartete — die Zwei hielten zu Ingolstadt Hof.

Nun waren die Letzteren, sonderlich, wie bekannt, der Ludovicus nie mit Dem zufrieden, was sie besaßen, die Rede kam stets auf neue Theilung, und dabei verlangte es den Gebarteten immer und immer nach der lobesamen Stadt München. Die hatte er früher auch schon in Besitz gehabt, später wieder aufgeben müßen, dann war er nach Frankreich, und als er über mehr Zeit wieder in die Heimath zurückgekehrt, war sein Verlangen nach demselbigen München bald auf's Neue erwacht.

Wer aber begreiflich davon nicht ablassen wollte, waren die Herzoge Ernestus und Wilhelm.

Mittlerweil nun Das einerseits so war, erhob sich in München eine böse Parthei gegen den bisherigen Rath der Stadt, zugleich gegen die rechtmäßigen Herzoge und für den

gebarteten Ludovicus und gab's demnach bald viel Streit, Irrsal und gewaltigen Durcheinander, auch viele Willkühr. Nächst ging Das weiter und weiter, Tag für Tag kamen die Münchner unter sich und hinwieder die vier Herzoge je Zwei stets weniger in Klarheit und Verständigung, der innere Aufstand und Hochmuth und das fürstliche Zerwürfniß nach Außen hin die wuchsen immer mehr — Die welche für die rechten Münchner Herren sprechen und handeln wollten, konnten nicht mehr aufkommen, oder hatten ihre Zeit durch Zuwarten versehen — und eines Tags stellten die Rebellischen, so nun am Ruder waren und allen Widerstand vereiteln wollten, ein blutiges Exempel auf. Will heißen, sie ließen drei Bürgern, welche sich doch noch des Ernst und Wilhelms annehmen wollten, das Todesurtheil sprechen. Das geschah vor dem Rathhaus, und die Drei mußten für ihre Treue sterben.

Man weiß gar wohl, wie die edlen Männer hießen.

Der Eine hieß Stromer, Tryner der Andere, und der Dritte Haidfog.

Also stand die städtische Sache schlimm genug, und die Angelegenheit der Herzoge deßgleichen.

Weil Die nun außerdem mit Jenen von Ingolstadt nicht Eins wurden, meinte der König und dann Kaiser Rupprecht, es sei im Grund das Beste für's Land, wenn inskünftige nur ein einziger Herr und Gebieter walte.

Gegen diesen Vorschlag hätten die Aufständischen zu München nichts eingewendet, weil sie dem Ludwig anhingen. Der wär' seiner Zeit der einzige Herr geworden, falls sein

Vater über Etliches kürzer oder länger hinauszu mit Tod abgehen sollte. Die Herzoge Wilhelm und Ernst aber wollten begreiflich von solchem Ansinnen nichts hören. Deßhalb ließ der Kaiser die Sache wieder fallen und dachte an eine neue Austheilung.

Ueber eine solche ward zu Nürnberg und zu Heidelberg, zu Amberg und zu Augsburg viel gesprochen und gestritten, aber nichts geordnet und geschlichtet, und als wieder einmal zu Augsburg getagt werden sollte, kamen der Ernestus und Wilhelm gar nicht mehr hin, sondern ließen dem Rupprecht in aller Ehrerbietung vermelden: Ihr Kommen sei doch für nichts, weil er den Streit so wenig zu schlichten vermöge, als wie vordem.

Nun mag dem Rupprecht dieß Entbot freilich nicht am Besten gefallen haben. Dem sei, wie da wolle, über nicht lange Zeit machte er sich auf und that seinen Zug in's Welschland.

Als der Kaiser Rupprecht später wieder in's Deutsche zurückkehrte, lud er die zwei Münchner Herzoge nach Ingolstadt, und dahin stellten sie sich auch ein. Da ward aber wieder nichts gefördert. So blieb Alles beim Alten; ein Theil setzte sich möglichst gegen den Andern, und fügten sich alle vier Herzoge Leid und Uebles zu, so viel thunlich war.

Und so währte es an — der Ernestus und Wilhelm hatten sich aber schon seit Längerem von München hinwegbegeben, denn im bewußten Rumor war ihres Bleibens sicher nicht.

Endlich gab's dennoch Uebereinkunft unter den fürstlichen Herren und ward scharf und genau abgetheilt.

Bei dieser Theilung sagte sich der alte Stephan von weiterem Anrecht auf München los, gleichviel ob dann sein Sohn, der Ludovicus, welcher sich zur Zeit wieder in Frankreich, am Hof seiner Schwester, der Königin befand, beistimme oder nicht.

Zu Dem ward beschloßen: Falls die Rebellischen zu München, nehmlich der neue Rath und sämmtlich dessen großer Anhang vom gebarteten Ludwig nicht abließen und nicht freiwillig zu ihrer, nun klar und deutlich ausgesprochenen, Pflicht für den Ernestus und Wilhelm zurückkehrten, nebenbei auch ihr angemaßtes Stadtregiment aufgäben, so sollten sie mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Nächst aber seien sie aufzufordern, ihren Herzogen die Neuveste zu öffnen, damit Dieselben ohne Weiters als Gebieter einziehen und folgeweise von all' ihrem Recht und ihrer Macht wieder Besitz ergreifen könnten.

Als Dieß Alles zu München kund ward, wollten die Dortigen vom Gehorchen nichts wißen.

Das heißt, die Rumorer. Denn Alle waren, wie bewußt, nicht widerspenstig und treulos. Vielmehr weiß man genau, wie sich's mit den Aufständischen verhielt.

Da waren vier und zwanzig die Rädelsführer. Selbige galten den Herzogen als die e r s t e n B ö s e n Dann waren siebenzehn da; Die galten für die d a r n a c h B ö s e n. Nächst waren vierzehn da; Die waren die K l ä f f e r und J a h e r r n der ersten und darnach Bösen — und sämmtlich

Diese miteinander hatten einen großen Haufen Volkes zum Anhang.

Die Anderen in der Stadt waren aber mehr für die alte Ordnung der Dinge und für den Ernestus und Wilhelm. Nur wagten sie noch immer nichts.

Allgemach gaben sich jedoch selbige Treueren mehr und mehr unter einander zu erkennen, obgleich noch mit vieler Gefahr, erkannten, daß die Sache in bisheriger Weise nicht mehr länger bestehen könne und dürfe, und waren in so weit Eins: Im Augenblick vermöchten sie noch nicht aufzukommen. Bei nächster, günstiger Gelegenheit aber wollten sie sich offen zusammenstellen und in Menge bedacht sein, ihrer Dränger ledig zu werden, damit Alles in früheren Stand gerathe, und die Herzoge wieder zum Besitz der Stadt kämen.

Die Aufständigen hingegen wurden nur noch störrischer. Sie bauten Allerlei zur Vertheidigung, sonderlich auch einen großen Tuln zwischen der Stadt und der Neuveste und was sonst dienlich schien, hielten nebenbei arge Reden über die Herzoge — und obwohl vier und zwanzig Schiedsrichter, aus der Landschaft genommen, gen München ritten, um vor versammeltem Volk für Recht und Wahrheit zu sprechen, gute Vorstellung mit gnädiger Verheißung kund zu geben und allseitigen Entscheid in bürgerlicher Sache zu fällen, wollten sich die Bösen doch auf nichts einlassen. Vom Zusammenläuten der Gemeinde war keine Rede, und durften die Vier und zwanzig etwa noch Gott danken, daß sie mit Heil davon kamen.

Als nun die Herzoge Ernestus und Wilhelm sahen, daß weder Recht, noch gütig allerletzter Vorschlag Platz greife, sagten sie, so fast leid es ihnen etwan that, der Stadt München ab und riefen des Herzogs Stephan und der pflichtigen Landschaft Kriegsvolk auf und in 's Feld — dann, heißt's, den Herzog Hans von Landshut gleichfalls — und so zogen der Ernst und Wilhelm mit tausend Rossen nebst der Hülfe des Stephans und Johannes vor München — zwei tausend Bauern waren auch dabei — und das Erste war, daß man Denen in der Stadt die Wasserquellen abschnitt und die Isarbrücke mit Gewalt einnahm.

Als die Rumorer zu München wahrnahmen, daß alljetzt die Zeit des Hin und Herredens zu Ende sei, und die That den übermüthigen Reden folgen müße, ward ihnen, in Erinnerung an ihren großen Tuln und mehres Andere auf der Neuvesten-Seite, all mit Dem ihnen nun nichts gedient schien, eben nicht am Besten zu Muth.

Wie Dem aber auch war, sowohl den Herzogen gegenüber, als nicht minder vor Augen der minderen Parthei in der Stadt, deren Absicht sie sicher nicht verkannten, glaubten sie, dergleichen thun zu müssen, als ob sie sich keineswegs fürchteten. Schoben demnach ein sechshundert Bewaffnete zum Isarthor heraus, der Meinung, wenn sie daherkämen und das Schwert zuckten, sollten die Anderen draußen erschrecken und zum Hasenpanier greifen.

Dem war aber nicht so.

Vielmehr griffen Die draußen unverzüglich an, und

erhob sich ein Gefecht, welches, über kurze Zeit Denen von herin nicht wohl anstand, weßhalb sie, so schnell als thunlich, wieder heim zu kommen suchten. Die von draußen holten aber deßgleichen aus und rannten so fast, daß sie hinter den Aufständischen bis hart unter dem Isarthor anlangten. Da war ein gräuliches Gedränge, und kamen Die von München gerade noch so in die Stadt, daß sie das Thor zudrücken und schließen konnten. Hätt' man sie weiter herausziehen lassen, meldet Einer, der dazumal lebte, und sie dann mit Geschick bei Seite gedrängt, wär' man billig vor ihnen in die Stadt gekommen, also daß dann sie, nit die Andern draußen gestanden wären.

Das traf nun zwar nicht ein — die Städtischen erlebten aber doch argen Spott, weil die Herzoglichen die vier gemalten Setzschilde vom Thurmhof rissen und davon trugen.

Nachts aber gab's Schrecken genug. Denn da verbrannten Die draußen fünf Mühlen. Das war eine wilde Loh', und leuchteten die Brände sämmtlichen Bösen zu ihren geheimen Sorgen ganz unlieb.

Nächsten Tag geschah gegen München nichts, sondern lagen die Schaaren der Herzoge auf dem Gasteigberg herum. In der Gegend drüben aber gings so ruhig nicht her. Sonderlich zu Pasing. Da hauste der Pfleger von Landsberg, der Hofer, und handelte sichs um's Pasingerschloß. Hei da waren der Hofer und die Städtischen in und um das Schloß aneinander und ward hinein und herausgeschossen mit Feuerpfeilen, und brannte das Schloß zuletzt,

und das halbe Dorf brannte nieder und, heißt's, „sie schufen und bearbeiteten sich fast."

Aber nun währte es nimmer lang'.

Tags drauf zogen die Herzoge wieder mit Rittern und Knechten heran, hielten dann an und hätten wohl gerne nachgeholt, was sie beim ersten Auszug Derer von München versäumt hatten. Als das Thor nicht aufging, und sich Niemand zeigte, rückten die Einen wieder auf die Brücke, die Andern hin, wo sie ankommen konnten, und ließen wieder Mühlen in Flammen aufgehen. Die Häuslein vor der Stadt deßgleichen. Was Holz hoch aufgeschichtet da lag, ward in die Isar geworfen und sonst möglichst scharf gehaust, damit die Bösen in der Stadt entmuhigt, die Beßeren aber des Leides überdrüßig würden, was sie unverdienter Weise treffe, und sich aufmachen möchten, in der Stadt die Oberhand zu gewinnen.

Wie Das so weit gekommen war, glaubte der Herzog Hans, man bedürfe Seiner nicht mehr, die Stadt könne sich nimmer halten, oder was sonst — es heißt eben: Der Hans von Landshut sei von den Münchner Herzogen weg und mit den Seinen davon geritten.

Also waren der Ernst und Wilhelmus mit den Ihren, Denen vom Herzog Stephan und den Bauern allein.

Die Bösen von München erfuhren Das, legten viel Gutes hinein und glaubten sonderlich, es würden sich noch Mehre vom Ernst und Wilhelm lossagen, und dergleichen.

Denn was man möchte, glaubt man gern.

Damit es nun nicht aussehe, als fürchteten sie sich

vor irgend Etwas, ließen die Rumorer zu München auf dem Rathhaus einen Tanz abhalten. Da mußten ihre Frauen und Töchter tanzen. Die waren auch mit Freuden dabei, denn sie glaubten fest, es geh' Alles gut. Die von den Beßeren wagten sich auch nicht auszuschließen, gingen also hin und tanzten gleichfalls zu Trumpeten und Pfeifenschall — dachten aber ganz anders. Nehmlich so: Gott werde den Frevel an ihnen nicht strafen, vielmehr helfen, daß ihre Väter Gelegenheit fänden, den Herzogen ihre Treue zu beweisen, ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen, demnach in Ehren vor ihnen dazustehen, und daß dann Angst, Schrecken und Jammer der Unschuldigen ein Ende nehme.

So war's auch.

Die Beßeren hatten im Gewirr der Bösen Gelegenheit, sich zu finden und zu sammeln. Da ward das Rechte beschloßen, und die Herzoge außerhalb der Stadt bekamen davon Kunde. Da machten sich Diese, der Ernst und Wilhelm, am anderen Tag auf und zogen drauf und dran, nimmer gerad' aus, sondern von der Seite her und gegen das bewußte Schifferthor zu.

Das sah man alsbald von der Stadt aus, und rannten die Tapfersten unter den Bösen innerhalb dieser Gegend und der Mauer zu und glaubten, sie dürften da nur hin und besetzen und hinunterschiessen und werfen. Da zeigte sich die Sache ganz anders. Denn es war schon Alles von den Beßeren besetzt und Die arbeiteten von Innen auf die Mauer ein, um sie zu brechen. Das wollten

die Ersteren mit Gewalt verhindern, aber sie wurden zurückgeschlagen. Drüber zogen die Herzoge von Außen stets näher. Die herin brachten es dahin, daß mit einemmal ein großes Stück Mauer niederstürzte, das Schifferthor schlugen sie deßgleichen auf, also war's geschehen, und half kein Ringen und Geschrei der Bösen mehr in Näh' und weitaus. Die Herzoge und ihre Schaar drangen durch Thor und Mauerlücke ein und nahmen alsbald die ganze Stadt in Besitz. Nun kann sich Jeder den Schrecken und die Verwirrung der Aufständischen denken, als sie nimmer zweifeln konnten, daß ihre Herrschaft zu Ende sei, und es nun gelte, mit Heil davon zu kommen — sonderlich was die Rädelsführer betraf.

Selbige Flucht gelang auch einer Zahl, also daß sie ihre Zeit ersahen und sich im Gedräng' und Gewirr beim Riß am Schifferthor hinaus verloren, etliche Andere, die später daran waren, sprangen von den Mauern hinab, dabei sich Einer zu todt fiel, wieder Andere entkamen durch die Thore in fremder Gewandung, Einer in priesterlicher — die nahm er einem Vicarius ab, der zu St. Peter vor dem Hochaltar betete; mehr Andere verbargen sich auf Wägen und mochten viel Schrecken und Angst ertragen, bis sie von mitleidigen Bauern aus der Stadt gefahren wurden.

Was hinwieder Die anbelangt, welche sich nicht salviren konnten, wurden sie ergriffen und in den Falkenthurm, den Täckenthurm und in andere gelegt. Da blieben sie etliche Zeit lang in strenger Haft. Im Ganzen aber ließen

die Herzoge Gnade für Recht ergehen; und Rache lag ihnen am Mindesten an. Doch, heißt's, mußte eine Zahl der recht Argen ein Jahr lang einen Strick um den Hals tragen.

Dem sei, wie immer — so viel ist sicher, die zwei Herzoge verhielten sich mild und billig. Davon geht vielfach gute Kunde, und die Münchner, denen es nach viel Last, Unsicherheit und Unruhe endlich wieder wohl wurde, merkten sich das auf's Beste. Das ist der Bericht vom Isar- und Schifferthor — und all Das geschah, als man Ao. Dom. 1403 schrieb. Was aber zuletzt gesagt ward, erwies sich in folgenden Jahren auf's Deutlichste — — — — — —

Das trifft nun auf das Neuhauserthor, durch welches die Münchner zur Schlacht von Alling ausrückten — könnt sie aber ebensowohl die Menzinger- oder Blutenburger- oder Hoflacher Schlacht nennen. Sie zog sich eben da und dort hin und entlang; nur daß bei Blutenburg das meiste Blut gefloßen, und bei Alling geschah etwan der entscheidend letzte Schlag.

Mit der ganzen Angelegenheit aber war es so beschaffen.

Ueber selbige Einnahme der Stadt verfloßen eine gute Reih' Jahre.

Mittlerweil geschah draußen im deutschen Reich und in fremden Landen viel Düstres und sonst Merkenswerthe, daß es Einen schier wunder nimmt, wenn er's nur einiger Weise in Betracht zieht.

In Land Bayern traf aber gleichfalls Mehres ein —

zumal zwischen dem gebarteten Ludovicus — Der war längst aus Frankreich zurückgekommen — und dem Herzog Heinrich von Landshut.

Die zwei waren die bittersten Feinde.

Den Herzogen Ernst und Wilhelm von München war der Gebartete auch noch gehäßig, nach wie vor — als man Ao. Dom. 1422 zählte, eh' mehr, als in aller früheren Zeit — und sein beständiges Trachten und Sinnen ging noch stets dahinaus, wie er's anstelle, daß er die Stadt München und zwar für stets gewinne.

Denn mit bewußter Uebereinkunft seines Vaters Stephan war er nie einverstanden geworden.

Bei solch' seinen Absichten versah er sich aller Geneigtheit und Mithülfe des größten Theils der Bürger zu München, mindest, daß sie sich's gefallen ließen, wenn ihm das Regiment wieder zu Theil würde.

Da war er aber nicht wohl berathen.

Denn seit dem Einzug des Ernestus und Wilhelm, und wie sie sich dazumal verhielten, war keine Unzufriedenheit und kein leisester Zweifel über ihr Recht aufgekommen, und hingen die Bürger mit einer Herzenstreue an ihren wahren, fürstlichen Herren, daß sie nicht im Entferntesten daran dachten, eine Veränderung eintreten oder Jenen auch nur ein Haar krümmen zu lassen.

Wie nun Das etliche Weil' so war und die Münchner in allerlei Fehde und Streit lagen, auch zu Friedberg, hinwieder zu Waßerburg — dachte der gebartete Ludwig: Zieht nur wehrhaft ab und zu im Land', ich wend' mich der Zeit

gen München. Da sind die Herzoge, meine lieben Vettern — Die möcht' ich wohl zu Handen bekommen — und sehen die Münchner, daß ich der Herr bin, lassen sie mir das Meinige doch, ob sie mir auch nit so gewogen sind, als ich kürzlich noch vermeinte. Es war nehmlich Dieß und Jenes zugetroffen, was ihm seinen frohen Wahn merklich zerstreut hatte.

Drauf bedacht' er weiter nichts, als wie er seine Sache auf's Beste anrichte und da war er bald im Reinen. Einer seiner Feldhauptleute, der Hans Wessenacker, zog ganz unbemerkt durch die Forste am Würmsee einher — der Ludwig und sein Sohn gleichen Namens, sonst zubenannt der Höcker, Die lagerten sich zwischen der Würm und Amber, nicht allzuweit von da, wo der Kaiser Ludwig das Zeitliche gesegnet hatte — und von allem Dem ahnte zu München Niemand das Geringste. Das war am 18ten Tag Septembris Ao. 1422, und als der neunzehnte anbrach, war's das Gleiche.

Mit einemmal aber meldeten die Thürmer, im Dorf Gauting brenn' es lichterloh an allen Eck und Enden. Das schrieb sich von der berittenen Schaar des Wessenacker her. Die hatte in ihrem Uebermuth und im Verlangen, zu plündern, das Dorf angezündet. Alsbald schlug das Feuer auch an anderen Orten empor — über etliche Weile kamen Ihrer schon viele flüchtig von dort und da in der Gegend, zumal auch von Pasing herein — und da war man hie zu Stadt alsbald im Reinen, was das Alles zu bedeuten habe und der Feind im Schild führe, der sich da, sicher wider Willen des Ludwig so früh verrieth.

Nun ward aller Orte, auch von den Thürmen geblasen und zur Bewaffnung aufgefordert — der Bart, der Schrenk, der Püttrich und der Tichtl, die vier Viertelshauptleute, voraus — deßgleichen Jobst Rohrbach, der Oberrichter von München. Die rüsteten sich. Minder nicht der Hundertpfund, der Ligsalz, Pötschner, Diener, der Ridler und Andere mehr, als geringere Führer — was anwesend war von den sieben und dreißig Zünften der Stadt, das stand in kürzester Frist nach Kräften bewehrt auf dem Platz, und lag dann ihnen, nebst den Herzogen nur mehr daran, Gottes Hülfe und Schutz zu erflehen.

Da gab's viel Volk bei der Frühmesse zu St. Peter und an anderen Orten — und dann ging's über den Platz und die Kaufingergasse entlang voll freudigsten Muthes und stolzen Ingrimm's, dem Ludwig zu beweisen, daß man hierorts nichts von seiner Herrschaft wißen wolle.

Nun mochten die Feindlichen draußen im Uebermuth denken, Die hie zu Stadt ahnten nichts vom drohenden Ueberfall, oder seien zu Mindest nicht vorbereitet. Dem sei, wie da wolle, der Wessenacker rückte überschnell gegen die Stadt an und glaubte, mit leichter Mühe beim Angerthor einzudringen. Da prallte er aber trefflich ab, daß er seinen Irrthum fühlbar erkannte und mit den Seinen eiligst davon zu kommen suchte.

Mittlerweil' hatte sich der Hauptzug des Ludovicus bei Menzing aufrottirt und dachte keiner Gefahr.

Das ward aber bald anders.

Denn Die von München waren, wie gesagt, auf und rauschten die Neuhausergasse entlang — da ward unterm Thor beim Kerzenlicht noch viel Osten- und Welscher Wein zu Muth und Ausdauer getrunken, dabei dem Feind Tod und Verderben geschworen — dann ging's Reih und Büschelweise zur Stadt hinaus. Die Trumpeter zuerst — dann gleich kamen die Herzoge mit ihrem Kriegsbegleit. — Also der Herzog Ernestus, und mit ihm Kaspar der Torrer von Eurasburg und Bartel Stapfer von Weßobrunn — selb war ein scharfer Held, der eine mächtige Stimm' hatte, mit zwei Schwertern zugleich schlagen konnte, und nicht wenig groß und gewaltig war er anzuschauen — nächst der Herzog Wilhelmus, Dem folgten der Fritz von Wolfsstein, der Closen, der Egloffsteiner — zum Dritten Herzog Ernestus' Sohn, Herzog Albertus mit seinem Hofmeister Jan von Sedlitz, dem Johannes von Brandenburg — und der Burgvogt von Grünwald und der Starnberger-Pfleger Engelschalk waren auch dabei. Hinter Denen kamen zugweis' die Zünfte mit ihrern Führern, und wieder Ritter, dabei waren der Königseck, der Preysing, der Zangberg und der Villenbach. All Das ging nicht so fast in Ordnung zur Stadt hinaus zu Fuß und zu Roß, Draußen aber ward alsbald Halt gemacht und aufgerichtet, gut rottirt und getheilt, und die Ritter und Hauptleute voran, wie's von Nöthen und Brauch — und dann unter lautem Schall auf und an und fort und dem Feind entgegen.

Da rannten wohl etliche Einzelne nach — hinterher aber kamen noch Zwei.

Davon war der Erste Herr Sitzinger, löblicher Bürgermeister, der voll größter Kampfluſt war, aber zur Zeit kein Roß hatte. Alſo nahm er kurzweg das eines Anderen, ſchwang ſich darauf, gab ihm die Sporen und ritt mit aller Gewalt zum Neuhauſerthor hinaus. Beſagt der Andere war der Memminger Jobs. Der hätt' etwan am Rüſtzeug zu ſchaffen gehabt oder ſich ſonſt verſpätet. Find't Der ſein Roß nimmer, heißt's, wöllt' aber doch von hinnen, bis er dann zornmuthig ward, zum Speer griff und per pedes zum ſelbigen Thor hinausſtürmte und dem Sitzinger nach. Der mußt' ihm ſeiner Zeit das Roß erſetzen, weil's im Kampf erſtochen ward.

Und Die von München ſtießen auf den Feind, das Treffen hob gewaltig an, und bei Menzing ging's an ein Schlagen. Das währte lang, und floß Blut die Menge. Da wurden Die des gebarteten Ludwig geſchlagen, und mußte Der weichen. Die von hie ihm da nach, und hob ſich der Kampf wieder an dort und da. Dem Ludovicus aber ſchlug Alles fehl. Alſo verſtrich der ganze Tag, und am nächſten war's deßgleichen. Da ward der Gebartete wieder geſchlagen. Der junge Herr von München aber, der Albertus, wollt ſeine Sporen verdienen und des Feindes Heerbanner eröbern. Da waren ihrer Feindliche genug da. Die umringten ihn und ſchlugen auf ihn ein und riefen allzumal, er söllt' ſich ergeben. Da ſchwang er ſein Schwert in Verzweiflung wunderswerth. Hätt' ihm aber

nichts gefrommt, wär' der Ernestus, sein Vater, nit dahergesprengt, und von den Tuchmachern stürmte auch eine Zahl an. Deren achteten die Feindlichen nit, weil Ihrer so viele nit waren, der Ernestus aber zeigt' es ihnen wohl, und Der unter sie hinein, und dann noch die Tuchmacher von der Seiten her mit ihren Flambergen. — Das ward ihnen später mit ewiger Ehr' wohl gelohnt, hätten aber den Albertus nit allein retten mögen, denn sie weiter ab waren. Des Albertus Vater aber war näher. Der half und schlug um sich mit Streichen, da war jedweder ein Donnerkeil, und brach Mann um Mann und Roß über Roß zusammen, also daß sich eine arge Flucht erhob. Und da war der Herzog Albertus frei. Das war zu Germaring. Selb ward noch scharf geschlagen, bis die Nacht einsank, und den nächsten Tag hinwieder, denn der Ludovicus wollt's nit glauben, daß sein' List und Trutz vergeblich sein sollt'. Da stemmt er sich noch mit aller Macht, und mußt's dennoch zum drittenmal büßen. Das war bei Alling. Da ward er aufs Haupt geschlagen, und ward der Seinen eine große Zahl erschlagen und der ander Theil ward gefangen, viel an Grafen, Ritter und Wehrleuten. Also knirscht' er in Groll und Schaam, daß er's erschauen könn', wie die Ersten und Fürnehmsten in Fesseln gelegt würden, und blieb ihm dannoch nichts, denn daß er in rascher Flucht sein eigen Heil suchte — und von den Seinen eine Zahl, benebst dem Ludwig, seim̃ Sohn, mit ihm, und was da noch am Leben und frei war. Und dacht' er wohl: Die von München verlangen Deiner nit und ließen Dich nin-

derst gelten, wann Du die Stadt auch inne hätt'st. Selb hätt' ich früher wißen mögen!

Also war's. Die von hie zu München aber hatten nun sicher ihre alte Schuld abgebüßt und verbeßert, wär's nicht durch lange Treu' schon bewährt gewesen, und han große Ehren erworben und hielten das Feld und zogen dann heim in Siegesfreuden mit allein an die vierhundert Grafen und Ritter. Die trieben sie gefangen mit und herein durch's Neuhauserthor, und war ein großes Victori und Freudengeschrei, als da die Herzöge daherkamen und die Gefangenen dahinter. Da waren dabei Jörg der Frauenberger zu Haag, der Herzoge Todfeind, der Fritz von Magenbuch, der wild' Hermann von Güß und der Wernspecker Wilhelm vom Lechfeld — und waren zwo Sandizell dabei, die Anderen hielten zum Ernst und Wilhelmus, und ein Gumpenberg, ein Grießenbeck, und zwo Freiberger seind auch dabei gewesen, die Andern waren gut Freund mit uns — und so gar viele, die wären nit alle zu nennen — — —

So, nun hab' ich Euch Das auch erzählt. Ich weiß aber noch Vielerlei vom Isar- und vom Neuhauserthor.

Das erzähl' ich Euch dann ein anderes Mal.

Die Legende von der Edigna.

Unweit vom Kloster Fürstenfeld liegt Puch.

Da lebte vor alten Zeiten die Edigna und von Der geht eine überaus kindlich fromme Kunde.

Die lautet so.

In Frankreich lebte vor siebenhundert Jahren ein König, Namens Heinrich, und Der hatte ein Töchterlein. Das war eben die Edigna — und Die war bei all ihrem hohen Stand so schlicht, wie eines Landmanns Kind, schätzte alle Reichthümer und alles weltliche Vergnügen für nichts, und ihre einzige, irdische Freude war ein Hahn.

Diese Freude war aber auch nicht so fast irdisch.

Es stand nehmlich im Garten ein rothes Kreuz, und an dem hing ein Glöcklein. Das war von Erz und schon ganz alt.

Wenn nun der Tag anbrach, krähte der Hahn.

Da schritt dann die Edigna in den Garten hinab und betete. Vorher aber zog sie das Glöcklein, damit ihre Gespielinnen gleichfalls zum Gebet gehen möchten.

Also waren ihr jene zwei Dinge ein Behelf zu frommem Ziel.

So lebte die Edigna dahin.

Der König Heinrich sah diese Frömmigkeit gerne,

hatte sein Töchterlein aber auch sonst so lieb, daß er sich gar nicht denken konnte, sie einst einem anderen König oder Herzog zur ehlichen Gemahlin zu geben und sich somit von ihr trennen zu müßen. Wenn sich also ein Fürst einfand, erwies ihm der Heinrich alle Ehre, sobald aber Jener eine Absicht auf die Edigna verrieth, lächelte er stets und sagte: „Kommt Zeit, kommt Rath! Denk' Dir jetzt nichts! Wer weiß, was geschieht, bis Du wieder kommst!"

Das glaubte der Andere gar wohl zu verstehen, meinte, es sei ihr schon ein Gemahl bestimmt, und wagte fürder kein Wort in seinem Verlangen. Der König aber glaubte, auf diese Weise sollte ihm die Edigna nie und nimmer von der Seite kommen — sie selbst hatte auch nie an den Tag gelegt, daß sie ihren Stand je verändern wolle, und als er sie einmal prüfte, sagte sie: „Was frommt mir aller dieser Fürsten Lob und Preis? Meines Hahnes Ruf zum Gebet und des alten, armen Glöckleins Klang bedünkt mich beßer!"

Aus Dem und Allen erkannte der König, sie wolle vom Irdischen im überhaupts nichts wissen, und weil sie selb ihr Glöcklein alt und arm genannt hatte, berief er insgeheim einen kunstreichen Meister, bestellte ein silbernes Glöcklein mit güldenem Rand — das ließ er seiner Zeit vom Bischof weihen, und als Das geschehen war, nahm er's zur Hand, ging Abends in den Garten an seinem Schloß, wo sich die Edigna eben vom Gebet erhob, und sagte:

„Das Glöcklein dort hat viel gedient und ist alt. Also

hab' ich Dir ein neues, silbernes schaffen lassen. Das ist vom Bischof geweiht, demnach ganz heilig und hat sicher große Kraft."

Als die Edigna das schöne Angebinde des Königs Heinrich sah, glommen ihre Wangen vor großer Freude auf, und dankte sie ihm von Herzen. Der Vater wollte dann das alte Glöcklein hinwegnehmen und das neue an dessen Stelle hängen.

Drauf wehrte die Edigna mild ab, sagte, da sollte es nicht hängen — vielmehr wo anders — und ob sie den Ort suchen dürfe. Denn sie kenne ihn selbst noch nicht, und er müße recht einsam sein!

Nun dachte der König Heinrich an nichts, was ihn betrüben könnte, und sagte ihr Alles zu. Als er aber vernahm, wie es die Edigna mein' und verstehe, reute ihn sein Versprechen unsäglich. Denn sie verkündete ihm den Entschluß, von dannen zu ziehen und in Wald und Flur weitaus oder näher einen Ort zu suchen, an dem sie ihr Leben in der Stille und im Gebet verbringen könne. Des Ortes Anzeige aber stelle sie in Gottes Hand, und wo ihr Diese ein Zeichen gebe, dort wolle sie das silberne Glöcklein an Fels, Baum oder Hürde aufhängen — und wär's viel hundert Meilen von da.

Da frommte kein Bitten des Königs. Der Edigna Entschluß stand felsenfest, und des Vaters Wort war unverbrüchlich.

Ueber Kurz ließ sie ihre Gespielinnen, dazu von weit her alle Armen kommen, nahm Abschied und verschenkte

Alles, was sie an Kostbarkeiten besaß. Für sich selbst aber behielt sie nichts, als einen schlichten Wagen, ein Horngespann, ein härenes Gewand, ihren Hahn und das silberne Glöcklein. Nächst noch ein kleines Brod und eine Schale mit Waßer.

So ging's dann an's Scheiden. Da umarmte sie der König, und als er bitterlich weinte, küßte sie ihn von Herzen, tröstete ihn und sagte: Es sei ihr von Gott in's Herz geschrieben, was sie thue, und sie habe es längst vorgehabt. Und als der König sagte: Er sollte sie nun so weit und allein von sich lassen, da er sie früher selbst nicht im Schutz eines Gemahls von hinnen gelassen hätte, da tröstete sie ihn noch mehr und sagte: Sie sei nur dem Leibe, nicht aber dem Geiste nach ferne, wo immer ihr auch ein Ziel gesteckt würde. Denn so oft er in gewohnter Weise in den Garten gehe, sollt' er eingedenk sein, daß sie sich Seiner erinnere und für ihn bete.

Dann nahm sie ihr härenes Gewand um, bestieg ihren Wagen, setzte den Hahn vor sich hin, nahm das Glöcklein auf den Schooß, das kleine Brod und die Schale mit Waßer ließ sie gleichfalls nicht zurück, dann sagte sie zu den zwo Oechslein vor dem Wagen: „Auf da, Ihr Zwei, geht fürder! Wo ihr anhaltet, und mir das vollkommen rechte Zeichen wird, da bleib' ich. Das Zeichen aber wird mir der Himmel durch mein geweihtes, silbernes Glöcklein geben, so hat mir ein heiliger Traum verkündet."

Auf diese Worte hin begannen die zwei Thiere sogleich weiter zu schreiten, zogen den Wagen zur Königsstadt Paris

hinaus, der König begleitete seine Tochter mit allen Hofleuten bis weit, dann stieg er auf eine Anhöhe und sah ihr voll Wehmuth noch lange nach, bis sie zuletzt seinen Blicken ganz entschwunden war.

Drauf fuhr die Edigna durch Wald und Flur und Thäler fürder und fürder in Frankreich. Die Thiere standen nicht still, und so kam die Edigna bis zu uns in deutsche Lande heraus und in's Bayern. All die Zeit über, geht die Kunde, hatte sie nichts, als selb kleines Brod — das ward aber nie kleiner, und die bewußte Schale mit Waßer, und die Schale ward nie leer. Das war Schickung und wunderbar genug. Mit dem Glöcklein wollte sich aber kein Wunder erzeigen; stets lag es stumm und klanglos in der Edigna Schooß, und der Hahn saß au[illegible] sonder Regung vor ihr und gab keinen Laut von sich.

Wie nun wieder etliche Zeit verstrich, kam die Edigna in eine waldige Gegend, drin ein schönes Waßer dahinströmte, das war die Amber.

Da war die Sonne schon im Sinken, nichts rührte sich mehr in den schwarzen Forsten, und düster war's — nur daß die Wipfel der Bäume im rothen Strahl des scheidenden Lichtes loderten.

In dieser Abendstille fuhr die Edigna dahin, kam allgemach an einen Berg, der war der Engelsberg, dann lenkten ihre zwo Oechslein seitab und über die grüne Fläche und durch etliches Gewäßer hindurch auf einen Waldhügel zu, wo nun Puch ist — und diesen Hügel, über Gewurzel und Gestein hinweg, schritten sie hinan.

Die Edigna war aber mittlerweile recht traurig geworden. Begreifts Jeder. Denn die Fahrt währte eben schon lange, über die dreißig Tage, und das erwartete Ziel blieb immer und immer aus. Wie nun die Edigna zuletzt ganz wehmüthig wurde, kniete sie in ihrem Wagen nieder und begann, laut zu beten, daß Gott ihr kindliches Vertrauen doch nicht zu Schanden werden lasse.

Sie hatte da kaum das letzte Wort gesprochen — so ward ihr Hahn urplötzlich ganz flück und fludrig — das silberne Glöcklein hinwieder ganz rührig — und eh' sich's die Edigna versah, richtete sich der Hahn hoch auf und krähte dreimal überaus laut — das Glöcklein aber strahlt' und glänzte, daß es schier blendete, dann hob sich's langsam von selbst zunächst der Edigna Knieen und entschwebte etliche Armlängen hoch über ihr Haupt. Da blieb es in Lüften schwebend und läutete übereins so wundersam hell und emsig und feierlich zugleich, daß schöner kein Ton und Klang sein konnte — und es war gerade, als kläng' und läutete es: Da Edigna — da Edigna! Nächst ward der Klang stärker, ruhiger und ernster, und war's, als ob das Glöcklein um das Hundertfache größer würde, dann, als ob da zwei große Glocken läuteten, dann drei — und so fürder mehr'. Das ward ein mächtig feierliches Geläute, wie noch Niemand in der Welt vernommen hatte.

Ueber All Das sank die Edigna in heiligster Freude auf ihr Antlitz nieder. Denn nun war ihr Verlangen erfüllt, und sie wußte, daß ihre neue Heimath in diesem Wald sein sollte — obgleich noch nicht, an welchem Ort desselben.

Das erkannte sie aber demnächst.

Denn das Läuten verstummte bald, das Glöcklein schwebte in Lüften noch um Einiges weiter bis zu einer mächtigen, grünen Linde, da verschlang es sich mit einem rothen Hängreis, das schier bis zum Boden reichte, und blieb an einem Zweige hängen. Die Oechslein der Edigna schritten auch bis zu jenem Baum, da hielten sie ein — die Edigna aber verließ ihren Wagen.

Nächst raffte sie etliches Moos zusammen, das legte sie statt eines Kissens in die Höhlung des Baumes — dann dankte sie Gott noch einmal, daß er ihr Verlangen dennoch geehrt und erfüllt habe — und über nicht lange drauf entschlummerte sie.

Als der nächste Morgen anbrach, erhob sie sich in duftiger Waldesfrische und sagte zu ihren zwei Zugthieren, die sich niedergelegt hatten: „Steht auf und geht heim, dannen ihr mich hergebracht!“ Dieselben Oechslein erhoben sich auch sogleich und schritten mit dem Wagen von hinnen, weiter und weiter, über die dreißig Tage lang, bis sie eines Abends vor dem Pallast des Königs anhielten.

Der hatte unglaublich viel Sorge, zuletzt aber einen Traum gehabt, in dem er auf's Genaueste erfuhr, wo die Edigna sei. Auch hatte er ihr Gespann auf dem Heimweg gesehen.

Als nun dasselbe fürwahr daher kam und vor dem Pallast stehen blieb, verschwand sein letzter Zweifel, er ergab sich in sein unabweisliches Geschick und ließ seiner Tochter Willen als den des Himmels gelten.

Die Edigna aber lebte fortan als Einsiedlerin, nährte sich von demselben kleinen Brode und dem Waßer in der Schale, und der Hahn war ihre einzige, irdische Freude, bis sie ihn eines Tages todt fand.

Nächst wollte sie auch das Brod nicht mehr, lebte weiters von Wurzeln und Beeren und brach das Brod nur noch an, wenn sich ein Wandersmann verirrte. Dem bot sie's, daß er sich sättige und ließ ihn aus der Schale trinken. Mancher kam aber späterhin mit Absicht, ihr heiliges Leben zu sehen, nebenbei über Das oder Jenes Aufschluß zu gewinnen. Denn sie war mit großem Erkennen für Alles begabt und zeigte folgend gar Manches an, was für stets verborgen und verloren, oder dem Auge der irdischen Gerechtigkeit entrückt schien.

Also lebte sie mehr und mehr Jahre unter ihrer Linde, zog Morgens und Abends das silberne Glöcklein am rothen Waldreis, damit sie Jeden zum Gebet mahne, welcher den holden Schall vernehme — und all' darüber verstrichen die Zeiten mehr und mehr, und ihr Name ward immer weiter hin gepriesen, so daß Fürsten und Grafen und deren Frauen gepilgert kamen, sich bei der Edigna Rath und Trost zu erholen.

Eines Tages aber, heißt es, kam ihr Vater, der König Heinrich. Der fand ihre Einsamkeit wohl überaus heilig, aber wie er meinte, doch gar traurig, und bat sie herzinniglich, mit ihm und wieder heimzuziehen.

Da sagte sie: Der hohle Baum sei ihr mehr werth, als der schönste Pallast, und Gottes Allmacht in jedem

Thautropfen des Waldgrases mehr, als ob sie zu einer Königin gesalbt würde.

Daraus erkannte der König die Unabänderlichkeit ihres Willens und küßte sie zum Abschied weinend, konnt' sich auch schier nicht von ihr trennen, denn ihm ahnte, es sei das Letztemal, daß er sein liebes Töchterlein sehe. Es waren auch alle seine Begleiter sehr gerührt, zumal, als er der Edigna seinen letzten Segen ertheilte, dann aber, gleich wie vor einer Heiligen, niederkniete und den Segen von ihr verlangte.

Als er hierauf mit seinem Gefolge gen Land Frankreich zurückkehrte, nahm er sich wohl vor, wenn anders Gott es zulasse, doch noch einmal zu kommen.

Aber seine Zeit war gemessen.

Das ging der Edigna auch gar wohl vor, und als sie einst in Gedanken so dakniete, glaubte sie urplötzlich bis weit hin in die Heimath — und ihren Vater, den König, in großer Schwäche und Hinfälligkeit zu sehen. Wie sie drauf emporsah und zu ihrem Glöcklein blickte — regte sich das von selbst, und übereins begann's, in sanfter Schwingung zu ertönen. Aber nicht, wie bis da, freudig und hell. Sondern dießmal recht öde und traurig, als wie zu einer Todtenfeier.

Daraus erkannte sie, daß der König, ihr Vater, am Verscheiden sei — und als das Glöcklein wieder still' stand, und der letzte Ton verhallt war, da wußte sie, daß der König Heinrich nimmer auf Erden weile — — —

Nach vielen Jahren klang das Glöcklein wieder von selbst.

Da kam eben ein frommer Priester des Weges, und als er an die Linde kam, traf er zur rechten Zeit ein. Denn die Edigna war daran, von hienieden zu scheiden.

Als sie nicht mehr war, endete das Geläute. Und als der Priester aufschaute — war das silberne Glöcklein verschwunden.

Das hatte etwan ein Engel hinweggenommen.

Die Edigna begruben die Menschen aus der Umgegend unter ihrer Linde. Da ruhte sie lange, bis sich in späterer Zeit Mehr' und Mehre anheimsten, weiter ab vom Hügel, oder näherum Etliche auf demselben, und ein Kirchlein bauten.

Da erhoben sie dann die Gebeine der Gottgetreuen Königstochter, die da in der Einsamkeit gelebt und gestorben, und trugen sie in selbes Kirchlein hinüber.

Weil aber die Edigna gar oft gesagt hatte, jeder Thautropfen auf dem Waldgras sei ihr mehr werth, als ob sie zu einer Königin gesalbt würde, floß nach ihrem Tode ein ganz heiliges Oehl aus der Linde.

Soll aber später nimmer gefloßen sein, weil etlicher Menschen Habsucht rege und schnöder Gewinn angestrebt ward.

Davon will der Himmel nichts wißen — —

Das ist die Legende von der Edigna, der Königstochter aus Frankreich — —

Am Markt oder Marienplatz zu München.

Seiner Zeit hab' ich Euch in einer Geschrift von den Burgen in München und ihren fürstlichen Bewohnern erzählt. Das war im Plauderstüblein.

Nun hätt' ich einen Sinn, von etwas Anderem mit Euch zu plaudern.

Nehmlich vom Markt- oder wie wir ihn heut' zu Tag nennen, dem Marienplatz.

Wollte nun da Einer berichten, was sich auf demselben Alles zugetragen, und ob er auch nur den hundertsten Theil hernähme, würde er gar nimmer fertig werden. Denn Das ist weiters eine Zeit, von Heinrich dem Löwen an bis zu uns herauf. Das sind siebenhundert Jahre.

Es ist also nur, daß man davon spricht, und da weiß Mancher auch schon Bericht.

Zuvörderst also, daß der Kaiser Ludwig der Bayer dem kleinen und großen Platz Gestalt und bleibende Gränzen setzte. Nächst, daß da auf dem kleinen, oder dem Eiermarkt, die Bart, die Ridler, die Leupold, die Schrenk und Andere ihre Häuser hatten — auf dem großen die Dráchsel, die Ligsalz, die Tichtl, ganz früh schon die Gollier und wieder Andere; auch daß die Letzteren, deren Häuser zur Linken gegen die Rosengasse zu

befindlich, ein Kirchlein auf dem Platz stehen hatten. Das hieß „zu Allerheiligen“.

Wieder weiß Jeder, daß die Bögen auf der St. Petersseite die finsteren heißen, die drüben aber die hellen; dann, daß hinterm Fischbrunnen die Bürgertrinkstube war, und unterhalb an der Weinstraße das Lindwurm-Eck ist. Was die Mariensäule anbetrifft, weiß eben wieder Jedweder, weßhalb und wann und von wem sie errichtet ward. Nehmlich vom Churfürst Maximilian Ao. Dom. 1638, weil die Stadt München von Einäscherung und sonstig zu großem Mißgeschick im dreißigjährigen Krieg bis dahin befreit geblieben war, deßgleichen, daß von des Maximilians Zeiten bis weit zu uns herauf an dieser Säule alljährlich das Andenken der Schlacht am weißen Berg bei Prag gefeiert ward, und wie da gar viele Menschen, Hoch und Nieder auch zu anderer Frist eifrig beteten. All Das ist wohl bekannt — und minder nicht, daß das eine Eck der Dienersgasse die alte Landschaft, das andere der Weinstadel war. Vom gefährlichen Gantstuhl vor der Trinkstube, und daß drauf die Häuser Derer verrufen werden, so die ewig Geldgilt nicht entrichten können, will Keiner Kunde; vom Strafesel auf dem Platz drüben, drauf leichtsinnige Gesellen reiten mußten, auch nicht. Nur noch von Einem zu reden — vom Rathhaus — weiß insoweit gleichfalls Jeder Bescheid. Id est: Daß da in alten Zeiten manche Landesangelegenheiten, deßgleichen solche der Stadt ausgefochten wurden, das Volk zusammenkam und hinwieder manches Bankett gehalten wurde. Die Braut-

leute, zumal mit viel Glanz die Reicheren und Fürnehmeren, thaten im großen Saal ihren Ehrentanz, wie denn der Saal auch das Stadt-Tanzhaus genannt ward, wenn sich's um etwas Frohes der Art handelte — und da gab's dann zu Zeiten auch allerlei lustigen Mummenschanz — wie etwan zu Zeiten des Herzogs Christoph. Zu dessen Erinnerung ließ man Ihrer eine Zahl Schalksnarren schnitzen, die da viel Kurzweil bereitet hatten, und stellte sie oben zu zwei Seiten des Saales an die Wand.

Da stehen sie noch.

Item Das und noch Dieß und Jenes ist Jedem zu München wohl bekannt, und wenn er in Sachen des Platzes selbst flüchtig daran denkt, wie viel feierliche Prozessionen da schon entlang zogen, was es da etwan Brautzüge gab, was da Fürsten drüber hinwegritten und schritten, nächst Heerführer, große Gelehrte, weltliche oder geistliche — und wenn er andrerseits die Schreckenszeiten der Pest und des schwarzen Todes erwägt, und wie's auf demselbigen Platz ausgesehen haben mag — da hat er schon bunterlei genug vor Augen, und je nachdem er sich mehr an das Eine oder Andere hält, tritt ihm ein frohes oder düsteres Bild entgegen. — — — —

Hie und da liegt dann etwas wundersam Ueberraschendes darin, wenn aus dem Dunkel längst vergangener Jahrhunderte eine oder ein paar einzelne Gestalten auftauchen, die da Etwas thun oder sprechen, und von welchen man von früherher nichts weiß — und von später dann auch nicht. Wie gesagt, da zeigen sie sich urplötzlich für

einmal — und sogleich darauf verschwinden sie für stets, wie in einsinkender Nacht — — —

Solch eine Kunde ist gleich die aus recht alter Zeit von einem Ritter. Der hieß Hächsenacker. „Selbiger trat von St. Peter herfür,“ heißt es, „und mit ime sein feindt. Di hettn lang widerspill pflog'n vnd wöllten Des ze end fürn. Vnd hobn ire swerter auf vnd slugen uf einander, bis des Hächsenackers feindt vil — —“ und dann kommt nichts mehr, und verlautet hier zu München kein Wörtlein mehr von der Sache.

Solcher Vorfälle gab's auf dem Platz noch mehre und finden sich mehr' oder weniger Worte beigesetzt.

So weiß man von Ao. Dom. 1398, daß da zwei Münchner turnirten — der Eine Namens Weindl Gewolf — der Andere hieß Heinrich von Sentlingen — und waren Ihrer noch mehr Kämpfer da.

Sechs Jahre später fand ein größeres Turnier statt, dabei sich sonderlich Zwei hervorthaten — wieder der Weindl Gewolf und der Habsberger.

Drei und zwanzig Jahre kam's auf's Neue zu einem Turnier. Auf dem stach unter Andern Einer des Namens Keunzelmann. Der war von Augsburg, stach mit dem Püttrich von hier, und da weiß man, daß der Püttrich den Sieg davontrug — weiter verlautet vom ganzen Turnei nichts. Aber von etwas Anderem steht geschrieben, nehmlich, daß die wohlweisen Rathsherrn von München naß wurden.

Das war so.

Als das Turnei und dann das Bankett auf dem Rathhaus zu Ende war, beschloßen die Kampfhelden, nächsten Tags in's Gejaid zu reiten, draußen im Forst über Sendling hinweg. Dazu wurden die Rathsherrn geladen. Weil sie aber keine gewohnten Reiter waren, fuhren sie auf zwei offenen Klepperwägen hinaus, und dazu schien die „sunn ganz freudiglich hernider. Vnd vil di beut trefflich, daß männiglich sein freud dran hett. Veber eins thet sich der himel mit wolken an, vnd eh sich eins versach, kambs zu ain platzregen vnd schir ain wolkenbruch, daß dan di rathshern vermeinten, si müßtn ertrinken. Di wölltn doch von viln waßer ni nichts wißn. Nun kams darzue wol nit, aber daß si doch fast naß wirden. Ufs Weiter erhob sich noch ain gewaltige windsbraut vnd riß inen ir huet vnd barette von den köpfn, als daß si traufender, ganz versterter antlitzer vnd ansehnlich zerrauften harwergks in di lobsambe stadt Minchen zuruckkerten vnd ainzugen. Warn auch im wald des platzregens vnd vnwetters wegen vmb ir mal komen, vnd hattn lust gnug vmb ain letz vnd magensterkungk. Da si dan schier kurze frist saumbten, sich ins trockene ze gewanden vnd das ermangelte in der herrntrinkstub einzeholn, vnd si dan von denen turnirern vnd jaidgenoßen baß getröstet vnd jedwedem für erlitten vnbill vnd vngewonte magenschwäch ain tapferes stuck wildprät verehrt ward — —"

So ist's vor fünfhundert Jahren mit den wohlweisen Rathsherrn ergangen, und was da anderes klein' oder größeres Mißgeschick anbelangt, traf bei der und jenen Ge-

legenheit noch gar Manches zu, was gegen gewohnt ehrenveste Gehäbigkeit und jeder Zeit streng eingehaltenes Decorum ging. Das schadete ihnen aber nie Etwas, und litt ihre Wohlweisheit und Ehrwürdigkeit nicht im Geringsten, wenn sie auch dann und wann in Abenteuer kamen wie beim Gejaid nach demselbigen Turnei, oder was sonst eintraf.

Weil aber just die Sprach' von derlei Kampfspielen, fällt mir bei, was in der Weise Größeres stattfand.

Das war, als Herzog Wilhelm der Fünfte mit der schönen Renata von Lothringen Ao. Dom. 1568 Hochzeit hielt.

Weiß wohl, daß von sämmtlich den herrlichen Festlichkeiten, welche dabei zutrafen, ganze Bücher ausgegangen sind, als da eins von einem sicheren Welschen Musicus, des Namens Massimo Trojano; wieder eins von Einem, der war ein Deutscher und hieß schlichtweg Wagner — und ein drittes in lauter Reimwerk, das hat Einen des Namens Heinrich Wirre zum Autor. War ein seinerzeitiger deutscher Poet, und welch einer! Nächst findet sich in gar manchem Hausbuch, oder sonst auf einem alten Zettel Etwas von der besagten Hochzeit. Was frommt aber Das alles, wenn's Keiner liest — und diejenigen alten Zettel will schon gar Niemand in Augenschein nehmen. Also mein' ich, wär's das Beste, anders ich Euch Bericht gäb', was da auf dem Markt oder Marienplatz zu München etliche Tage lang vorfiel.

Das schafft mir keine Müh' und Sorge, weil ich die

Sache insoweit weiß und kenne, und dann weiß sie jeder Andere auch.

Item.

Als der Wilhelmus und die Renata Hochzeit hielten, und das Mahl vorüber war, bei welchem sich die Geschichte mit dem Erzherzog Carl, seinem Zwerg und der Pastete ereignet hatte, erhoben sich sämmtliche fürstliche und anderen Gäste in der Neuveste und im alten Hofe und ritten und fuhren zum Rathhaus.

Da ward im großen Saal getanzt, und der Wilhelm und die Renata hoben begreiflich zuerst an. Es war aber nicht viel Bewegtheit in Allem, wie sich Das von hochfürstlichen Personen selbiger Zeit von selbst versteht und der Wilhelmus war an sich ziemlich ernst, wie auch die Renata.

Auf's Nähere war es dabei so.

Die vier Marschälle, welche weiße Stäbe in Händen trugen, nahten der Renata, die schritt in Mitte ihres Geleites zum Wilhelmus — Der verbeugte sich tief vor ihr, sie sich hinwieder vor ihm, dann gaben sie sich die Hände und machten ihre Runde, und während sie dieselbe machten, schritten zwei Herzoge mit brennenden Wachslichtern vor ihnen einher, bis sie wieder zurückkamen. Da blieb dann der Bräutigam an seinem Ort, die Braut aber ward von den zwei Herzogen und den vier Marschällen an ihren Ort zurückgeleitet.

Nicht viel anders ward es mit den anderen fürnehmsten Personen gehalten, und drauf begann erst der allgemeine Tanz. Bei dem erzeigte man sich dann schon leben=

diger, aber doch nicht so fast, als wie dann und wann heut' zu Tag.

Das war am 23. Februarii Ao. 1568.

Am 24. begannen die Gesteche auf dem Platz.

Da war das erste ein Ringelrennen.

Zu dem hatte der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, denn Der war auch bei der Hochzeit, und ein fürnehmer Welscher, Namens Riva von Mantua ganz besondere Sprüche, Einladungen und Vorschriften an eines der trefflich gezierten Triumphthore anschlagen lassen, welche zum Kampfplatz führten.

Als nun die Zeit da war, und sich die Renata mit ihrem neuen Gemahl und ganzem Begleit von Hoffrauen und Fräulein an der Landschaft eingefunden hatte, um dem Ritterspiel zuzuschauen, kam der Zug.

Bei dem fuhren die besagten zwei hohen Herren auf einem prächtigen, von vier schneeweißen Roßen gezogenen, Triumphwagen einher, stellten den Agrippa und Regulus dar. Vor ihnen aber saßen Musici. Die waren als Nymphen verkleidet, hatten Violinen zur Hand und ließen sich mit sehr anmuthiger Melodei vernehmen. Als der Wagen nebst Begleit von Rittern in diverser Vermummung am Eingang des Kampfplatzes ankam, wurden Jene von anderen Kämpen empfangen und einmal um die ganze Bahn geleitet. Bei Diesen war der Graf Heinrich von Schwarzenberg, der Wilhelm Freiherr von Lösch, der Conrad von Zoller, der Hans Freiherr von Fels, ein Frauen-

berger und so noch gar Viele, deren Namen hie zu Land und weiter weg im Deutschen guten Klang haben.

Der Zug war aber in's Weitere voll absonderlichster Mummerei.

Da zog etwan ein Schock prächtig gewandeter Türken. Nächst kamen Ritter in deutscher Weise — ihre Roße aber waren ganz narret verkleid't. Die hatten halbtheils Röcke an, und ihre Vorderfüße steckten in Aermeln mit langen Manschetten — halbtheils hatten sie Beinkleider an, draus schaute das respektive, andere Paar Füße heraus — dabei hatten sie große, gemachte Köpfe, gewaltige Bärte am Kinn und auf den Scheiteln Barette, davon lange, roth' und gelbe Federbüsche hinaus wogten — im Ganzen war's so, als ob da eine Zahl Riesen auf allen Vieren daher käme.

Selbiger tolle Aufzug soll männiglich sehr wohl gefallen haben, deßgleichen, was an anderen Masken in Begleit von Trommelschlägern, Pauckern, Pfeifern und Trompetern nachfolgte, als etwan der Gott Bachus, die sieben Planeten und die Göttin Diana.

Was aber zumeist erlustigte, waren zwei Ritter. Die waren, der Eine als ein grimmiger, die Zähne fletschender Bär vermummt, der Andere aber als ein Wolf. Dabei war das Roß, auf welchem der Bär saß, in ein Stierfell, hinwieder das Roß, auf welchem der Wolf ritt, in ein Gewand von Lämmerpelzen gehüllt. Das mag dann im Grund so gar übel nicht ausgesehen haben. So viel ist sicher — die Freude damaliger, harmloser Menschen war über

diese verkehrte Welt sehr groß. Zumal, als das Ringelrennen anhob, und unter den Rittern, Türken und was sonst, auch der besagte Stier und das rießengroße Lamm dahergallopirten und der Bär und Wolf mit Lanzen nach den Ringen stachen, nichts trafen und unter Gespött und Lachen der viel tausend Zuschauer von dannen sprengten.

Bei selbigem Ringelstechen oder Rennen gewann der Erzherzog Ferdinand von Oestreich das Beste.

Nächsten Tags, also am 25ten, ward ein Fußturnier gehalten. Das Wetter war ganz klar und sonnig, und Alles so viel freudiger. Es mag sich die Angelegenheit überhaupts gut ausgenommen haben. Denn der Platz an sich, aller Orte auf's Beste und Bunteste rings um die Schranken geziert, dazu die vielen Tausende von Menschen unten und an allen Fenstern, gar auf Zinnen und Dächern, hinwieder das Flattern der Fahnen und die vielen roth', blau', gelb' und anderfarbigen Teppiche, Gold- und Silbertücher und Bilder an Häusern und Triumphbögen, zumal aber an der Landschaft — nächst die blitzenden Wehren der Soldknechte und Hellebardierer all' zu Dem der prachtreiche, ritterliche Zug, untermischt mit Standarten, Trommlern, Pfeifern und Trompetern in vielfarbigster Gewandung, benebst den silber und goldglitzernden Herolden, Pagen, Stabträgern — ungerechnet, was da schöne Roße daher geführt wurden, die sich bäumten und sonst stolz geberdeten mit ihren sammt' und seidenen Decken und Buschen — all Das mag ein fein trefflicher Anblick gewesen sein.

An diesem Tag waren die Vordersten der Herzog

Ferdinand von Bayern, der Graf Carl von Zoller, der Eberhard von Muggenthal und der Johannes von Rendsberg; der Otto von Schwarzenberg war auch dabei, deßgleichen der Veit von Pappenheim, der Etzdorff Heinrich und mehr Andere, lauter richtige Grafen.

Die zogen einmal um die Bahn, ab und zu, und hielten dann unter einem großen, prächtigen Gezelt an.

Drauf kamen wieder Dreißig, Streiter oder Aventurer, alle in weißen Rüstungen mit weiß und rothen Wappenröcken. Denen schritt der Erzherzog Carl von Oestreich in ritterlich schönstem Schmuck voraus, und mit ihm noch Der und Jener.

Zumal der Herzog Wilhelm von Bayern.

Selbiger war gleichfalls überaus herrlich gerüstet und geschmückt. Seine Begleiter waren es nach Maas nicht minder und prangten in Röcken von purpurrothem Atlas, Gold und Silber. Dazu führten sie vergoldete Lanzen und Schilde mit den sinnreichsten Bildern und Sprüchen geziert.

Ueber ein Kurzes hob der Einzelnkampf an. Der währte etliche Zeit. Drauf ging's an den allgemeinen Kampf, zu dem sich die Ritter je achtzig in zwei Partheien trennten. Da ward erst mit Lanzen gekämpft, dann mit dem Schwert — soll ein wundernswürdiger, ganz erhabener Anblick gewesen sein.

Den Hauptsieg erfocht der Erzherzog Carl von Oestreich. Denn Der hatte „fünf Lanzen gebrochen, fünf große Schwertschläge gethan und im allgemeinen Kampf helden-

mäßig gestritten.“ Seinen „Dank“ empfing er aber Abends im Saal der Neuveste aus den Händen der Prinzessin Maximiliana Maria, der Schwester des Herzogs Wilhelmus. Dem zweiten und die anderen Danke boten wieder andere Damen. So den zweiten die Gräfin von Salm, den dritten Die von Oetting, den vierten die Herzogin Dorothea von Lothringen, und so fort.

Nächsten Tags am 26ten ward ein Turnier über die Palien oder Planken gehalten — und in neuer Pracht aufgeritten.

Bei diesem Palienturnier kämpften, oder wie's heißt, rannten der Herzog Ferdinand von Bayern mit dem Erzherzog Carl von Oestreich — und weiters der Graf von Leonstein, der Graf Riva, die Grafen von Castelbarco, die Agreß und Coloredo, der Furio Molzo von Modena und viele Andere — und so oft ein neuer Kämpe auf dem Platz erschien, ward er von seinen erwählten Kampfzeugen, Hofdienern, Trompetern und was weiters einbegleitet.

Wer aber wieder den Sieg davon trug, war der Erzherzog Carl von Oestreich. Den zweiten Dank gewann der Furio Molzo von Modena, den dritten der Herzog Ferdinand von Bayern, den vierten der Johannes von Malawiz. Der war ein polnischer Graf, an Gestalt groß, und was seine Ausdauer betraf, unerschöpflich. Der Ferdinand ward ihm gleichwohl vorausgesetzt, weil er sich zu seiner Kraft und Tapferkeit auch noch höchst zierlich

erzeigt hatte, wie er denn überhaupt für den schönsten Ritter galt.

Tags darauf war kein Gestech.

Vielmehr führte man im Burghof der Ludwigsburg eine Tragödia auf, wobei Leben und Tod des Simson in sehr ernsthaft' und beschaulicher Weise vor Augen gerückt ward. Drauf war wieder Bankett, wobei ein vornehmer Herr in venetianischer Tracht mit etlichen Arlekins so viel närrisches Spiel zum Besten gab, daß es ein ganz merkenswerther Gegensatz zum Simson war. Abends aber sah man vor der Neuveste ein bis da nie erlebtes Feuerwerk.

Schreibt Einer:

Da dann so viel gewaltiges Flammenwerk und Rasseln, Rausch' Zisch' Platzen und durcheinander Knallen, auch Her und hinwieder- dann Auf und niederfahren von Feuerstrahlen, Sternlein und Funken von allen Farben war, daß es ein Graus, und Einer leichtlich hätt' blind und taub werden können. War aber wunderbar schön anzuschauen und das so viel schöner, sint es etwan zu gleicher Zeit einen dichten Schnee herunter thät und sich das Funken- und Flammenwerk vieltausendmal wiederschlug und schier spiegelte.

Derselbige Schnee fiel die ganze Nacht fort und fort, so daß der Marktplatz tief eingeschneit wurde.

Das war aber ganz erwünscht. Denn des Schnee's allein wegen gab's kommenden Tag, am 28ten, viel Scherz und Kurzweil.

Das war so.

An besagtem Tag ward auf dem Markt- oder Marienplatz ein Kübelstechen gehalten.

Da kamen Ihrer vierundzwanzig auf kleinen Rößlein einher, waren vom halben Leib bis zu Fußen wohl gerüstet, von der Brust aufwärts aber waren sie dicht in Heu eingewickelt, und übers Haupt bis an die Brust hatte Jeder einen Kübel oder Ueberstürz von Pappe, drauf allerlei tolles Wesen gemalt war. Dazu führte Jeder eine Lanze, die hatte statt der Eisenspitze eine runde Scheibe, und damit galt's, aufeinander zu stoßen und sich von den Rößlein zu werfen. Selbige Rößlein hatten wohl Sättel, aber keine Gurten. Nun kann sich Jeder denken, daß die Heuhelden auf's Dienlichste eben nicht beritten waren.

Und Das zeigte sich alsbald.

Denn da der Kampf anhob, sich die Heuritter in zwei Theile trennten und Paarweise auf einander los gingen, gaben die Sättel leicht nach und der eine, etwan auch beide Reiter fielen zu tiefst in den Schnee, so daß man sie nicht sah. Nächst es dann zum allgemeinen Kampf ging, traf sich's gar, daß alle vier und zwanzig Helden zu gleicher Zeit geworfen wurden, und die Rößlein wie toll herumsprengten und wateten. Das gefiel sämmtlicher Zuschauerschaft ungemein wohl, zumal, als man die Ritter aus dem Schnee zog und aufrichtete, weil sich Keiner selbst helfen konnte — anbei dann die Schalksnarren ihre Trümpfe dazu gaben und überall im Schnee scharrten und wühlten, um die Ritter zu finden, wo sie sicher nicht zu finden waren.

Abends fand aber noch eine Narrethei statt.

Das war im Burghof der Ludwigsburg.

Da kamen zwanzig Ritter mit ihren Kampfrichtern daher. Selbige waren scheinbar sammt und sonders zu Roß. Item, es weiß Jeder, was Das heißt. Fastnachts-plaßln waren es. Solch ein recht muthwilliges ist beim Mummenschanz eine ganz gute Angelegenheit, und erfreut Jung und Alt, wer da nicht vor lauter Trutz und Nutz, und an was sonst der frohe Sinn verblaßt, ganz trocken, dürr und eßigsauer geworden ist.

Item die gesammte Plaßl-Ritterschaft gallopirte anscheinend ganz tüchtig in den Burghof herein, machte da allerlei sonderliche Wendungen, Sätz' und Sprünge, als ob die Roße ausnehmend wild und widerspenstig seien und sich bäumten, hinwieder Reißaus nehmen wollten — und all bei Dem fehlte es nicht an einzelnen und vereinigten Reverenzen vor der Renata und dem Herzog Wilhelmus.

Nächst erhob sich ein gefährliches Turnei, wobei viel Hülfe- und Zorngeschrei zum Vorschein kam, wenn Einer umstürzte, als ob er todtgestochen worden sei. Es sprang aber Jeder bald wieder auf, wenn er eine Weile gezappelt hatte, und dann hob sich der Streit von Neuem an. Zuletzt rannte Einer hinter dem Andern vor das Fenster, dran die Renata und der Wilhelmus waren, reihten sich da und machten eine Menge kurzweiliger Reverenzen. Als aber dafür fein gnädig gedankt ward, geriethen Die Unten in ganz unsinnige Freude, und übereins entstand ein arges Praßeln, Gekrach' und Gepolter. Das ward jeden

Augenblick gewaltiger und schrieb sich von da her. Die löbliche Plaßlschaft war mit Feuerschlägen, Racketen und noch viel anderem „narreten Pulverzeug" versehen, und das fuhr den Rößlein aus den Ohren, Augen und Nüstern. Drüber wurden die Rößlein scheu, machten unglaublich wilde Sätz' und Sprünge, bis sie alle mit einander Reißaus nahmen und durchgingen. Die Plaßlritter waren da begreiflich in augenscheinlicher Gefahr und Angst, riefen gegewaltig um Hülfe, und war's demnach ein grausames Gewirr und Rufen durcheinander, bis die sämmtlichen Helden zum Burgthor am Erkerthürmlein hinaussprengten.

Also ward auch dieser Tag insoweit froh beschloßen.

Wieder nächsten ward auf dem Markt oder Marienplatz ein freies Turnier gehalten.

Etliche zu nennen, rückten da an: Der Herzog Wilhelm von Bayern voraus — mit ihm Friedrich von Castelbarco, Der von Eizing aus Oestreich und der Jörg von Fronsberg, nächst der Graf Felix von Lodron und der Graf Carl von Sulz. Die Letzteren und mehr Andere waren Kampfzeugen, kamen in rothsammtenen Kleidern, so von Gold blitzten, einher. Dann kamen die Kampfritter in gleichfarbigen Wappenröcken, die Rüstungen waren silbern, die Lanzen vergoldet, und von den Helmen, drauf sie sinnreiche Sprüche und Bilder angebracht hatten, wallten purpurrothe Federn bis auf die Rücken der Roße darnieder. Die Roße selbst waren mit gold und silbergestickten, seidenen Decken behangen und von ihren Köpfen und Ruckriemen nickten gleich kostbar umsponnene Feder-

büsche. Da schritten zwanzig Hofdiener und sechzehn Pagen unbedeckten Hauptes voraus — und hinterdrein wurden zwanzig reichgeschmückte Pferde geführt, für den Fall etwan den anderen Etwas zustoßen sollte, auch schritt eine Zahl Ritter zu Fuß und ließen sich ihre Roße nachgeleiten.

Also ungefähr war's mit dem Zug beschaffen, das Turnier ging in aller Weis' trefflich von Statten — und dießmal gewann Herzog Wilhelmus von Bayern selbst einen Dank. Den händigte ihm Abends die Herzogin Dorothea von Lothringen aus.

All das Bisherige war aber ein Geringes gegen das Hauptturnier oder Scharfrennen nach deutscher, alten Art mit den schweren Turnier- oder Stechhelmen und den gewaltigen Stoßstangen — und bei all dieser Zurüstung waren die Roße gleichfalls gerüstet.

Selbiges Scharfrennen traf auf den 30ten Tag Februarii.

Da rückten zwölf bayerische Ritter in Blau und Weiß an — achtzehn Trompeter und zwölf Hofdiener voraus — Die ritten unter feierlichem Schall zweimal um die Schranken und stellten sich auf der Rathhausseite auf. Nächst ritten wieder sechs Ritter mit großem Aufzug einher, die waren lothringisch gewandet — auf Dieß gab's Unterredung, Bestättigung geschehener Ausforderung, Vergebung zum Voraus für den Fall Einer um's Leben käme — und dann hob der Kampf an.

In dem stürzten beim zweiten Anritt zwei Kämpfer zugleich von den Roßen. Die nächsten Zwo deßgleichen —

und also erging's mehrmals und floß Blut genug. Nachdem Jeder, so weit 's Einer vermochte, zwiefachen Kampf gethan hatte, verließ er die Schranken — Ihrer etliche ritten aber nimmer hinaus, denn sie waren so hart verwundet, daß sie sich gerne forttragen ließen.

Drüber ward dann dem Scharfrennen ein Ende gemacht — und ging's an das letzte, ritterliche Gewett. Das hieß Krönleinstechen und war auch nicht von den ungefährlichsten.

Dran nahmen dreißig Ritter Antheil.

Die zogen glänzend, aber schwer gerüstet, mit prächtigen Wappenröcken und schönstem Helmschmuck daher, theilten sich in zwei Hälften und legten Alle zugleich gegeneinander ein. Da war der Anstoß so gewaltig, daß sie seltsamer Weise sammt und sonders von den Roßen stürzten.

Ein Einziger ausgenommen. Der war ein bayrischer Ritter, der Caspar von Nothaft, Freiherr, und Der blieb ganz fest im Sattel.

Die Anderen aber lagen dieß und jenseits im Stroh, damit der Boden dicht belegt war, und konnten sich, der schweren Rüstungen wegen, nicht erheben. Also kamen die Hofdiener und Schildknechte daher, lüpften sie empor und halfen ihnen Jedwedem über einen Schemel wieder auf's Roß.

Drauf hob der Kampf von Neuem an, und fielen die Einen, die Anderen nicht, wie's eben zutraf.

Wer aber innerhalb dreier Stunden nie aus dem Sattel gehoben wurde, der war Herr Caspar von Nothaft.

Auch war Dessen Lanze nie gebrochen.

Da überkam ihn zuletzt lustiger Trotz und Uebermuth. In dem rannte er mit aller Macht gegen den Triumphbogen zur Linken — da drang seine Lanze zu tiefst ein und brach wieder nicht. Hingegen bäumte sich sein Roß hoch auf und blieb lange in der kühnen und stets gewagteren Weise, daß dem Caspar übernächst Todesgefahr erwachsen konnte, wenn er und sein Roß selbander stürzten. Da sprang er in schwerer Rüstung herab, zumal ihn der Zoller dazu aufforderte.

Selbiger Nothaft Caspar war demnach sicher Preis- und Dankes-werth und gewann auch den zweiten.

Den überreichte ihm die schöne Maria von Eisenreich.

Den ersten Dank aber empfing ein anderer bayrischer Ritter, der Maria Bruder, Sigmund von Eisenreich — denn Der hatte einen Gegner sammt Dessen Roß zu Boden gerannt — und seinen Dank bot ihm die Cordula von Adelshausen — — — —

Damit waren die Ritterspiele auf dem Marktplatz zu München beschloßen, und die Hochzeitsfeierlichkeiten in kurzer Zeit deßgleichen. Hat viel Geld gekostet selbige Hochzeit, 194000 Thaler. Freilich, wenn man bedenkt, daß so viele fürstliche und andere, hohe Gäste nebst ganzem Begleit hier zu München und durch Land Bayern frei gehalten wurden, ist die Summa erst nicht gar so groß — —.

Später gab's da im Freien keine solche Spiele mehr. Auf- oder auch Einzüge jedoch wohl — etwan in Kriegszeiten, und da war's dann folgend auf dem Platz auch lebendig genug.

Es denk' Einer nur an die Zeit des dreißigjährigen Krieges, und als die Schweden von München Besitz nahmen.

Die zogen mit ihrem König, dem Gustav Adolph, heran — Das war am 17ten Tag Lenzmonds Ao. 1632 — und schlugen ihr Lager vor der Stadt an der Isar entlang. Bald darauf verlegte es der Gustavus auf die Aenger bei Schwabing — und dann auf die vor dem Neuhauserthor.

Item der König that seinen Einritt durch's Thal herauf. Dabei ritt der Winterkönig von Böhmen, der Friedrich von der Pfalz, mit ihm ein, auch der Herzog Wilhelm von Weimar und Andere, mit Diesen aber noch viel hoh' und großer Begleit von Feldhauptleuten. Insbesondere rückte der Obrist Hebron mit seinen Schaaren nach — Die ritten durch den Raththurmbogen, nächst über den heutigen Marienplatz, beim Lindwurm-Eck in die Weinstraße, die Schwabingergasse entlang — das heißt, der König und sein rechter Begleit, denn Die vom Hebron lagerten sich auf dem Platz — und wie sie dann an die Residenz des Churfürsten Maximilian kamen, quartierten sie sich ohne Weiteres darein ein.

Mittlerweil' nun die Schwedischen im Ganzen vor der Stadt lagen, kamen sie Tag für Tag herein, boten auf dem Platz feil, was sie weitaus in Kirchen, Klöstern, Schlößern und Dörfern weggeplündert hatten, und da fand sich dann alles Mögliche durcheinander — Kelche und andere Gefäße von Gold, Silber und Eisen, Garn, Schuhe, Werkzeuge und Leinwatt, Gewürz, Nägel und Thürbeschläge, Bauerngewänder, sonderlich auch Weiberröcke — und

was sonst nur erdenklich ist. Da war also ein ganz seltsamer und gewaltiger Trödelmarkt und ein Gewirr, Geklirr, ein Ausbieten und Gegenbieten, und verstand Keiner den Andern. Die Schweden ließen da gar oft ganz kostbare Dinge zu niedrigstem Preis, was manchem Münchner zu Nutzen kam, und späterhin wieder Dem und Jenem im Land draußen — besonders manchem Kirch' oder Klösterlein, so auf billige Weise wieder zu Dem gelangte, was ihm geraubt worden war.

Weil nun just von den Schweden die Rede — was sie selbst kauften, dafür erlegten sie das Geld richtig. Auch verhielten sie sich in all' anderer Art gut, denn sie trauten dem König Gustavus nicht. Der hielt sie gewaltig im Zaum, und als sich Etliche dennoch kühner Drohung gegen Einzelne von München vermaßen, machte er nicht viele Umstände und ließ Ihrer etliche aufknüpfen. Auf dem Marktplatz auch zwei. Er selbst hielt es wohl anders. Das heißt, er erzeigte sich wohl christlich, nur daß er der Stadt München 300,000 Thaler Brandschatzung auflegte. Die konnten dann, wie Jeder weiß, nicht ganz erlegt werden, und weil Das so war, ließ er eine Zahl Bürger und geistliche Herren aus dem Jesuitenkollegium aufgreifen, ohne Weiters in Wägen setzen und als Geiseln fortführen, bis die ganze Summa abgetragen wäre. Darin war er demnach so gar mild eben nicht — und was dieselbigen vielen tausend Dukaten anbelangt, so er in den Kanonen fand, welchen er im churfürstlichen Zeughaus auf die Spur kam, so hat er sie auch nimmer herausgegeben. Ist eben Kriegsbrauch, aber nur daß man davon auch spricht.

Wieder auf die Schwedischen zu kommen, welche vor der Stadt und in derselben herumlagen, so geriethen sie mit einemmal in großen Schrecken.

Das war so.

Als der Gustavus schon daran dachte, mit seiner Heeresmacht davon zu ziehen, begab er sich noch mit gutem Begleit von München weg, um in der Nachbarschaft und auf Einiges weiterhin Dieß und Jenes zu besichtigen und anzuordnen.

Da meinten die Schwedischen, er habe sie in Stich gelassen, und sie müßten ohne ihn sterben und verderben.

Als er Dieß erfuhr, kehrte er sogleich hieher zurück, begab sich aber nicht mehr in die Residenz, sondern nahm sein Losament auf dem Marktplatz beim Freihammer — selb steht's auf einer Tafel in Stein eingegraben — und da brachte er die Nacht zu.

Das war am 5. Juni Ao. 1632.

Nächsten Tag blieb er noch zu München und ließ die Schwedischen und die Hiesigen eine Fechtschule halten. Die fand im alten Hof im Freien statt, und fanden sich dabei viele Kriegshauptleute ein — der besagte Hebron, so stets nur der gewaltige genannt wird, deßgleichen — und Der und die Andern setzten Preise aus; nichts denn Dukaten und Reichsthaler.

Kommenden Tages, am 7. Juny, zog dann der König Gustavus mit seinem Kriegsheer ab, bis auf Ihrer fünf und zwanzig. Die ließ er noch etliche Zeit zu München.

Damit war die Stadt ihrer großen Gefahr ledig, wo

nicht ganz, doch theilweise niedergebrannt zu werden. Denn diese Gefahr war, trotz der Brandschatzung, groß genug, weil der Winterkönig Fridricus, welcher durch den Churfürst Maximilian um seine vermeintliche Herrschaft gekommen und ihm deßhalb keineswegs geneigt war, rastlos am Gustavus gedrängt hatte, der Stadt München fühlbaren Schaden zuzufügen. Nun hatte er zwar das Größere nicht zu bewerkstelligen vermocht. Aber im Kleineren war doch schon Ein und das Andere beschloßen, heißt's — insbesondere was die Residenz des Maximilian betraf, und sämmtliche Hauptthore der Stadt sollten in die Luft gesprengt werden. All Das unterblieb Gott's Dank.

Wer nun Geld und Gut vergraben hatte, grub es über Kurz wieder aus. Etliche wagten sich aber noch längere Zeit nicht daran. Darüber verstarben sie etwa zu früh', oder wie es da zutraf — es geht einmal die Sage, hier zu München liege noch gar viel Geld und Kostbarkeit vergraben oder vermauert; und so bleibt es, bis der Zufall sein glückliches Spiel treibt. Denn mit Absicht gelingt es Keinem, und ob's auch in Keller und Gewölben ganz hohl lautet, ist allerletzt doch nichts drin.

Das ist nun die Angelegenheit von den Schweden und dem Einzug des Königs Gustav Adolphus.

Drei und fünfzig Jahre später kam wieder ein Zug über den Marktplatz daher.

Der war aber ganz freudiglich und war der des großen Kriegshelden, unseres Churfürsten Max Emanuels, als er seine Gemahlin, Kaiser Leopolds Tochter, die Maria,

Antonia, Josepha, Benedicta, Rosalia, Petronella nach München führte.

Das sind viele Namen auf einmal; hat aber bei Fürstensleuten seine gute Bewandtniß, weil sie eben große Menge Verwandter von hohem Werth, auch allerlei Geistliches in's Auge zu fassen haben. Also ist die Sache nicht verwunderlich, und wenn von vielen Taufnamen die Rede ist, so haben andere fürstliche Personen noch viel mehre aufzuweisen gehabt. Zum Exempel gleich der seinerzeitig dritte Sohn besagter Kaiserstochter. Der hatte ihrer gar zwölf Namen und hieß Josephus, Ferdinandus, Leopoldus, Antonius, Franziskus, Cajetanus, Johannes, Adam, Simon, Thadäus, Ignazius, Gabriel.

Auf besagten Einzug zu kommen, der wie gesagt Ao. 1685 stattfand, so war der Markt- oder Marienplatz auf's Schönste geschmückt, der Zug selbst aber nahm seinen Pfad durch das Thal und den Raththurmbogen auf die Kaufringergasse und weiters auf die lieb Frauenkirche zu, in der ward dann ein Te Deum laudamus gesungen, beim Ein- und Austritt aus der Kirche mit allen Glocken geläutet und eine gewaltige Salve gegeben.

Selbige Salve hatte nun schon mit der rechten, alten Zeit nichts mehr zu schaffen, und was den Zug selbst anbelangt, war er auch nimmer so, wie der und jener von früher und dazumal her.

Es ist aber nur, daß Ihr seht, wie von derlei Angelegenheit Vieles in genauem Andenken blieb.

Also weiß man vorerst da Bericht „von den vielen wohl mundirten Trompetern und churfürstlichen Dienern, den reich gewandeten Kaufleuten zu Roß und aller Meng' Senften, Handpferden, Saumthieren und Anderem.

Drauf kamen die Grafenleute, so in prächtigen Wägen daherfuhren, drin saßen der Taufkirchen, der Tattenbach, der Fugger und der Rechberg, die hatten hohe Aemter. Dann fuhr der Kauniz daher, Der war Einer aus Oestreich, in Politicis wohl berühmt.

Nach Diesen und hinter vielen Trompetern und Paukern ritt der Stallmeister Graf Quiera mit zwei und neunzig von Adel, die von Gold und Silberborten strahlten, — nächst Hofdiener aller Art, bis dann die Fürsten selbst daherkamen.

Da waren die Herzoge Max Philipp und Joseph Clemens voraus.

Denen folgte der Churfürst Max Emanuel „in schwarzem Sammt gekleidt und mit ganz diamanten Knöpfen, auch dick nach der schweren mit ganz diamantenen Spangen der Rock über und über besetzt, reitend auf ein schwarzen Pferd mit Bändern ringweis umgeben und war die diamantene Hutschnur unvergleichlich — — weiters kam die auf etliche zwanzig tausend Thaler geschätzte, durchaus mit Gold gestickte Braut-Gutsch, worin das durchlauchtigiste churfürstliche Gespons gesessen, und es war die churfürstliche Braut mit etlich 100,000 Gulden geschätzten Kleinodien geschmückt, als wollten die hellstrahlenden Diamanten der Sonnen selbst Trotz bieten — — dann kamen

Edelknaben und wieder Trompeter und Heerpaucker — ganz zuletzt mit der churfürstlichen Leib-Quardi zu Roß der Herr Cavaliero de Bono, Leib-Quardi-Litenant — —"

Will mir nicht recht gefallen das Wort, weil ich's mehr mit der ganz alten Zeit hab'. Was aber weiters — gab's folgend prächtige Festlichkeiten genug, in der Hofburg, auch war die Stadt München drei Abende mit farbigen Papierlampen erleuchtet, und damit der Marktplatz nicht leer ausging, war da ein langes Seil aufgespannt. Auf dem sprang und tanzte Einer oberhalb, wo unterhalb früherhin mannlich turniert worden war. Selbiger war aus Dinkelsbühl im Schwäbischen, nannte sich de Lilis und war seiner Sache so fest Meister, daß er die längste Zeit auf einem Bein stehen konnte, und allerletzt brannte er dabei gar ein Feuerwerk ab — — — — — —

Wißt Ihr was, ich erzähl' Euch lieber wieder von älteren Zeiten — und gleich von recht alten.

Da handelt sich's auch um einen Zug, aber einen andern. Der war ein kirchlicher, oder mehr wie eine Prozession, und fand statt, als man voreinst die Reliquien von Andechs hereinführte und auf eine Zeit lang zu St. Lorenz in der Kirche zum „alten Hof" niederlegte.

Als Das geschah, kam derselbige Zug durch die Kaufringergasse herein, nächst über den Marktplatz, dann lenkte er in die Burggasse ein und da ging's dann weiter in den alten Hof oder in die Ludwigsburg.

Weil nun eben die Sprach' von Andechs ist, das Jedem zu München und weit aus gar lieb und werth ist,

aber nicht Jeder auf's Nähere weiß, wie die ganze Sach' und Angelegenheit mit demselbigen Kloster Andechs hergegangen ist, mein' ich, es wär' Euch schier genehm, anders ich da kurzen Bericht gäb'. Da ist dann noch etwas Gutes dabei — daß sich nehmlich auch die Angelegenheit von wegen desselbigen Grafrath's in's Klare herausstellt. Denn Grafrath ist Denen zu München auch nicht wenig werth, und weiter drüben Kloster Dießen — vielleicht sag' ich davon auch Etliches. Denn wenn Einer einmal im Erzählen ist, nachher kommt's auf ein Weniges mehr oder minder auch nicht an.

So ist die Sache.

Item.

Seiner Zeit, das heißt, so vor ein neunhundert Jahren lebte ein Graf von Andechs, Namens Ratto oder Rasso. Der hatte aber seine Schloßbehausung nicht zu Andechs, sondern auf der Ratten- oder Rassenburg unweit dem Ausfluß der Amber, und was ihn selbst betrifft, war er auffallend groß und gewaltig, im Krieg ein wundersamer Held — und bei all Dem fromm, demüthig und mild.

Zur Zeit nun der Graf Ratto lebte, hauf'ten die Ungarn mehr und mehr in deutschen Landen, und weil der damalige Kaiser Heinrich eines heldenmäßigen Heerführers bedurfte, wandte er sich stets an den Ratto und setzte ihn als einen Markgrafen in die Gegend, durch welche die Ungarischen zumeist einbrachen. Da ließ ihnen dann der Graf Ratto seines Schwertes Schärfe genug

empfinden, sonderlich in zwei Schlachten hinter einander, so daß dem grauenhaften Volk die Lust verging, wieder in's Deutsche einzufallen, so lange der Andechser Ratto lebe.

Als nun Das verlautete und mehr Friede eintrat, gab der Graf Ratto einem innerlichsten Verlangen nach, das er längst gehegt hatte und trat eine Pilgerfahrt gen Jerusalem an. Da wallfahrteten viele Grafen und Andere, Laien und Priester mit, davon der und Jener wohl mit Namen zu nennen wär' — sogar eine zarte Frau wagte all die Gefahr und Entbehrung und zog mit. Die war Herzogs Heinrich von Bayern Gemahlin, die edle Judith.

Weil nun der Graf Ratto ungemein beschaulichen Sinn und damit viel Verlangen nach guten Heiligthümern hatte, ließ er die Gelegenheit nicht vorüberstreichen und eroberte sich deren, Zeit seines Aufenthaltes in Palästina viele, sowohl durch seinen Eifer, als auch aus freiwilliger Schenkung Anderer, denen seiner Thaten Ruhm und seine große Frömmigkeit Liebe und Ehrfurcht einflößten. Auf der Heimkehr sammelte er zu Rom, wohin er sich wandte, und in anderen, welschen Städten noch mehr Reliquien und brachte dann später seinen ganzen Schatz ohne Mißgeschick in's Land Bayern und auf seine Rassenburg. Auf der hinterlegte er denselben vorerst.

Unferne der Rassenburg, hart am Ausfluß der Amber, hatte er aber schon um Einiges früher ein Benedictinerklösterlein und Kirchlein zu Ehren der Apostel Philipp und Jakobus erbaut, und der heilige Ulrich,

welcher dazumal Bischof von Augsburg war, hatte es ihm eingeweiht.

In dieß Klösterlein trat der Graf Ratto, welcher alles Kriegslebens und sonst ingesammt Weltlichen überdrüßig geworden war, selbst als Laienbruder ein, stiftete alle seine heiligen Reliquien von der Rassenburg her in Kirchlein und Coenobium und lebte nun überaus fromm, nahezu heilig, dahin, bis man nach unseres Heilands und Herren Geburt das 954te Jahr zählte.

In diesem Jahr schied der vielberühmte Graf Ratto, dessen Name in bayrischen Landen nie verklingen wird. Am 19ten Tag Junii starb er. Der Ulrich von Augsburg aber hielt ihm seine Todtenfeier.

Also war der Ratto nicht mehr am Leben.

Wie Das die Ungarn inne wurden und auf's Weitere gute Zeiten erwarteten, weil sie mit allen Andern fertig zu werden glaubten, machten sie sich über eine Frist auf, fuhren auf's neue in die deutschen Lande und haus'ten aller Orte mit unsäglicher Wuth und Habgier — auch im Klösterlein des Graf Ratto, Wörth, und das zerstörten sie schier vom Grund aus.

Dem Grab des Ratto selbst konnten sie aber nicht ankommen, heißt es; sie mochten sich noch so viel bemühen, es war ein wundersamer Widerstand da.

Also zogen sie unverrichteter Sache davon — denn sie hätten des Ratto Gebeine gar gerne aus dem Grab gerißen, zerschlagen, zerstaübt und in die Lüfte gestreut — und gedachten, um so größere Wuth an den Lebendigen aus-

zulassen und das gesammte deutsche Land und Volk zu vernichten und zu vertilgen.

Gott machte aber ihrem vermessenen Wahn ein schauriges Ende. Denn unviel später kam's zu einer Schlacht bei Augsburg — drin wurden die Ungarn schier alle erschlagen. Die etlichen Tausende, welche flüchten wollten, ertranken im Lech oder wurden Schaarweise und einzeln vom Landvolk getödtet, wo immer sie sich blicken ließen — also kamen von mehren Hunderttausenden nur sechs oder sieben Mann in's Ungrische zurück — ihr König aber, der Bolzko, war mit seinen vier Obersten oder Chans in Gefangenschaft gerathen. Die Fünfe wurden gen Regensburg geschickt. Da erlitten sie schmählichen Tod am Ostenthor.

Das war die große Ungarschlacht auf dem Lechfeld im Jahr unseres Herren 955 und währte zwo Tage vom zehnten bis Mittags den zwölften Tag Augusti.

In der hatte der heilige Ulrich von Augsburg wunderwürdig mitgefochten und etwan auch viel durch heißes Gebet beigetragen, daß der Sieg von Kaiser Otto errungen ward.

Der sah viele Freunde und treue Kriegsgenossen in ihrem Blut liegen. Zumal Einen. Auf den sahen Alle mit Wehmuth.

Der war der Herzog Conrad von Franken, so sich voreinst gegen den Kaiser erhoben und im blinden Zorn die Ungarn in's Land gerufen hatte. Drauf bereute er seine That und focht auf dem Lechfeld in Heldenmuth gegen sie. Da trug er fürwahr das Seinige bei, daß sie

erlagen. Aber sein Leben mußte er geben, für das vieler Andern, zur Zeit er das Verderben heraufbeschworen hatte.

Als seine Leiche daher getragen wurde, küßte sie, heißt's, der Otto auf die Stirne und soll schier Thränen vergoßen haben, so viel ernst und mannhaft er auch war. Dann ließ er den Conrad in hohen Ehren von hinnen geleiten und gen Worms führen — da ward er zu Grab gelegt.

Also waren viele, edle Helden erlegen — nicht weltliche allein. Denn es hatte auch eine große Zahl Aebte und Bischöfe reckenwerth ihr Schwert geschwungen für deutsche Ehre und Christenthum und ihren Gotteseifer mit Blut treu bewährt. So lag da der Bischof Michael von Regensburg und der Starchand von Eichstädt und mehr Andere — — —

Nun war demnach das Klösterlein Wörth zerstört. Die Heiligthümer aber keineswegs. Denn die wenigen Mönche waren bei der Ankunft der Ungarn zwar ohne Weiters geflohen — Ihrer drei aber, der Eusebius, Adalbert und Adelhart waren nicht mit leeren Händen von hinnen, sondern hatten sämmtlich die Reliquien zusammengeschlichtet und sie unter vielen Gefahren nach Andechs auf das dortige Schloß gebracht.

So kamen die Heiligthümer dahin, blieben dort, obwohl das Wörther Klösterlein später wieder auferbaut wurde, und wuchsen mit der Zeit noch an Zahl. Eines aber galt den Gläubigen stets als das Höchste. Nehmlich die drei hl. Hostien, so eine wunderbare Herkunft hatten

und sich zuletzt in Bamberg befanden, wo sie bei Hunger- und schweren Kriegszeiten in feierlicher Prozeßion umhergetragen wurden. Zur Zeit des hl. Otto jedoch, welcher selbst ein Graf von Andechs war, kamen sie auf vieles Bitten des Vaters und Bruders jenes heiligen Bischofs nach Andechs — und da giebt's dann mancherlei Kunde, wie Jeder, welcher dieselben von den übrigen Heiligthümern oder Reliquien weg und wo anders hin bringen wollte, vergebliche Mühe gepflogen habe.

Folgend kam einmal böse, böse Zeit für Andechs.

Wie Jeder weiß, ward der Kaiser Philipp zu Bamberg um's Leben gebracht — vom Pfalzgraf Otto von Witelsbach — aber es hat sich herausgestellt, daß es nicht mit Absicht geschehen sei. Item. Der Philippus war todt, und die Grafen von Andechs jener Zeit, sonderlich der Eine von ihnen, Namens Heinrich, wurden beschuldigt, an der That Mitschuld zu tragen. Ging's sofort über sie und ihre Schlößer her, zumal ward Andechs zu einem Steinhaufen, und die Grafen selbst trugen sonst noch viel Leid — sonderlich der Heinrich, der weit hinweg fliehen mußte, bis ihm erst in späterer Zeit wieder vergönnt ward, heimzukehren.

Die besagten Reliquien und Heiligthümer aber waren schon vor dem Herannahen der Kaiserlichen auf dem Berg Andechs vergraben worden. Sie waren es auch noch, als der Graf Heinrich später zurückkam — und als er dann starb und der letzte Graf, Namens Otto, an der Herrschaft war, deßgleichen. Dieser Otto wußte etwa noch ganz al-

lein von allen Weltlichen, wo der Schatz liege. Als aber der Otto nach vielen Kämpfen kinderlos starb, nahm er das Geheimniß mit in's Grab — die drei Mönche, welche die Vergrabung vorgenommen, demnach am Besten Bescheid hätten geben können, starben schon früher, ohne vor ihrem Scheiden noch Etwas kundbar gemacht zu haben — also starb Alles weg, und dachte man, die Heiligthümer seien für immer verloren und nimmer auffindbar.

D'rüber ward dasselbe Andechs mehr und mehr vergeßen.

Da geht Kunde, es hab' einmal in viel späterer Zeit ein altes Weiblein gelebt. Das war blind, und konnt' ihm nirgends ein Mönch oder sonst ein Arzenei-Doctor helfen. Wie nun da des Weibleins Kummer und Gram stets zunahm, fühlt' es sich mit einemmal gedrängt, die zerschlagene und zerfallene, alte Kapelle vom Andechs heimzusuchen. Ließ sich also dahin geleiten, und heißt's, es sei da bald sehend geworden, als es sich Etliches von dem Wachholder auf die Augen legte, welcher unter dem Getrümmer hervorwucherte.

Als Herzog Ludovicus der Strenge, welcher dazumal das Regiment in Land Bayern führte, Dieß vernahm, richtete er sein Augenmerk auf Andechs und ließ das Kirchlein wieder aufbauen. Da ward dann gar manchem christlich gläubigem Herzen wohl, daß es an traulicher Stätte Andacht pflegen könne, gleich Denen von voreinst. Nächst ward auch wohl Einiges vom Schloß wiederhergestellt. D'rauf verfloß wieder Zeit um Zeit, bis der Wenzel, unlieben Andenkens, Kaiser war, und weiters in Land

Bayern die Herzoge Stephan, Friedrich und Johannes regierten — und so war's nun 159 Jahre her, daß sämmtlich die besagten Heiligthümer vergraben lagen.

Einst war ein herrlicher Tag May.

An Dem las ein frommer Franziskaner, der Jakobus Dachauer, Messe im Kirchlein zu Andechs, und wie er so sein erhabenes Amt verrichtet — kommt ein Mäuslein aus einer Mauerritze zu Fußen des Altars heraus, lief hin und wieder und hatte ein Stück Pergament zwischen den Zähnlein. Das ließ es fallen und machte sich über etliche Zeit wieder in's Gemäuer hinein, oder wo es sonst hinlief. Das weiß man nicht.

Als aber nach der heil. Messe näher zugesehen ward, zeigte sich, daß auf dem Streifen Pergament die Namen etlicher Reliquien vorfindlich seien.

Ueber Dieses stieg im Haupte des Jakobus Dachauer und von Männiglich sonst ein Gedanke auf, daß sich da in der Nähe Etwas finden könne, was für verkommen gelte. Die Sache ward alsbald gen München berichtet, und die Herzoge faßten den Entschluß, in der Kapelle zu Andechs nachgraben zu lassen. Denn es bedünkte sie, wie Alle, das Ganze sei etwan ein Wink des Himmels, der sich schon oft des Allergeringsten bediente, um auf ein Größeres hinzudeuten.

Also ritten die fürstlichen Herren gen Andechs.

Da ward nachgegraben, und zu großer Freude und Auferbauung fand man eine eisenbeschlagene Truhe, in

welcher die meisten der heiligen Kostbarkeiten lagen, so die Mönche voreinst hier versteckt und verborgen hatten.

Da meinte der Abt von Kloster Ebersberg, der Philipp, welcher nebst vielen anderen, hohen Kirchenleuten zugegen war, man sollte die Heiligthümer seinem Kloster zuwenden.

Aber damit war es nichts. Denn ganz ungerechnet Ein und das Andere, was sich wundersam widerstrebend erzeigte, sagten schon gleich die Herzoge nein. Beschloßen auch alsbald, zu Andechs eine schöne Kirche zu bauen, in welcher dann die besagten Schätze für alle Zeit bleiben sollten, bis aber die Kirche in Stand gebracht sei, den ganzen Fund zu München in Verwahrung zu halten.

Sie ließen demnach zwar die erhobenen Reliquien — wie gesagt, es waren nicht alle, und noch heut' zu Tag' liegen mehre vergraben — vorläufig noch in der Kapelle zu Andechs, kommendes Jahr 1389 aber ward die Truhe mit ihrem sämmtlichen Inhalt auf eine reich gezierte Tragbahre gelegt und mit Gesang und Gebet, mit viel Priesterschaft und Mönchsbegleit der verschiedenen Orden und in unzähliger Gläubiger Mitgang gen München hereingeführt.

Da ging dann eben die Prozeßion über den Markt- oder Marienplatz und durch die Burggaße in den alten Hof.

Als nun das Heiligthum in der St. Lorenzkirche war, so sich gerade über vom schönen Erker-Spitzthürmlein befand, ward vom Pabst Bonifaz dem Neunten, auch das Seine zur Glorificirung beigetragen. Ertheilte er demnach eine große Indulgenz, — man nannte es auch Indult, —

bestimmte dazu vier Kirchen zu München, in welchen die Christen ihre Andacht pflegen sollten, und da strömten alsbald so viele Menschen herbei, daß man eine ziemliche Zeit lang an die 60,000 zählte, welche Alle den Schatz sehen und ihr Gebet zu unser lieben Frauen, zu St. Peter, zu St. Jakob auf dem Anger und zu hl. Geist im Thal verrichten wollten.

Weil sich nun von Anfang aller Handelschaft an die Kaufherrn und Krämer überall einfinden, wo guter Erlös zu hoffen ist, und so viele Menschen allerlei Dinge für hier-Orts bedurften, oder um sie den Ihrigen in die Heimath mitzubringen, blieben Jene vom Indult auch nicht weg — und fanden sich später um gleiche Zeit wieder ein, zumal am Anger. So erhielt sich Etwas im Namen des Jahrmarktes, welcher sich wiederholte, und da sagt man jetzt kurzweg Dult.

Ueber mehr Zeit war die Kirche zu Andechs auferbaut. Die Heiligthümer wurden aber nicht sogleich zurückgebracht, und die Münchner hätten gar zu gerne gesehen, wenn Sämmtliches hier verbliebe.

Heißt's aber, es zeigte sich allerlei Unglück, Erdbeben und Anderes, was schier für einen deutlichen Fingerzeig galt. Deßhalb ging man zuletzt doch daran — und führte die Heiligthümer so feierlich über den Marktplatz, die Kaufingergasse entlang und weiters von dannen gen Andechs, wie man sie seiner Zeit hereingeführt hatte.

Das geschah Ao. Dom. 1402.

Seit der Heimkehr der Reliquien und Heiligthümer

nannte man denselbigen Berg Andechs den heiligen Berg — all' Besagtes ist aber noch da, sogar die Truhe, wie Das Alle wißen, und die Meisten gesehen haben.

Was nun das weiters entstandene Stift anbelangt, so bestellte der Herzog Ernestus von Bayern einen Probst und fünf Chorherrn, und that auch für den Unterhalt Derselben, was nöthig war; so blieb die Sache bis Ao. Dom. 1455 und zu den Zeiten Herzogs Albertus des Dritten, des Vaters des Herzogs Christoph.

Selbiger fromme, edle Herzog Albertus wandelte das Stift in's ganz Große und in ein Benediktinerkloster um, zog vom Kloster Tegernsee eine Zahl Religiosen nach Andechs hinüber — Die nahmen am 23. April genannten Jahres Besitz, und der würdigste Derselben, der Pater Eberhard, ward dann Abt und zwar drei Jahre später mit Inful und Stab.

Wieder etliche Jahre darauf ward der Stifter des Klosters, der Gottselig entschlafene Herzog Albertus zu Andechs in die Gruft gesenkt — dann sein ältester Sohn, der Johannes — viel später seine viel edle Gemahlin, die Anna, Herzogs Erichs von Braunschweig Tochter — — —

Des Albertus Stiftung ward aber in hohen Ehren gehalten, und als sein Sohn, Albrecht der Weise, am Regiment war, erließ er einen kräftigen Mahn- und Schutzbrief.

Wer weiß, wann Ihr wieder einen zu vernehmen bekommt.

Der Schutzbrief lautet so:

Von gotts gnaden Albrecht Phallennzgrave bey
Reine Herczog in Obern vnd Nider Bayern ct.

„Entbieten allen vnns~n Pflegern Richtern Mauttnern Zollnern Castnern Gegenschreibern vnd Ambtleutn auch allen annd~n den vnns~n in was wesens vnnd stanndt die sein vnnsern grus vnd gnad zuvor. Lieben getrewen. Als der Hochgeborn Fürst vnn~s lieber Herr vnd vatter, Herr Albrecht Phallentzgrave bei Reine Hertzog in Bairn vnd Grave zu Voburg zv saliger vnd löblicher gedächtnuss ein newe Stiftcloster vnd Gotzhaus auf dem heiligen Berg zu Andechs, Gott zuvordrist vnd dem wirdigen Heylthumb, das darauf ruhend ist, zu lob vnd ere, mit willen vnd gunst vnnsers heiligen vatters des Babstes gestifft vnd gewidmet sanndt Benedictenorden, vnd demselben Gotzhaus vnd Stifft Privilegia vnd Fryhait gegeben hat nach Innhallt des Stifftsbriefs darum gegeben vnd ausgangen — darauf so schaffen wir mit ew allen vnd yedem besunder das Ihr das obbenannt Gotzhaus, auch seine gerichtsleut vnd güter bey solichn Irn Freyheiten vnd rechtn nach Inhallt des Stifftsbriefs beleiben lasset, dawider nit tut, noch sy darüber nit beswweret, Sunnder sy bey solichn hanndthabt schützet vnd schermet. Daran tut Ir gannz vnn~s maynung vnd ernstlich geschäfft. Geben vnd mit vnns~m Secret versigelt zu München an Samstag nach sandt Dyonistag Anno domini Sexagesimo septimo. —“

Das heißt 67, nehmlich 1467.

Nun wär' die Sach' und Angelegenheit wegen Andechs und seiner Reliquienschätze insoweit berichtet — möch-

tet aber sicher nachträglich in Erfahrung bringen, wie es mit dem Klösterlein des Graf Ratto, von welchem allererst die Rede war, ergangen sei.

Besagtes Klösterlein des Grafen Ratto, oder wie's in's Weitere benamst ward, Grafrath, baute man, nicht gar lange nach seiner Zerstörung durch die Ungarn, wieder auf und das Kirchlein deßgleichen. Zu Zeiten des Papstes Innocenz des Zweiten ward es dem Stift der regulirten Chorherrn zu Dießen einverleibt — — späterhin aber, Ao. Dom. 1468 am dritten Tag July wurden die Gebeine des Grafen Ratto ausgegraben und am selben Ort unter einem marmornen Denkstein wieder bestattet. Nach wieder viel Zeit, Ao. Dom. 1689 erbaute man die Grafrather Kirche ganz neu und in's Größere, und allerletzt Ao. Dom. 1695 öffnete man das Grab des Ratto noch einmal, erhob Dessen Gebeine in großer Feierlichkeit und versetzte sie folgends auf den Hochaltar.

Weil nun da von Dießen die Sprache, fügt sich's, wie ich früherhin gesagt — und mag da etliche Worte beisetzen, nehmlich wer allererst das Schloß gebaut und dann das Kloster gestiftet habe.

So viel nun zu entnehmen, erbaute das Schloß uranfänglich niemand Anderer, als der Graf Radbod oder Rathold, ein Sohn des Kaisers Arnulph aus erster Ehe.

Das Kloster aber stiftete allererst ein Graf von Andechs, welcher in des Schloßes Besitz kam — und zwar zu Ehren des Ritters St. Georg.

Selbiger Graf von Andechs, welcher das erste Probstei-

gebäude errichtete, hieß Rathhard und lebte schon vor so ein zehnthalbhundert Jahren. Er ward auch der erste Probst.

Die zweite Stiftung geschah durch die Kunegunde oder Kunissa. Selbe war die Gemahlin des Grafen Friedrichs von Dießen, erbaute nach des Friedrichs Tod unweit vom Probsteigebäude das zu Ehren St. Stephans und setzte drei regulirte Chorherrn ein.

Zu Diesen begab sich dann der Probst Hartwig Ao. Dom. 1124 mit seinem ganzen Convent von St. Georg und verblieb da, bis der Graf Berthold von Dießen das ganze Schloß Dießen in ein Kloster verwandelte und genannten Hartwig nebst allen Chorherren hinüber setzte.

Also war der Graf Berthold der dritte Stifter.

Nun will ich von Dießen weiter nichts sagen, von der Kunegunda oder Kunissa aber Etliches.

Die war sehr fromm und ließ sich nächst St. Stephan eine Zelle bauen. Von dieser aus konnte sie dem Gottesdienst jederzeit leicht anwohnen, denn es ging ein Fensterlein Kircheinwärts, und wenn sie nicht auf ihrem Schloß Wengau lebte, hielt sie sich meist in jener Zelle auf und betete. Wenn sie aber auf Wengau war, bewies sie ihren Gotteseifer nicht minder. Denn da machte sie sich gar oft um Mitternacht auf, scheute das ärgste Wetter nicht, wanderte entlang und wohnte der Mette zu St. Stephan bei.

Weil sie nun gar so fromm war, heißt es, ging das Kirchthor stets vor ihr auf. Anscheinend ganz von selbst. Aber es waren wohl ein paar unsichtbare Engel im Spiel,

welche Hand anlegten und ihr alle Müh' ersparten, weil sie für Gott auch keine Gefahr und Beschwerde sparte.

Da kam sie einmal wieder daher, in strengster Winternacht.

Als sie aber am Kirchthor zu St. Stephan anlangte, öffnete sich dasselbe nicht.

D'rüber ward sie betroffen und auf's Höchste betrübt, und dachte nach, worin sie denn gefehlt haben könne.

Sie konnte sich aber an gar Nichts erinnern, als an Eines — nehmlich, sie habe aus dem Zaun eines armen Bäuerlein's einen Stecken genommen und sich auf den gestützt, um sich den schlimmen Weg zu erleichtern. Drauf machte sie sich allsogleich auf, brachte den Stecken unter Sturm und Schneegestöber an seinen gehörigen Ort, kehrte zur Kirche zurück — und als sie da wieder an's Kirchthor kam, flog es freudiglich vor ihr auf, wie jedesmal vorher.

Das ist die kindlich fromme Sage von der Kunissa von Dießen, und liegt ein tiefer Sinn darin verborgen.

Nun sind wir da vom Marktplatz zu München bis zu tiefst in die Klöster gerathen, und wüßt' ich Euch da noch von gar vielen Klöstern zu berichten, die Euch wohl bekannt sind. Etwan von Scheftlarn, das Ao. 780 der Gottselige Waltherich stiftete. Dann wieder von Benedictbeuern, dessen Begründer drei Grafen waren, der Lantfried, der Waldram und der Eliland, so auch nacheinander die ersten Aebte wurden. Von Tegernsee wär' auch gut plaudern. Dessen erste Stifter waren zwei bayrische Herzogssöhne, der Adalbert und der Otto-

kar. Nächst auch von Weßobrunn, welches der Herzog Tessel oder Thassilo gründete, den der Kaiser Carl der Große später seiner Herrschaft über Land Bayern beraubte und selbst in ein Kloster sperren ließ. Ihr kennt doch die Sage, woher das Kloster Weßobrunn seinen Namen hat? Nehmlich daher, daß der Tessel einmal, so um's Jahr 753 auf der Bärenjagd war, sich mit seinem Gefährten, dem Weßo, verirrte und nicht mehr aus dem Wald herausfand. Wie er nun die Nacht in selbigem Wald zubrachte, träumte ihm, er sehe eine Leiter hart neben sich bis zum Himmel aufragen, auf welcher Engel auf- und niederstiegen. Der heil. Petrus aber, träumte ihm, stehe zu oberst und sähe weiter empor zu den Himmeln bei ausgebreiteten Armen, von den Himmeln darnieder aber meinte der Tessel die Preisgesänge der Seraphim zu vernehmen. Als er drauf erwachte und den Weßo ermahnen wollte, sich zu erheben und den Ausgang aus dem Wald zu suchen, auch etwan zu forschen, ob sich irgendwo ein Labetrunk böte, war der Weßo nicht da, kam aber bald, brachte einen Becher voll Waßer und zeigte an, ganz in der Nähe befinde sich ein trefflicher Bronn; der entspringe wundersam in Kreuzform. Da schritt der Tessel selbst hin, fand die Sache, wie sie der Weßo berichtet hatte, erzählte ihm hinwieder seinen Traum, all' Beides bedünkte ihnen ein Fingerzeig des Himmels, und da faßte der Tessel den Entschluß, nächst dem Ort, wo ihm geträumt, ein Kloster zu bauen. Das that er — und von dem Bronn und des Weßo Namen benamste er dann das Kloster.

Mit dem Kloster Polling unweit Weßobrunn ist's auch in Wunderweise ergangen, und war der Tessel wieder im Spiel. Das war etliche Jahre früher. Da jagte er in der Gegend, wo heut zu Tage Weilheim liegt, hatte es besonders auf einen großen Hirschen, den er an einem Ort scharren sah — und wie weit er ihn verfolgte, mehrmals traf sich's, daß das Thier wieder an den Ort kam und scharrte, bis es zuletzt flüchtigsten Laufes verschwand. Als nun der Tessel alsbald nachgraben ließ, fand man da drei große Kreuze und mehre heiligen Reliquien, und über Das und noch Anderes erbaute er ein Kloster und vom „Geböll" der Hunde, die dem Hirsch nachsetzten, soll das Kloster den Namen bekommen haben, bis er dann so ward, wie jetzt.

Wieder ein anderes Kloster, davon Ihr wohl mehr hören möchtet, ist Bernried, das am Würmsee liegt. Selbiges stifteten der Graf Otto von Valley und seine Gemahlin, die Adelheit. Das war um's Jahr des Herrn 1120. War jederzeit ein richtiges Kloster, und trifft dabei noch Etwas zu, wovon gar viel zu erzählen wär'. Nehmlich im Kirchboden zu Bernried liegt die selige Herlucca, die gleich der Edigna zu Puch, Ihrerseits lange am Lech ganz einsiedlerisch gelebt hatte, bis sie durch wilde Kriegshorden vertrieben, sich flüchtete, an den Würmsee kam und dort über etliche Zeit von hinnen schied.

So gäb's noch gar viele Klöster, etwan im Gebürg drin Ettal, das Kaiser Ludwig der Bayer stiftete und Ao. Dom. 1330 den ersten Stein dazu legte. Wißen schier alle Leute, wie er dazu kam. Nehmlich, daß ihm ein-

mal in Rom viel Kümmerniß erwuchs, sonderlich auch, weil es ihm an Geld für sein Kriegsvolk gebrach. Wie er nun da in trüben Gedanken eines Tages hinschritt, nächst in eine Kirche trat und eifrig betete, nahte sich ihm ein Benedictiner Mönch, den er nie gesehen und auch nie wieder sah. Der versprach ihm guten Erfolg in allen seinen gegenwärtigen Angelegenheiten, schenkte ihm ein Muttergottes-Bild von unbekanntem Stein und forderte ihn auf, in Land Bayern an einem Ort, genannt Ampferang, ein Kloster zu bauen. Das versprach der Ludovicus, anders er nur den Ort ausfindig mache, denn es sei ihm kein gleicher bewußt. Nächst verkündete ihm Jener, es werde sich Einer bei ihm einfinden, der ihm Geldes zur Heimkehr so viel böte, als er bedürfe — drauf verschwand er, heißt's. — Was aber der Mönch gesprochen, das traf ein. Der Kaiser ward seiner großen Kümmerniß ledig, und als er gen Land Bayern zurückkam, ließ er nicht ab, den Ort zu suchen, welcher Ampferang heiße, bis ihn zuletzt einer seiner Jäger, Namens Heinrich Vend ermittelte. Da löste denn der Kaiser sein Wort und baute das Kloster in's Ettichothal —

Item, von solchen Klöstern wüßt' ich in Läng' und Kürze Das und Jenes, so was ihren Anfang anbelangt. Auch giebt es da ganz wichtige und zu Zeiten recht wundersame Historien zu vermelden, was die späteren Zeiten betrifft. Die mag ich Euch ein anderesmal erzählen, weil wir jetzt vielmehr vom Markt oder Marienplatz zu München verhandeln.

Fällt mir eben das Rathhaus ein, und daß da gar Manches ausgefochten — auch gar manches, düstere Urtheil vom linken Fenster des großen Saales herab verkündet ward — —

Wär' wohl froher, von Anderem zu berichten. Aber es kann eben nicht Alles herzerfreulich sein, und in der Welt geht Allerlei vor. Habt also vielleicht nichts dagegen, wenn ich Euch ein paar Vorkommen kund gebe, anbei solch' ein Urtheil gefällt wurde.

Es geht die erste Sache auch in soweit noch gut aus — die zweite aber nicht.

Wo Haag liegt, weiß Jedweder zu München — da draußen über der Isar und auf der Altöttingerstraße.

In derselbigen Grafschaft Haag fiel's den Bauern Ao. 1596 ein, Das und Dieß sollte nicht mehr so, sondern anders sein, zumal zeigten sie sich in Sachen der Landessteuer widerborstig, „rottirten sich demnach", wie's heißt, „ganz verwegen, poßhafter sträflich heimblicher Weis zusammen und hattn da ire rädlsfürer. Darvon war der ärgiste ainer, des Namens Jörg Hitzberger, selb seins zeichens ein schneider war und ging die sach angehend schier wild her vnd scharpf —"

Wie nun der Haager Landrichter Pettenbeck nebst seinen Amtleuten nimmer zurechtkommen konnte, schrieb er herein nach München, drauf ward da nicht weiter gesäumt und Ihrer viere gen Haag geschickt.

Die waren der Graf Eustachius von Törring, dann der Herr Plankenmayr, herzoglicher Hauptmann,

nächst der von Haßlang, gleichfalls Hauptmann, und der Vierte war ein berühmter Rechtsdoktor und hieß Gabler. Die hatten guten Begleit von Trabanten und Reitervolk. Zudem folgte noch der Frauenberg, und Der führte auch noch einhundertfünfzig Wehrleute durch's Thal hinaus.

Da ging's bald beßer. Denn auf solchen Ernst waren Die zu Haag nicht gefaßt, und der Schneider Hitzberger, so etwan gemeint hatte, er wär' in kurzer Frist ein großer Mann, sah sich übereins verlaßen, ward nebst eilf Anderen zu Handen genommen, nach München geführt und in den Falkenthurm gelegt. Der Rechtsdoctor Gabler aber ritt am 10. Jänner in einem warmen Fuchspelz vor die Haager und was mit im Spiel war, und obschon er an Gestalt schier klein und sonst nicht von den Beleibtest' und Stärksten war, so hielt er doch eine so donnernde Rede aus seinem Fuchspelz heraus, daß Alles zerknirscht und zermalmt wurde, um Vergebung bat und den Eid fest nachschwor, den der Hauptmann Plankenmayr vorsagte.

Kurz, der Aufruhr nahm ein glückliches Ende und war man höheren Ortes froh, daß es bis da ohne Blutvergießen abgegangen sei.

Was aber die Rädelsführer anbelangt, ward denn doch anders verfahren — und am 6. Tag Februarii las man den zwei Aergsten, nehmlich dem Schneider Hitzberger und einem Anderen, Namens Stiler, vor dem Rathhaus das Todesurtheil ab. Dabei standen sie, wie es immer

war, auf dem Antritt der Treppe, welche zum großen Rathhaussaal führt.

Kann sich Jeder denken, wie es dem bewußten, rebellischen Schneider zu Muth war und seinem Genoßen deßgleichen. Es hätte aber aller Schrecken und alle Reue nichts geholfen, wäre nicht Gnade für Recht ergangen. Also ward dem Hitzberger und seinem Mitrumorer schier im letzten Augenblick das Leben geschenkt, und kamen Beide mit leichterer Strafe davon, ja sie wurden gar in Freiheit gesetzt. Soll ihnen aber Beiden Zeitlebens an zwei Fingern gefehlt haben. Weiß nicht, was schuld und da geschehen war.

Tags darauf wurden dann die Andern freigelassen — Die donnerte der Rechtsdoctor Gabler vorher noch gehörig an, so daß sie's ihr Leben lang nicht vergaßen — nächst wurden noch Andere, so zu Haag in's Schloß gesperrt waren, auf Abbitte und Eid freigelaßen.

So endete also die Sache noch ganz gut, bis auf dieselbigen Finger. Der Richter von München kam aber Seinerseits nicht zu kurz, sondern empfing gleichwohl sein trauriges Geld, und bei dem waren laut Verrechnung „Sechs Gulden von wegen der zwo malefizischen Personen nicht Enthauptens."

Das war also Ao. 1596.

Fünf Jahre früher, Ao. 1591, ging's anders.

Das war so.

In selbigen Zeiten trieb sich Einer herum in deutschen, welschen und anderen Landen. Der gab sich für einen ausnehmenden Gelehrten, nebenbei Geisterseher, vor Allem für

einen unfehlbaren Goldmacher aus — hieß Ritter Markus oder Marks Bragadin, Manulquatro beibenannt — täuschte Hoch und Nieder, nahm ihnen ihre Habe ab, so viel er konnte, und spielte aller Orte den großen Herrn. Zuletzt hatte er sich nun wieder einmal im Welschen gehalten, zu Mantua und dann zu Venedig. Dort war der Markt für seine trügerische Angelegenheit etliche Zeit über ganz gut, bis sich Der und Jener von ihm zurückzog, welcher nicht länger zum Spielball dienen wollte. Das war Ein oder der Andere von den Fürnehmeren. Unter solcher Bewandtniß schickte sich der Bragadin Manulquatro an, Venedig zu verlaßen, sah aber wohl zu, daß er mit Ruhm davonkomme und bewährte seine Goldkunst noch an ein paar aus dem Volk. Die gewannen etlicher Ducaten Werth und waren dann alles Lob und Preises voll. Der Bragadin konnte sie aber leicht etwas Weniges in seinem Schmelztiegel finden laßen, weil er gewißen anderen Herren das viel Hundertfache abgenommen hatte. Die sagten aber vor der Hand nichts, weil sie sich schämten, getäuscht worden zu sein.

Wie immer, des Bragadin Ruf erging wieder auf's Neue weit hin, gelangte bis München, und übereins ward er dahin berufen.

Auf Dieß ließ er sich nicht gar zu lange bitten, kam demnach, ritt, sechs und dreißig prächtig gekleidete Diener im Gefolge mit sich führend, ein, hielt auf dem Marktplatz an, da nahm er alsbald in Mitte über den hellen Bögen sein Losament und lebte auf's Weitere ganz stattlich.

Das währte nahe an ein Jahr, und im Verlauf dieser Zeit ließ sich gar Mancher heimlich oder mehr offen mit ihm ein. Er aber hielt es, wie anderswo und ließ Den und Jenen im Kleinen gewinnen, damit immer etwas Ruhmreiches von ihm gesprochen würde und die Leute die Köpfe zusammenthäten und von Dem plauschten, was da noch Alles zu erwarten stehe, wann er erst seine ganze Kunst zum Besten gebe. Das war dem Bragadin ganz lieb, sein wahres Sinnen ging aber dahin, wie er's halte, den Herzog Wilhelmus selbst so lange täuschungsvoll immer tiefer in seine alchymistische Sache zu verführen und stets mehr zu reizen, bis er ihm eine hinlänglich große Summa abgelockt habe. Dann wollte er der Stadt München Fahrwohl sagen und sein Glück wo anders versuchen.

Wie er nun schon daran war, sein Vorhaben auszuführen, nebstbei aber insgeheim etliche Thaten vollbracht hatte, die ihn nicht gut länger allhier ließen, stellte sich beim Wilhelmus urplötzlich eine andere Meinung ein. Denn es wurde ihm doch Ein und das Andere hinterbracht, was ihn scheu machte; bei nächster Gelegenheit überraschte er, selbst ungesehen, den Marks Bragadin, heißt es — wie er eben ein Stück lauteren Goldes in seinen Schmelztiegel praktizirte, damit dann der Herzog glauben möchte, es sei eine Frucht seiner Kunst und er dürfe nur auf dem geweis'ten Weg fort und fortschaffen, wenn der Bragadin auch nimmer zu München wäre. — Kurz gesagt, der Wilhelmus sah sich getäuscht und bis zu der Stunde schon um eine große Summa gebracht. Wer weiß, hätt' er's nach Umständen

dennoch nit laut werden lassen, aber er hatte Tags vorher viel Uebles vernommen, und am nehmlichen Tage reifte des Bragadin Verderben gänzlich. Denn da traf Kunde ein, man hab' es zu Mantua und Venedig bis auf jüngste Zeit geheim gehalten — nun aber sei es offenkundig geworden, daß der Bragadin, Ritter und Goldmacher, auch den Herzog von Mantua, und zu Venedig den Dogen, und mehre Andere um die größten Summen übervortheilt habe.

Als Das Alles zusammentraf, war's mit der Sache des Bragadin aus und zu Ende, er wurde übereins festgenommen, und ward ihm der Proceß gemacht.

Da zeigte sich zu all' dem Schlimmen noch mehr Arges — und über etliche Zeit ward ihm das Todesurtheil verkündet und der Stab vor dem Rathhaus über ihn gebrochen, das Urtheil auch sogleich vollzogen. Das geschah aus Gnade mit dem Schwert. Denn es steht geschrieben, man hab' ihn eines anderen Todes werth erachtet, aber davon Umgang genommen — und nur ein sicheres Gebälke errichten lassen — das war roth getüncht, und ein vergüldeter Strick hing daran. Nächst heißt es auch, man hab' den Bragadin mit vergüldeten Stricken gefesselt, als man ihn zum Tod führte. Das war am 26. Aprilis Ao. 1591 — —

Aber der Art Dinge sind gar traurig — also mögt Ihr wohl von was Anderem vernehmen. Erzähl's auch lieber.

Fällt mir eben bei — der St. Onuphrius oder aber der große Christophel auf dem Eiermarkt — weiß gewiß, es dachte sich schon Mancher, weßhalb Der angemalt ist.

Nun Das findet Jeder, wenn er sich in selbig meiner Geschrift von den Abenteuern Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer, umschaut, wo's da heißt: Ein Brief von München nach Wien rc., vom G. Kötzel von Nürnberg und vom großen, heiligen Onuphrius auf dem Eiermarkt zu München.

D'rin weis't sich aus, daß der alte Heinrich Pirmat mit dem Herzog Christoph in's heilige Land wallfahrtete, und bei seiner Heimkehr den Onuphrius an die Wand malen ließ, wie er's gelobt hatte, falls ihn Gott mit Heil aus viel bevorstehenden Gefahren gen Land Bayern und München und zu seines Bruders verwaistem Söhnlein zurückführe — Das wollte er eben noch etliche Jahre auferziehen und christlich angewöhnen.

Also da hat's insoweit minder Zweifel.

Aber es ist hernach eine ganz andere Frage. Nehmlich, wie und weßhalb denn der Onuphrius uranfänglich in München zu so heiligem Ansehen gekommen sei.

Das schreibt sich aber gleichfalls von einer berühmten Pilgerfahrt her, welche lange Zeit vor den Zeiten des Heinrich Pirmat stattfand, und anbei die Wallfahrer, da sie vom heiligen Land zurückkehrten, über den Markt oder Marienplatz zogen.

Da zog der vielberühmte Herzog Heinrich der Löwe voraus.

Der hatte im Morgenland nähere Kunde vom Onuphrius erhalten, nehmlich, daß er eines Königs Sohn gewesen sei, wunderwürdig groß an Gestalt und stark, ein Freund

der Einsamkeit, aber da und dort mit mächtiger Hand eingreifend, wo es galt, zu helfen. Nächst brachte der Heinrich Reliquien des Onuphrius mit, und auf diese Weise ward dessen Ruhm allhier kundbar.

So ist die Sach' und Angelegenheit, und anders nicht.

Mein' aber, es wär' Euch insoweit genehm, wenn näherer Bericht einträfe. Denn Herzog Heinrich der Löwe hat doch die Stadt München gegründet und sich da Zeitweise aufgehalten; sonst aber, falls ihn nicht Kriegsläufte wo anders hinriefen, meist zu Braunschweig.

Dann ist da noch Etwas.

Jeder weiß, daß der heldenmäßige, edle und fromme Herzog in's Spätere Land Bayern und mit der Zeit sämmtlich seine Macht verlor. Wie und weßhalb Das geschah — und daß der Kaiser Friedrich Barbarossa die Hand im Spiele hatte, ist überall zu finden und zu lesen. Mit diesem Kaiser stand der Heinrich lange in bestem Einvernehmen, bis sie dann eben uneins wurden und folgend das größte Verderben über den Heinrich hereinbrach. Es hat aber Alles seinen ersten Anfang, und von dem bewußten Pilgerzug schrieb sich der erste Funke Zwietracht zwischen Herzog und Kaiser her.

Item.

Eines Tages, als Herzog Heinrich der Löwe zu seiner Gemahlin, der schönen Mathildis trat, lehnte sie ihr Haupt an ihn und sagte, hold erröthend: Sie hoffe recht kräftig auf Gottes Segen in ihrer Ehe. Da küßte sie der Heinrich auf die Stirne und entgegnete: „Dafür

sei Gott Lob und Preis! Laß er es zutreffen — und ich selbst will an heiligster Stätte dafür beten!"

Als er nun im Verlauf Mehres sprach, zeigte sich, daß er schon längere Zeit ein heißes Verlangen in sich trage, einen Zug gen Jerusalem und zum heiligen Grab zu thun.

Da senkte die Mathildis ihr Haupt sorgenvoll, weil sie der Gefahren und voraussichtlich langer Trennung gedachte. Sie wollte aber ihres Gemahls frommem Vorsatz nicht in den Weg treten — und eh' viel Zeit verstrich, war der Heinrich schon daran, sich zur Pilgerfahrt anzuschicken. Die Kunde davon war aber schon verbreitet, und so fanden sich viele Geistliche und Weltliche, welche gen Jerusalem mitziehen wollten. Der Heinrich selbst bot etliche tausend Knechte zum Begleit auf, denn er wußte, durch welche gefährliche Gegenden er komme. Mittlerweil er Das und Anderes geordnet, sorgte er auch, daß seine Lande in Sicherheit blieben, vertraute seiner Gemahlin, der Mathildis, das Regiment, stellte ihr jedoch zu stetigem Rath den Thomas Wichmann zur Seite, welcher Erzbischof von Magdeburg war, dann säumte er nicht länger, sondern brach im Hornung des Jahres 1172 nach unseres Herrn und Heilands Geburt mit all' den Seinen und Anderen auf. Von Denen weiß man die meisten. Nur Etliche zu nennen, zog da der Slavenherzog Pribislaw mit, dann der Bischof von Lübeck, Namens Conrad, Der von Worms deßgleichen, dann die Aebte Heinrich und Berthold von Braunschweig — davon der Erste ein rauhhäre-

nes Bußgewand trug; nächst von Weltlichen der Graf Seyfried von Blankenburg — der Günzel, Graf von Schwerin, zog gleichfalls mit, und so noch eine weidliche Schaar fürnehmer Grafen und Herren.

Allen zuvörderst zog eine Schaar Bewaffneter. Hinter Denen schritten Mönche, dann kam Herzog Heinrich und die Führer alle, nächst die übrigen Grafen und Herren, geistlich und weltlich, und den ganzen Zug schloß der zweite Theil Kriegsknechte.

So viel Ihrer nun schon waren, so wuchs der Zug dennoch an Mitpilgern. Sonderlich schloßen sich zu Regensburg noch Ottokar, der Markgraf von Steyermark und Friedrich, Graf von Sulzbach nebst einer Menge Vasallen und Kriegsleuten an.

Dann ging's weiter und später Land Oestreich entlang gen Wien.

Zu Wien wurden sie sämmtlich vom Herzog Heinrich von Oestreich ganz trefflich empfangen, mit Vielem versehen, und setzten sich dann auf Schiffe. Da fuhren sie gen Ofen im Ungarland, und der Heinrich von Oestreich fuhr mit ihnen. Von Ofen aus begleitete sie aber der ungarische König. Der hieß Ladislaw. Und Der begleitete sie bis Gran. Hätt's aber beßer nicht gethan — denn der Ladislaw hatte einen Feind. Der trachtete ihm längst heimlich nach dem Leben, und da sich der Ladislaw von nirgends etwas Bösen versah, wußte Jener seine Gelegenheit zu ergreifen — also trank der König von Ungarn in

einem Becher Wein Gift hinunter und mußte darüber raschen Todes verbleichen.

Da kann sich Jeder denken, wie die Schauderthat alle Herzen empörte und wie gern' man den Thäter zur Strafe gezogen hätte. Nun war Der zwar nicht ausfindig zu machen — —

Gottes Verhängniß erreichte ihn aber später.

Nächst setzten die Wallfahrer ihren Weg auf der Donau fort, und ging die Sache mehr' Tage ganz gut von Statten.

Uebereins gelangten sie in eine Gegend, d'rin wildes Brausen und Surren hörbar ward, aller Orte ragten spitze Felsen aus der Fluth und zwischen denen tobten entsetzliche Wellen und Wasserwirbel. Da wurden die Schiffe von den Wirbeln gepackt und im Kreis' umher von einem zum andern gerißen und von Wellen wieder zurückgeschleudert, und als endlich die Rettung nahe schien, kracht' und borsten die Schiffe. — Also war drauf kein Bleiben mehr und sahen Alle ihrem Tod entgegen, bis das Wechselspiel der Wellen und Wirbel Schiffe und Trümmer in die Nähe des Ufers drängte, und die Pilger mit größter Anstrengung an's Land kamen. Am Schlimmsten erging's dem Schiff, auf welchem sich Herzog Heinrich der Löwe mit den Bischöfen, Aebten und vielen Grafen befand. Das war nahezu gänzlich zerschellt, und wer sich drauf befand, nur mit aller Mühe gerettet. Vor Allem aber Herzog Heinrich selbst. Der war schon am Versinken, als er noch eines Stückes vom Leib des Schiffes habhaft wurde, dran hielt

er sich, und damit ward er von der empörten Fluth hin und her geschleudert, bis er in etwas ruhigere Wasser gelangte und dann an's Ufer.

Als die Pilger wieder zusammentrafen, zeigte sich, es sei Niemand zu Grund gegangen. Dafür dankten sie Gott und beschloßen, von der Fahrt auf der Donau abzulassen. Zogen demnach zu Land weiter und schickten Einen voraus, um friedlichen Empfanges im Serbischen versichert zu sein.

Wie nun der Heinrich und die Seinen in das Serbische kamen, nahm sie auch der dortige Fürst ganz freundlich auf, nächst sie aber im Lande so weiter zogen und nah' auf einen Wald zu, hinter dem ein Städtlein, Namens Rovenella befindlich, zeigte sich, daß etliche tausend Serbier einen Ueberfall beschloßen hatten. Sie brachen auch sogleich mit großem Geschrei aus dem Wald und schoßen mit unzähligen, vergifteten Pfeilen auf die Pilger, konnten aber ihre boshafte Absicht nicht erreichen, denn die Pfeile trafen schier wunderbarer Weise nie. Zudem war Herzog Heinrich rasch bei der Hand, und eh' sich's hinwieder die Serbischen versahen, rückten ihnen die Deutschen auf den Leib und richteten eine Niederlage an, daß die Wenigsten der Feinde mit der Flucht davon kamen.

Drauf steckten die Deutschen ihre Schwerter ein, setzten ihren Pfad fort, wurden aufs Weitere nicht mehr angegriffen und gelangten seiner Zeit gen Nissa, nächst nach Adrianopel — und am Ostertag kamen sie in Constantinopel, in der Hauptstadt des griechischen Kaiserreiches an. Der Kaiser selbst aber hieß M a n u e l C o m n e n u s.

Weil nun der Kaiser Manuel nicht geringe Hochachtung für den Herzog Heinrich hatte, empfing er ihn und Alle aufs Beste und mit so viel Pracht und Glanz, als möglich, denn er wollte etwan auch zeigen, was er in der Welt vorstelle. Darüber meldet Einer, der des Heinrichs ganzes Leben aufs Genaueste in Beschreibung brachte: Es sei da unweit des kaiserlichen Pallastes ein herrlicher Garten voll der schönsten und seltensten Bäume, Blumen und Pflanzen gewesen, daß sich das Auge nicht satt sehen konnte, und der Duft sei so ausnehmend balsamisch und aller anderen unbeschreiblichen Art zu Lüften gestiegen, daß es sicher im Paradies anders nit geduftet habe. Gleich wunderbar hab' es sich mit einer unzähligen Menge der merkwürdigsten Dinge, als Grotten, Bildsäulen, Waßerwerken verhalten, daß man nicht gewußt, wohin zuerst und am Längsten schauen — in Mitte des Gartens aber habe sich ein über alle Massen großes und herrliches, rundes Gebäu gezeigt, von dessen abertausend Sitzen Die von Constantinopel zu verschiedenen Zeiten sassen, wenn Kämpfe wilder Thiere unter sich oder mit Menschen stattfanden. In demselbigen Garten und unweit des besagten Gebäu's — schreibt wieder ein Anderer — war eine große Menge herrlicher Gezelte aufgerichtet. Des Kaisers seines war aber fast groß, über alle Massen köstlich an Seide und an Gold und Edelgesteinen also ausbündig reich, daß man des Glanz' und Schimmers halben schier nit hinzuschauen vermochte. Unter diesem Gezelt war der Kaiser Manuel auf einem herrlichen Kaiserstuhl, davon er dann alsbald herabstieg in Mitte

seiner Großen und den Herzog Heinrich mit den Seinen empfing. Die wurden mit großer Pracht und ertönender Musica einhergeführt und schritten auf eitel purpurnen Teppichen dahin. Da sie dann bei dem Kaiser ankamen, umhalsete Der den hochberühmten Herzog und entbot seinem fürnehmen Begleit besten Gruß, sagte auch alles Preis- und Lobwürdige und zeigte an, er wolle den Herzog Heinrich und seinen Begleit selbsteigen in die Sophienkirche führen. Auf Dieß hob ein unüberwindlich wunderbarlicher Prozeß mit schier nie gesehener Pracht und mit viel Klang von Posaunen und sonderlichen Pfeifen, auch Cymbeln an und wallte fort in Mitte Derer von Constantinopolis und vieler tausend Anderen, so zu Land und Stadt von weiter her waren; und zog so in die weltberühmte Sophiakirche ein, als welche an Reichthum in jeder Weise so Viel und Wunderbares enthielt, daß kein Mensch, es redlich zu beschreiben, je unternehmen könnt'. Item in derselbigen Kirche hob große geistliche Feier an und gewann der Kaiser, der Herzog und alle die Seinen gar würdiglich den Segen.

Nächst zogen sie im Prozeß wieder hinaus, und zeigte der Kaiser dem Herzog Heinrich noch viel Kostbarkeiten, auch der ganzen Stadt Vertheidigbarkeit, Befestigung und sonstig gute Gelegenheit, mittlerweil auch gut gesorgt war, daß es an Labung nicht gebreche. Zu Abends aber geleitete der Kaiser den Herzog und die fürnehmen Deutschen in den kaiserlichen Pallast. Da hob sich dann in einem schier ganz güldenen Saal ein Bankett an, damit nichts von all Dem zu vergleichen, was in deutschen Landen je gesehen und erlebt

worden. Es war da auch gar wohl für Kurzweil in jeder Weis' gesorgt, insonderheit auch treffliche Musici und Singerschaft. Selb war aber dem Herzog Heinrich nit zu Sinn, vielmehr trachtete er, der Sach' einen andern Verlauf zu geben, drauf' dann ganz gute und rare Gespräche statt des nichtigen Spiels an Tag kamen, und wurde gar manches Heilige beredet, insonderheit zuletzt — nehmlich wie der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe. Ueber diese Wahrheit erhob sich inzwischen den Deutschen und Griechischen ein großer Streit. Der Abt von Braunschweig aber thät die Griechischen sammtlich nieder, so daß der Heinrich der Freude voll und ihm aufs Neue großgünstig ward. Der Kaiser hinwieder sagte: Es sei Dem so oder so, so viel treffliche Beredsamkeit und Vernunft hätt' er früher nie vernommen. Blieb aber im Uebrigen bei der Meinung, die er als ein Griechischer hatte.

So erzählt Derselbige.

Ueber etliche Tage brach nun Herzog Heinrich der Löwe auf. Da bot ihm Kaiser Manuel Comnenus viele Geschenke. Der Heinrich nahm jedoch nichts an, dankte gleichwohl dem Manuel, daß Dieser eine gute Zahl Schiffe zu Diensten stellte. Als der Heinrich und die Seinen auf dem Meer davon fuhren, ging zuerst Alles gut von Statten. Später aber erhob sich ein grimmiger Sturm, der brachte die Fluthen in solche Erregtheit, daß sämmtliche Pilger ihrem Untergang entgegensahen und in heißester Inbrunst um Hülfe zum Himmel flehten.

Da, so geht Kunde, warf sich der Abt von Braun-

schweig in Mitte des Schiffes nieder, auf welchem sich der Heinrich befand, und flehte zur Jungfrau Maria, daß sie für sie Alle und mit Allen Gott bitte, den Sturm zu beschwichtigen und die Schiffe nicht zerschellen und versinken zu lassen.

Da heißt's, sei die heilige Jungfrau Maria in Mitte des Sturmes und der Gewitternacht mit himmlischer Gloria erschienen, habe Rettung aus der Todesgefahr zugesagt, weil da so viele trefflich Fromme ihr Gebet vereinten, insonderheit aber sei des Abtes Frömmigkeit von Gewicht; drauf habe sie ihre Hand darnieder gegen die tobenden Waßer und empor zu den Verderben drohenden Gewittern gerichtet und sei dann urplötzlich Aller Augen wieder entrückt worden. Die Wellen aber legten sich, der Himmel hellte sich auf, und über Kurz strahlte die Sonne in unbewölktem Glanze vom reinest blauen Himmel. Da floßen die Herzen der Pilger von Freude und Dank über, so daß sie sämmtlich in lauten Preis Gottes und der Jungfrau Maria ausbrachen.

Also fuhren sie weiter und gelangten dann nach Ptolemais oder Accon in Asien an der Gränze von Phönizien und Palästina.

Da stieg der Heinrich mit ganzem Begleit an's Land. Die Tempelritter aber, welche Kunde von seiner Ankunft erlangt, erwarteten ihn schon und hatten eine große Zahl Kameele herbeigeschafft, damit die Pilger ihren Weg zu Land fortsetzen könnten. Nächst verstrich nur kurze Frist, bis sich Alles aufmachte, den letzten Weg nach Jerusalem anzu-

treten, und traf dort sonder weiteres Hinderniß ein. Schon eine Strecke vor der heiligen Stadt hatte sie aber der König Almerich empfangen, sie einbegleitet und zu Jerusalem hatte er beste Sorge getragen, daß die Pilger wohl beherbergt würden.

Demnach waren Diese wohl beßer daran, als ein paar hundert Jahre später die Herzoge Otto und Stephan.

Denn zu Heinrich des Löwen Zeit war Jerusalem in christlichem Besitz.

Von selbigem Otto und Stephan werdet Ihr Bericht erhalten.

Als nun der Heinrich und seine Mitwallfahrer zu Jerusalem ankamen, betraten sie die Stätte, auf welcher unser Herr und Erlöser gewandelt, mit größter Rührung und Demuth — besuchten aufs Weitere alle hochheiligen Orte, besonders das Grab des Erlösers und opferten zum Schmuck desselben, was sie vermochten — deßgleichen an andere Orte hin, damit Pilgern künftiger Zeiten gedient werden könne.

Heinrich der Löwe aber, der von Allen der Reichste war, setzte eine große Summa aus, damit die Kirche zum heiligen Grab mit mussiver Arbeit geziert werde, und die Thüren ließ er mit großen Silberplatten überziehen. Was die Tempelritter betraf, beschenkte er sie mit tausend Pfund Silber, auch die Kriegsleute, welche wechselweise gegen die Ungläubigen kämpften und das hl. Grab bewachten, gingen seiner Großmuth nicht leer aus — im Ganzen, er unterließ nichts, was seines Herzens vollste Ehrfurcht und das

Verlangen anzeigen konnte, daß Alles Bestand und die christliche Sache stets beßeres Gedeihen habe.

Mittlerweil' nun Herzog Heinrich in Palästina war, verlautete in deutschen Landen die und jene Kunde über ihn, und glaubte da Mancher, er kehre vielleicht nimmer heim, weil ihn vermeintlich schon ein Unfall betroffen, oder noch treffen könne.

Wer Dieß aber am Meisten erwog, war der Kaiser Friedrich Barbarossa, und wiewohl er selbiger Zeit dem Heinrich sehr geneigt war, wozu er auch allen Grund hatte, und die Seinen deßgleichen — machte er sich denn doch seine Gedanken, was mit den sächsischen Landen am Besten geschehe, wenn der Heinrich wirklich ausbliebe. Kurz, er hielt es für gerathen, Denen in Sachsen brieflich und durch Gesandte, doch ohne viel Aufsehen und zu große Deutlichkeit, zu nahen, im Ganzen aber als recht tauglich und förderlich darzustellen, wenn er sich der Lande des Herzogs wohl annehmen wolle, falls Demselben etwa Menschliches zustoße — und wie obenhin da der Kaiser auch sprach, verstand zuletzt doch Jedweder, er möchte die sächsischen Lande für sich haben.

Von dieser Sache ahnte der Heinrich in Palästina nicht das Mindeste, vielmehr hatte er seinen Sinn auf gar nichts Weltliches gerichtet, besuchte das Thal Josaphat, Betlehem, Nazareth, den Berg Tabor, den Jordanfluß und noch viele, andere, merkenswerthe Orte. Dabei vernahm er auch viele Kunde von Heiligen und bekam deren Reliquien zu Handen — bis er sich dann mit seinem Be-

gleit zur Heimkehr anschickte, seiner Zeit einschiffte und dann im Hafen Simeon landete. Von da gings zu Land auf eine uralte Stadt zu, die hieß Torsult oder Tarsus.

Es herrschte aber in diesen Landen der Sultan. Der hieß Clitziastlan, war, obgleich ein Muselmann, dennoch den Christen wohl geneigt, im Ganzen ein edel und erhaben denkender Fürst. Als demnach ein christlicher Herzog daherkam, dessen Ruhm und Macht ihm bis in so große Ferne wohl bekannt geworden war, dachte er, ihm alle Freundlichkeit erweisen zu müßen, und sandte ihm vor der Hand etliche Schaaren Berittener zu, damit er und die Seinen völlige Sicherheit hätten. Denn die Bewohner jener Lande waren keineswegs so gesinnt, wie ihr Herr, der Sultan, und wär's von ihnen abgehangen, wären sie gar gerne angerückt und hätten die Christen vernichtet.

Also ging der Zug dahin durch eine Wüste, und gab's da viel Beschwerden zu ertragen, denn die Hitze war schier unerträglich, und weitaus kein Tropfen Waßer zu finden.

Letzt gelangten die Wallfahrer gen Heraclea. Da war Alles zur trefflichen Bewirthung vorbereitet. Die kam den Deutschen ganz willkommen — als sie dann weiters nach Ararate gelangten, zog ihnen der Sultan selbst entgegen, umfing den Herzog Heinrich freudig und führte ihn, wie im Triumph, zur Stadt und in seinen Pallast.

Da verlebte der Heinrich nebst allen Anderen gute Tage und sahen sie Kostbarkeiten ohne Ende. Im Verlauf der Zeit ließ der Clitziastlan ein anderthalb Tausend der schönsten Roße vorführen, draus Herzog Heinrich für sich

und seinen ganzen Begleit wählen sollte, auch bot er ihm eine Menge Dinge an, die im Deutschen wohl nicht zu finden.

Darunter waren sechs Kameele, auch ein paar Leoparden, deßgleichen ein von Gold und Stickerei wundersam gewirktes Fürstenkleid und noch viel Anderes. Diese Dinge nahm Herzog Heinrich freundlich an, zumeist, weil es ihn sonderlich bedäuchte, sie aus solcher Hand zu empfangen.

Im Ganzen wär' es ihm aber weit genehmer gewesen, wenn ihm all Das nicht geboten worden wäre, insoferne er nur den Sultan vom türkischen zum christlichen Glauben gebracht hätte. Er meinte auch vorerst, es könne ihm gelingen. Denn der Elitziastlan hörte mit so vielem Eifer an, was ihm der Heinrich vom Christenthum mittheilte, wußte auch schon Vieles, freute sich sogar über Manches, und erklärte, es liege in Allem ein tiefer, segenreicher Sinn, und die Wahrheit lasse sich nicht wohl abstreiten. Als aber der Heinrich immer dringender ward, ihn zuletzt ernstlich ermahnte, von seinem Irrglauben abzulassen und sich in's Christliche hinüber zu wenden, und nun eine bestimmte Antwort und Zusage erwartete, sagte der Sultan: „Alles, was Du da vorgebracht hast, bedünkt mich groß, erhaben und schön und nicht leicht widerlegbar. Soferne ich nun ein Christ wäre, möcht' ich wohl nie und nimmer von diesem Glauben ablassen und ob ich auch den Tod zu erleiden hätte, wie viele unter den Christen, welche ihr Leben dafür einsetzten. Weil ich aber kein Christ bin, gleichwohl die Tugend auch mir Gesetz ist, will ich bei meinem Glau-

ben bleiben, und es bedünkt mich, Gott, der aller Menschen Herr ist, sieht's gerne, wenn er auf die verschiedenste Weise angebetet wird."

Item, als der Heinrich Das und Aehnliches vernahm, sah er ein, daß mit dem Sultan Clitziastlan in Sachen der Bekehrung nichts zu richten sei. Er versäumte zwar nicht, alle seine Ueberredung aufzubieten, und setzte den Sultan mehrfach in Verlegenheit, zumal er ihm bewies, daß es nicht auf die Macht Gottes allein ankomme, sondern auf die gleiche Erkenntniß seines Wesens und seine Absicht mit den Menschen. All Dieß fruchtete nichts. Der Clitziastlan gab immer Verschiedenes zu, wollte aber deßhalb doch seinem Glauben nicht untreu werden, obwohl hell am Tag lag, wenn er schon Christ wäre, möchte ihm weitaus beßer zu Muth sein.

Da ließ dann Herzog Heinrich begreiflicher Weise von weiterer Mühe ab. Denn wenn Einer im Grund Alles zugiebt und sagt dann doch, ich will nicht, da hört sich dann Alles auf.

Auf Dieß blieb der Heinrich noch etliche Zeit, bis er sich dann verabschiedete und gen Nissa zog, dann gen Iconium zu, weiters durch die Wüste und wieder gen Constantinopolis. Hier traf er zwar den Kaiser Manuel Comnenus nicht, wohl aber in einer anderen Stadt. Die hieß Maximilianopolis. In dieser Stadt besprachen sie sich noch und der Kaiser wollte ihm wieder kostbare Geschenke geben. Der Heinrich nahm aber nichts an, was da von weltlichen Gütern war. Hingegen was ihm der Manuel an heiligen

Geschriften und Reliquien bot oder auf Anfrage, ob er es zur Verehrung nach Deutschland mitnehmen dürfe, gab, nahm er mit Freuden.

Unter diesen Reliquien waren nun auch die — des St. Onuphrius.

Dann zog der Heinrich wieder von dannen, auf's Weitere wieder durch's Ungarland, wo ihn der neue König, Namens Bela der Dritte, mit großer Verehrung empfing und ihn mehr Zeit bei sich zu halten wußte, bis sich der Heinrich auch von da wieder verabschiedete und seines Pfades gen Oestreich und durch dasselbe stets weiter heraus in deutschen Gauen einherzog. So kam er zuletzt wieder nach Regensburg, wo sich früher die ganze Pilgerschaar gesammelt hatte. Zu Regensburg erfuhr er, daß der Kaiser Friedrich auf dem Reichstag zu Augsburg sei, und hörte auch schon Dieß und Jenes, was ihm nicht wohl gefiel. Gab aber noch nicht viel darauf und wandte sich mit seinem Begleit — eine Zahl ausgenommen, welche zu den Ihren heimeilten in Städte, Burgen oder Klöster — gen München. Denn er wollte sich in dieser, seiner frommen Stadt umsehen und ihr ein oder das andere Heilthum verehren.

Also kam der Zug heran und da traf's denn zu, daß viel gewaltige, geistliche und weltliche Herren dahier über diesen Fleck Erde schritten und ritten, wo sich zu München der Marienplatz befindet.

Nächst sich Heinrich etliche Tage hier verhielt, dabei er Dieß und Jenes besichtigte oder anordnete, stellte er den

Münchnern viele Reliquien zu Handen — sonderlich aber auch vom St. Onuphrius. Damit hob demnach die erste Verehrung dieses morgenländischen Heiligen an.

Die Reliquien desselben wurden, einer Kunde zu Folge, in das Katharinen-Kirchlein niedergelegt, das heißt, wo heut' zu Tage die hl. Geistkirche ist, einer andern zu Folge in eine kleine Kapelle, welche an dem Ort befindlich gewesen sein soll, wo der St. Onuphrius alljetzt angemalt zu sehen ist.

Nachdem aber Heinrich der Löwe später Land Bayern verlor — drauf dann die rechten und ächten, bayrischen Herzoge wieder an's Regiment kamen, voraus der Otto — machte sich ein Priester auf und brachte die Reliquien des St. Onuphrius, auf frühere Verabredung hin, nach Braunschweig.

Wieder auf Heinrich den Löwen zu kommen, erfuhr er zu München Näheres wegen des Kaisers, brach dann sogleich auf und zog mitsammt der Pilgerschaar nach Augsburg.

Dort empfing ihn der Kaiser Friedrich in sichtlicher Freude und überhäufte ihn mit Lobsprüchen.

Schreibt da Einer in der Angelegenheit so: „Es war ime, dem kayser etwan nit so vil drumb, das er den Hainrich wider wol erhalten säh, hätt vilmer erwartet, er künnt in fremden landten ainer gefar erliegen vnd sein vntergang finden.

„Selb hätt der Hainrich in erfahrung bracht. Id est — wi sich der kayser seiner lande wolfart also dringendlich an-

genomen hab, daß gar so vil lieb mer menschen, zu vördrist aber dem Henrico verdächtig ward. Demnach fromte sein des kaysers veberfreundselige Weis für nichts vnd drung der spitzige Dorn des argkwohns in des Henrici Hertz vnd stets fester nachmals; vnd rirt da all das widerspenstige wesen des Hertzogs von solchem her, als daß er in's spätere fast sterrisch ward, gleichwol seine pflicht thät, aber nit mehr vnd dem kayser zu ainer zeit seine hilf in welscher sach versagte — vnd dann weiters so vil args vnd vnheils eintraf, daß der Henricus all seine landt vnd macht verlor —".

Also geht es gerade auf Das hinaus, was vorher gesagt ward — von dem Pilgerzug schrieb sich der erste Funke der Zwietracht her.

Weil aber der Heinrich zu dieser Zeit noch nicht voraussah, was da noch komme, lichtete sich seine Stirne fürerst wieder, denn er lebte, war mit Heil zurückgekehrt und des Kaisers List war zu nichte geworden. Demnach zog er von Augsburg über kurze Zeit fort und gen Braunschweig, und als er da ankam, ward ihm seine Seele erst ganz froh und licht.

Denn seine Gemahlin, die schöne Mathildes, kam ihm, ein holdes Kind auf den Armen, weit vor seiner Burg entgegen und rief freudeleuchtenden Blickes: „Mein Gebet stieg zu Gott, daß Du aller Gefahr entrinnest, und nun seh' ich Dich wieder! Dein Gebet aber war Gott sicher nicht minder gefällig, daß er Dir seinen Segen schenkte — da sieh, Heinrich, ich trag' ihn an meinem Herzen — —!"

Nun hab' ich Euch von demselbigen Pilgerzug Heinrichs des Löwen Bericht gegeben und meine, wir hätten schier genug vom Marktplatz geplaudert.

Heißt Das, ich wüßte wohl noch allerlei, davon Anfang oder Ende herträfe und dabei Verschiedenes zum Vorschein käme, was Ihr etwan freundlich vernehmen möchtet. Sonderlich, wenn's etwas Frohes wäre.

Etwan von den mittleren Zeiten, wenn sich da die fahrenden Doctores einfanden, ihre Wundertinkturen und Mixturen vom Gerüst oder gleich vom Wägelein herab ausboten — und der Famulus oder der Hanswurst dazu — Die führten sich weiters nicht am Vernünftigsten auf.

Will Euch doch von Einem berichten, der zu Zeiten des Herzogs Johannes je über drei Jahre stets seinen Einzug hielt und auf dem Marktplatz nächst dem Strafesel seine Offizina aufschlug.

Selbiger war der Doctor Pangrazius Leontinus Felberius. Ei wenn Der auf seinem Wägelein hereinfuhr — ein mächtig schwarzsammtenes Barett mit einer langen Hahnenfeder auf dem Haupt!

Einen weiten, grünen Talar hatte er an, der war scharlachroth gefüttert; mit beiden Händen hielt er einen überlangen, mächtigen Stock, selb mit einer Schlangenhaut überzogen war — und auf den Stock stützte er sich und schaute mit seinen listigen Aeuglein unter den dicken, grauen Brauen und Wimpern über den langen und breiten Bart weg dort und dahin, als wollte er sagen: Merkt Ihr was, und wenn's wo fehlt, bin ich da!

Also fuhr der Doctor Felberius einher — hinter sich eine große Kiste, die war voll Medicamenten — voraus aber auf einem stolperigten, altervergilbten Schimmel ritt Einer.

Der war der Hanswurst Marcipäus.

Hei war der ein Gesell mit seinem bunten Schellengewand, der Klatsche in der Hand und straff den breiten Zügel, als gelt' es, das wildeste Roß zu lenken, mittlerweil sein Schimmelein kaum fürder konnte, das Zehntemal stehen blieb und nimmer weiter wollte. Da schmähte er und schlug unbarmherzig drein mit seiner Klatsche und mit seinem Trichterhut nach rechts und links, bis das Schimmelein wieder fürder schritt — und so 's zu lange währte, ließ der Felberius den Fuhrmann mit der Peitsche ausholen und dem Marcipäus einen leichten Streich angedeihen. Drauf schrie der Marcipäus unglaublich, sprang vom Rößlein und zog's mit Gewalt vorwärts, wobei er dem Felberius drohte, all seine Geheimnisse zu verrathen und selbst in der Welt herum zu fahren. Drüber donnerte der Felberius auf ihn herab und drohte ihm mit Fieber und Colica, wenn er nicht sogleich zur Pflicht zurückkehre. Selbige Leiden bedünkten dem Marcipäus schon im Anzug zu sein. Er erhob demnach große Klage und schlug vor vermeintlichen Schmerzen ein Rad um's andere, damit er das Blut auswärme — bis er in einem Satz auf sein Schimmelein sprang, nächst ihm in seines Herren Diensten wieder so wohl ward, daß er vor Freuden in die Trompete stieß, die am Rößlein hing. Da kam ein wüthig falscher Ton um den andern zum

Vorschein — und wie's dann weiter ging, war das ein Gelärm und Gethu des Hanswursten Marcipäus und ein Gewühl, ein Treiben und ein Lachen unter dem Volk, daß es laut' und lebendiger nit hätte sein können.

Also hielten der Felberius und Marcipäus ihren Einzug durch's Thal und den Raththurmbogen. Beim Lautwein am Marktplatz hielten sie an, und verließ der Doctor Felberius sein Wägelein.

Zuerst aber hielt er jedesmal noch eine lateinische Rede an das Volk umher, so der Marcipäus in narreter Weise verdeutschte und schier von Allem das Gegentheil sagte, bis der Felberius kurz abmachte, in die Manteltasche griff und eine Menge Zettelein unter die Menge schleuderte. Drauf stand geschrieben:

„Zu der frist vnd stund
tut man männiglich kund,
zu jeds leides frumen
seind wir ankumen.
Doctor Felberius mit namen,
Als der ich hilf lamen und krumm,
blindter, taub und stum,
Auß vnd innen, brust vnd hirn,
Magen vnd milz, auch nirn,
vnd nit minder herz,
Podigraw vnd zahnschmerz,
vnd sunst ist kein leid auf erdn,
das nit künt geholfen werdn,
benebst arcana antidotica,

calmatoria nec non erotica,
weiter in sachn des barts,
vnd macht all häubter stark vnd swarz,
oleum barba-creatorium
et unguentum crini-nigratorium,
item omnibus praeferabile,
remedium miracolosum, inaestimabile,
für wer will schön werdn übernacht —
all das wird von vns vollbracht."

Da gab's erst ein Drängen und Bücken um die Zettelein — der Doctor Felberius aber stieg majestätisch von seinen Geführt, befahl dem Marcipäus bald zu folgen, und schritt die Treppe hinauf. Auf Dieß meinte der Hanswurst, er sollte beritten in's Losament folgen, und waltete viel Mühe, durch die enge Thüre zu gelangen — bis der Felberius oben zum Fenster herausdonnerte und ihn eines Beßeren belehrte. Nächst ließ sich der Marcipäus hinaufzu eben nicht zum Artsamsten vernehmen und überhäufte seinen Herren mit Spott und Zornreden über seine undeutlichen Befehle, was den Felberius in großen Unmuth versetzte. Weßhalb er furchtbare Drohung ergehen ließ und ein und das anderemal mit seinem Schlangenstock herunterschlug, da er dann doch nicht ausreichte und nur die Wand traf.

Drüber verhöhnte ihn der Marcipäus um so mehr, bückte sich voll Schadenfreude bald so, bald so, und lachte, und so oft der Felberius ausholte und nichts getroffen hatte, lachte der Marcipäus stets mehr — und wenn dann sein Herr neue Drohworte ergehen ließ, rief der Marci-

päus jedesmal: „Ist nit wahr — hat kein' Gefahr" — und stieß dazu falsch in seine Trompete.

War also da kein kleiner Lärmen auf dem Marktplatz, etliche Häuser herab zu vom Lindwurmeck, bis der Streit zu Ende war, der Marcipäus zuletzt klärlich verstand, was er zu thun habe, und sein vergilbtes Schimmelein aus dem Hauseingang zog. Dann einen Schlag mit der Narrenklatsche — und weiter geritten — all unterm Volk, in der Stadt herum, überall hinauf gegrüßt, wo ihm's gefiel, und hinwieder mit lautem Gejohl gerufen:

„Aufgeschaut,
groß vnd klein,
wüst vnd fein,
weis vnd dumm —
der Marcipä' reit' um!"

Kommenden Tags war beim „Strafesel" schon die Bühne aufgeschlagen. Drauf standen ein paar Kisten mit Arcanis und ein Kästlein für das Geld, welches eingehen würde.

Der Felberius und sein Hanswurst aber waren um die neunte Stunde auch schon im Anzug.

Nächst sie die Bühne betraten, hob der Meister alsbald an und hielt eine kräftige Rede. Die war mit all Möglichem durchmischt, eitel lateinisch, griechisch, chaldäisch und was sonst — insonderheit wenn es den Wundermitteln galt, die da nicht *offen* verkauft wurden.

Darunter war das öberste selbiges, wodurch die *Jugend erneut* und *wüste Leut' schön* werden könnten.

Drauf begann der Handel und Verkauf — und bis die Seelen recht warm wurden, nahm der Doctor Felberius ein um's andere Mittel vor, hob es hoch auf in die Luft und pries es auf's Genaueste, bis es übereins ein Drängen und Ringen all Derer gab, so es wollten.

Da hatten der Felberius und Marcipäus nicht Hände genug, das Geld aufzufangen oder aufzuheben, welches von nah' und ferne hereinflog, und ihre Pulverlein auszuwerfen. So oft dann eine gute Summa Geldes eingegangen, warf sie der Felberius in das Geldkästlein, der Hanswurst Marcipäus aber machte die tollsten Sprünge, blies in die Trompete, daß es ihm die Brust hätte sprengen mögen, oder jauchzte hoch auf, schleuderte seine Trichterhaube in die Luft, fing sie mit seinem Narrenhaupt wieder auf, und dazwischen gab er stets einen Purzelbaum zum Besten, wo nicht gar mehre.

So ging's ein über das anderemal, bis die Kauflust ein Weniges nachließ.

Auf Dieß hob der Marcipäus ohne Weiteres an und machte dem Felberius Vorwürfe, daß das Geschäft so schlecht gehe. Drüber kam er in Spott und Hohn, und daß all' seine Remedia nichts hälfen, sondern alle Welt betrogen sei. Das ließ sich sein Herr und Meister nicht gefallen, und entstand der größte Hader zwischen dem Doctor und dem Hanswursten. Auch fuhr sich der Erste zu Zeiten in die Haare und beklagte sich, daß er vom Hanswursten Marcipäus, dessen Wohlthäter er sei, so treulos behandelt werde. Drum scherte sich aber Jener nichts, und

wenn ihm der Felberius einen Streich versetzte, that er zwar alle möglichen Sprünge und rief jämmerlich um Hülfe, wußte aber viel neue Vorwürfe entgegen, und was die Menschen bittere Gesichter machten, wenn sie die giftigen Remedia seines Herrn zu sich nähmen. Das wußt' er an sich selbst so gräulich zu zeigen, daß das Volk rings jauchzte.

Wenn nun die Sache so stand, hob der Doctor Felberius mit einer Strafpredigt in optima forma an. Die war mehrtheils lateinisch. Der Hanswurst aber verdrehte ihm alle seine kräftigsten Worte.

Das verbat sich sein Herr, ansonst er ihm mit Zauberkraft ankomme, daß er nimmer stehen könne.

Weil Das der Marcipäus widerstritt, schoß der Felberius alsbald einen Zauberspruch los. Und da zeigte sich die Wahrheit. Denn der Hanswurst fuhr mit einemmal in die Luft und dann immer höher und gerade auf, wie ein Bolz, und je höher es ihn schleuderte, desto heftiger rief er um Hülfe, bis es ihm zuletzt einen noch gewaltigeren Stoß gab, daß er gar in der Luft zwei Schläge um sich selbst that und dann flach, wie ein Brett niederfiel. Da ruckt', zuckt', zittert' und bebte er an allen Vieren, bis er dann nach und nach abstarb. Vorher raffte er sich noch einmal auf und stieß heillos falsch in die Trompete — dann fiel er aufs Antlitz gestreckt hin, und war nun gestorben.

Auf Dieß rieb sich der Doctor Felberius stets die Hände und sagte:

„Hast Du jetzt dein Schicksal, Marcipäus?“

Sagte der Marcipäus: „Ich hab mein Schicksal.“

„Also bist Du todt?“

„Todt bin ich.“

„Weßhalb bist Du todt?“

„Weil Du mein Herr bist.“

„Warum, weil ich Dein Herr bin?“

„Weil Du die Leut' umbringst.“

„Willst Du mir als Todter noch Böses nachsagen? Schweig', sag' ich!“

„Ich schweig'.“

„Weßhalb schweigst Du?“

„Weil 's auf mich nimmer ankommt!“

„Warum kommt's auf Dich nimmer an?“

„Weil Dir die Lebendigen genug nachsagen!“

„Was sagen sie mir nach?“

„Daß Du die Leut' umbringst!“

„Wart, Du fahrst zur Höll'!“

„Du kommst auch in die Höll'!“

„Da irrst Du fast!“

„Ist noch beßer.“

„Weßhalb ist's noch beßer?“

„Weil ich Dich nimmer seh'.“

„Wart Du treuloser Gesell', nun wirst begraben.“

„Also werd' ich begraben.“

„Und bekommst in alle Ewigkeit nichts mehr.“

„Hast mir zuerst nichts 'geben.“

„Was hab' ich Dir nicht 'geben?“

„Kein Geld hast mir 'geben.“

„Du brauchst fürder kein Geld! Aber auch kein Speiß und Trank!“

„Dann werd' ich todtkrank!“ rief der Hanswurst Marcipäus. Dabei warf es ihn einmal in der Luft herum, daß er auf dem Rücken lag.

„Also bist noch nicht ganz todt?!“ rief der Doctor Felberius. „Da wollen wir helfen.“ Zog auch sogleich ein langes Meßer heraus, das hatte einen sicheren Druck. Mit selbigem Meßer durchbohrte er den Marcipäus und schlug mit seinem Stock darauf, daß Jedermann sah, der Hanswurst sei angenagelt. Weil da der Marcipäus gewaltig mit den Beinen zitterte, drüber das Volk in lautes Lachen ausbrach, rief der Doctor Felberius: „Das sind nur die letzten Widerstrebungen vel motus automatici. Es ist schon aus mit ihm, das will ich Euch am Athem beweisen —“ und hielt dem Marcipäus seine Trompete an den Mund — „blas Marcipäus!“ Der Hanswurst blies aber nicht, weil er todt war. Sagte der Felberius: „Wer todt ist, hört auch nichts —“ dabei schmetterte er dem Marcipäus in's Ohr — „und nun hab' ich's bewiesen. Wer will helfen, den Gesellen einzugraben?!“

Dabei schaute sich der Felberius um und that etliche Schritte.

Mittlerweil that der Hanswurst Marcipäus einen Stoß in die Trompete, der war gräulich.

„Ist er noch nicht todt?“ donnerte der Felberius, griff in die Tasche, holte eine Phiole heraus und goß dem Marcipäus eine goldgelbe Flüßigkeit ein. Die würgte Den

nicht wenig und erregte ihm viel Zittern, bis er zuletzt ganz verzittert und starr war.

„Ex est gloria!" rief der Doctor Felberius, das Meßer sichtlich mühsam aus dem Marcipäus ziehend. Dabei gab er ihm einen leichten Ruck mit der Fußspitze, als wolle er ihn ein Weniges bei Seite schieben. Der Marcipäus aber rollte weiter und weiter und immer schneller auf dem Gerüst umher, bis ihn sein Herr und Meister aufhielt und noch ein Quantum aus der Phiole angedeihen ließ.

Dann setzte er den Fuß auf ihn und ließ sich gegen das Volk vernehmen:

„Wißt Ihr, was tinctura das ist, so nun den Hanswurst gänzlich vom Leben zum Tod gebracht? Das ist die tinctura mortifera diabolica neapolitanica. Die verkauf' ich aber um kein Geld der Welt. Nun ist der Hanswurst todt. Ich aber bin ein großmüthiger Mann, weil er ein guter Gesell war, nur daß er böses Maul hatte. Also will ich ihn wieder erwecken. Das ist aber kein Kleines und kann's Keiner denn ich! Item da reib' ich den Marcipäus mit mehrlei tincturis ein. Als da ist: Die Stirn mit Zingiber in India condito! Ist sonst ein Kraut, so drei Spann'lang ist, selb' hätt einen starken Schmack und Geruch, wärmt, hitzt und nimmt hinweg alle böse Influenz und richtet auf den Magen und giebt guten Reiz denen nervis — und reib' ich den Marcipäus sein Gesicht ein mit einem Geist, ist genannt unicornu vero verum. Ist um die Erst ganz steinig und wird weiters in's Flüßige

gebracht und find't sich Das wunderwürdig zu Elbingerode, und wer da nicht hinkommt, kann's finden zu Heidelberg, und wer da nicht hinkommt, findet's in Sachsen, und wer da nit hinkommt, der findet's im Hessen — und hat das unicornu vero verum all seine Kraft, und hat das all' seine Stärke und hat das all seine Macht und Gewalt und ist eine ruhmreiche Materia und ist das ein tapferes Antidotum, und heißt Antidotum Gegengift, und ist das ein Gift gegen das stärkiste Gift! Item und ich reib' den Marcipäus wieder ein! Und da ruck' ich an mit dem Moschus und streich' ich über den Moschus mit Myrrha und halt' ihm an die Nase ein' Gallapfel und halt dem Marcipäus hin ein' Aaronwurzel, item und ich halt ihm hin ein Osterluci, alsdann streich ich ihm auf den Hals mit Alaun und mit ein' wundersamen Rosenwaßer und über seine Schläf' mit Olivenöhl und auf sein Herz deßgleichen Und es ist in dem Oehl gestoßen und gerieben ein balsamus vulnerarius hyperici magistralis respective mirabilis, da wird der Marcipäus bald wieder warm werden, und regt und rührt er sich schon — item und da laß ich nit ab, bis er wieder athmet, und bis ihm der Puls wieder geht und bis er wieder ganz zu sich kommt und bis er wieder ganz am Leben ist! Also reib' ihn da stets mehr ein — seht Ihr, wie er ruckt und wie er zuckt und wie er sich stets weniger todt erzeigt — da soll ihm noch baß geholfen sein! Also ruck' ich an mit einer tinctura und mit eim' Streichöhl und streich ich's dem Marcipäus um sein Mund, das ist ihm gesund, wann er's vermerkt, was

ihn stärkt und was zu der Frist in der tinctura und im Streichöhl ist. Da ist aber drin Camomill und Tausendguldenkraut, dem wird mit Recht vertraut; und ist darin Therebinthia und Waldwurz, die helfen auch über kurz, und sind dabei Blauveigelein und Osterluz, sind auch viel nutz, und ist dabei Mastix und Grünspan, ist auch wohlgethan — halt ein Hanswurst —!"

Wer aber beim Wort Grünspan nie mehr hielt, war der Hanswurst Marcipäus. Vielmehr sprang der da jedesmal auf, rannte ganz unsinnig um das Gerüst herum, dabei schlug er eine Menge Räder und gab vor und rückwärts die gewagtesten Purzelbäume zum Besten. Nächst fuhr er auf seine Trompete zu, die hielt er mit beiden Händen, blies aus allen Leibeskräften hinein und rief dann: „Ich bin nimmer todt und all' Kummer und Noth! Hoch leb' der aller Welt beruhmst Doctor Felberius —"

„aller kunst meister
das kann vnd beweist er
macht di weisen dumm
vnd di sprechende stumm
vnd di gerade krum —
will sagen, di narreten klug,
di stummen sprechen sich gnug
di krumen werden grad,
da findt yeder rat —"

und dazwischen in die Trompete gestoßen, einmal falscher, als das andere — da gab's einen Heidenlärmen und erscholl ein Lachen, und drängte sich's mit einemmal herzu,

daß der Doctor und der Hanswurst wieder nicht Hände genug hatten, Remedia zu spenden — — —

So war's dazumal mit dem Doctor Felberius und all seiner Narrethei beschaffen, und auf dem Marktplatz zu München nahm er das wenigste Geld eben nicht ein.

Was aber sein theuerstes Geheimniß betrifft, als — sich zu verjüngen und schön zu werden — ist nicht bekannt, ob es ihm viel eingetragen hab'.

Kann etwa sein, dort und da in anderen Städten.

Aber zu München wohl nicht. Denn da ließ es von ältester Zeit her Jeder gelten, wie ihn eben der Himmel geschaffen hatte. Es ist auch nicht kundig geworden, ob das Mittel gefruchtet hab', oder nicht. Wie immer, wenn's fehl schlug, hatte der Felberius sein Geld, das war ihm etwan auch die Hauptsache — die Anderen aber, welche es ihm für sein Mittel gegeben und welchen er das Versprechen, zu schweigen, abnahm, damit er nicht um seine Einnahme komme, die sagten ohnedieß nichts.

Wie geheim demnach das Mittel des Felberius Zeit seines Lebens blieb, so hat sich dasselbe doch in einem uralten Hausbüchlein erhalten, drin eine Menge Recepte vorfindlich sind. Selbiges Recept lautet aber wörtlich so:

„Willt werden kräftig vnd schön, magst glauben,
So nimm aine jungk schneeweiße tauben,
selb muß han ain schwarzen kopf,
Auf den Du mitternacht dreimal klopf!!
Alsdan drehst vmb der taubn irn hals,
verbrinnst di ganz taubn nachmals,

nächst iß di aschen — vnd dazu sprich:
„Kala mirsoa panton — wandle mich!“
mußt aber han ain fest vertrau'n,
sunst kanst auf gute hilf nit bau'n.
hast's aber vnd ain mond lang 'tan,
alsdan hebt di juggend vnd schönheit an.
Probatum est modo naturali et sympathetico
A Doctore perdoctissimo et perillustrissimo
Pangratio Leontino Felberio. Ao. D. 1394.
Also ist das Recept gerettet.

Wie gesagt, ich geb' nichts darauf, und wer immer sonst zu München, hoffentlich auch nicht.

Es ist all Das nur zu Bericht gekommen, daß Jedweder erkenne, wie es beim Felberius, und etwan in ähnlicher Weise auch anderen fahrenden Wunderleuten gehalten ward.

Nun möcht' ich Euch nur noch Eines erzählen.

Wißt Ihr was? Ich erzähl' Euch von der schönen Else. Die lebte zu Zeiten der Herzoge Ernst und Wilhelm, so zu München regierten — und wißt Ihr, was es mit der Else war, daß ich auf sie zu sprechen komme?

Die hat auf dem Marktplatz zu München um's Johannisfeuer getanzt.

Selbige uralte Sitte ward in früheren Zeiten nicht wie heut' zu Tag' nur auf dem Lande geübt, sondern in den Städten deßgleichen.

Da fanden sich dann wohl die Herzoge und ihre

Frauen ein und sahen zu, wie Jung und Alt über 's Feuer sprang — mögen etwan auch um dasselbe geschritten sein — aber weil die Else eben so überaus schön war, da ganz allein zierlich herumtanzte und dann später eine so merkenswerthe, hochfürstliche Person, und die Sache ganz besonders aufgeschrieben ward, ist's Euch vielleicht genehm, daß ich von ihrem Leben Etliches berichte.

Mit der Else war's aber so.

Sie war die Tochter Herzogs Friedrich von Landshut, wie gesagt, überaus anmuthig, und mit den trefflichsten Eigenschaften war ihre Seele geziert.

Nun hätte sie wohl keine trüben Stunden verdient.

Aber solche trafen in ihrer früheren Jugend dennoch mehrmals ein, und ob's ihr nun sicher auch nicht übel erging, ihre Freuden kann man eben auch nicht zu groß an Zahl nennen. Denn nach ihres Vaters Tod erwiesen sich die Zeiten dem Bruder Heinrich, welcher dem Vater im Regiment folgte, mehrfach unfreundlich und bewegt, daß also der Else auch nicht zu wohl um's Herz werden konnte, und Dieß und Das stand noch in Aussicht.

Wann immer sie also Gelegenheit fand, auf kurze Zeit von Landshut wegzukommen, war sie dazu gerne bereit.

Als aber eines Tages gar der Graf von Zollern und Burggraf von Nürnberg, der Friedrich, seines Namens der sechste, daherkam und sich um ihre Hand bewarb, war sie ganz glücklich, sagte zu, und über Ein und das Andere, was zu bereinigen war, fand die Hochzeit statt. Das war

zu Schongau — und dazumal schrieb man das Jahr 1402 nach Christi Geburt.

Ein Jahr früher aber, als die Else noch nicht Burggräfin war und sich etliche Zeit zu München aufhielt, ward ihr und ihrem Bruder zu Ehren ein Bankett auf dem Rathhaus gegeben.

Nächst rückte Tag Johannis herbei, und, wie aller Orte, loderte Abends auch zu München auf dem Marktplatz ein Feuer angerichtet.

Um selbes tanzte dann Männiglich, und sprang darüber, wer Lust hatte — auch wohl lustigen Muth. Denn das Feuer war groß.

Weil nun die Else von Landshut ganz froh war, sich in München zu befinden, und sonst auch der Stadt zu Ehren — hob sie zuerst an, tanzte in wundersamer Anmuth dreimal ganz allein um besagtes Feuer — dann erst einmal mit ihrem Bruder. Nach den Beiden tanzten die anderen, fürstlichen Personen, auch der Herzog Stephan mit seiner neuen Gemahlin. Die war von Cleve.

Da kann sich Jeder denken, welch' freudiges Gewühl da auf dem Marktplatz zu München war, all' die Fürsten zu sehen, wie sie sich so froh und traulich an alter Sitte betheiligten — vor Allen aber die engelschöne Else von Landshut — — —

Dazumal ahnte noch Niemand, was aus Der noch werde — nehmlich eine Churfürstin und die Stammutter des ganzen, brandenburgischen Hauses.

Das traf aber in dieser Weise ein.

An Allem war nichts Ursache, als das große Verdienst des Burggrafen Fridricus, des Gemahls der „schönen Else“, denn sie wird einmal nicht anders genannt — es ist aber auch nicht in Abrede, daß die Zeiten günstig waren. Das hat aber nichts zu sagen. Es mag Einer noch so tapfer ausharren, wenn sich ihm das Glück widerspenstig erzeigt, hilft ihm doch all' sein Ringen nichts. Das ist einmal so in der Welt.

Item. Der Burggraf von Nürnberg setzte sich zuerst beim Kaiser Rupprecht und dann beim Kaiser Sigmund durch kräftige Thaten und Anderes noch mehr in Gunst. Der Letztere hatte ihm seine Wahl schier ganz allein zu danken, so warm hatte sich der Fridricus, welcher auch eine ausgezeichnete Rednergabe besaß, der Sache angenommen. Nebenbei hatte er ihm auch große Summen Goldes zukommen lassen.

Ueber etliche Zeit wurde dem Burggrafen auch des Kaisers Gemahlin, die Barbara gewogen, und als eines Tages die Churmark Brandenburg, welche bis da verpfändet war, frei wurde, bekam der Burggraf Fridricus von Zollern die oberste Statthalterschaft im Brandenburgischen. Das war Ao. Dom. 1411.

Weil er aber stets beßere Dienste erwies und überdieß dem Kaiser Sigmund in Zeit von vier Jahren an die 400,000 Goldgulden vorgestreckt hatte, nächst weil des Kaisers Bruder, der Wenzel von Böhmen, keine männlichen Erben und nichts gegen den Burggrafen einzuwenden hatte — allerletzt, weil des Burggrafen Bruder, der

Johannes, Gemahl einer Schwester des Kaisers war — aus all' diesen Gründen ward dem Friedrich die ganze Mark Brandenburg sammt der Churfürstenwürde gänzlich übergeben, und damit auch das Erzkämmerer-Amt des heilig römischen Reiches.

Das geschah zu Costniz am 30. April Ao. 1415.

Also war die Else von Landshut Churfürstin geworden — und hat sich jeder Zeit trefflich erwiesen, sonderlich auch sehr muthig. Nur Eins zu nennen.

Der bayrische Herzog Ludovicus der Gebartete sah es einmal auf den fränkischen Besitz des Churfürsten Fridricus ab.

Der Letztere war um diese Zeit weitab in Pommern und führte Krieg — also war die Lage des Churfürsten nicht die beste, und zudem war auch sein Bruder Johannes, welcher auf der Plassenburg gelebt und da regiert hatte, verstorben.

Wie sich Das so verhielt und Etwas geschehen mußte, entschloß sich der Churfürst Friedrich rasch, entsandte die schöne Else von weit her und bis auf die Plassenburg, daß Sie die Erbschaft statt Seiner antrete, Lehen ertheile und Alles Uebrige, was nöthig, in's Werk setze.

Diesem Vertrauen entsprach die schöne Else in jeder Art, und als der gebartete Ludovicus ein stolzes und unartiges Manifestum ergehen ließ, ward sie keineswegs eingeschüchtert, vielmehr erließ sie ohne Weiteres eine Kriegserklärung, wie sie der unruhige Herzog wohl nicht erwartete. Nun hob der rechte Streit bald an, die Else unter-

lag aber nicht, und als es sich seiner Zeit um die Plassenburg handelte, konnte sie der Feind trotz aller Mühe nicht erobern, denn der Else Heldenmuth war nicht zu beugen.

Etwas Anderes konnte sie freilich nicht hindern.

Das war so.

Es ist eine weltkundige Sache, daß die Grafen von Zollern zu Nürnberg auf dem Vestenberg neben der Kaiserburg ihr Schloß hatten.

Zur Zeit nun der gebartete Ludwig des Friedrichs erbitterter Gegner war, schickte er einen seiner Pfleger und Hauptleute, den Leimingen aus — Der zündete Nachts an St. Simeon Ao. 1420 das burggräfliche Schloß zu Nürnberg an — den Nürnbergern aber hatte er vorerst entbieten lassen: So sie etwan Feuer im Schloß sähen, möchten sie sich dran nit kehren und für sich außer Sorgen sein — er hab's nicht mit ihnen, sondern mit dem Friedrich von Zollern.

Da, heißt es, tanzten die Nürnberger Nacht-über im Rathhaus — mittlerweil aber brannte das ganze, burggräfliche Schloß darnieder. Das war Jenen nicht gar unlieb.

Also war der Gewaltstreich geschehen.

Der Churfürst Friedrich kam später selbst gen Land Franken und gab dem Ludovicus seinen Groll zu kosten. Aber der Burgbrand einerseits, der Nürnberger Kälte und offenbare Ungeneigtheit andrerseits und noch viel Anderes verleideten ihm den Vestnerberg der Art, daß er keine Lust hatte, das Schloß wieder aufzubauen, sondern er verkaufte seinen Antheil am Vestnerberg an die Nürnberger.

Das geschah Ao. Dom. 1427 am Tag St. Johann des Täufers.

Ihr möchtet wohl wißen, ob sich der Churfürst Friedrich mit der schönen Else auch dann und wann zu München eingefunden habe. Das traf aber ein paarmal zu, und da weiß man sogar, wer in des Friedrichs Begleit war, als er über den Marktplatz ritt und in die Ludwigsburg. Da war der Graf Wilhelm von Castell dabei, der Arnold von Seckendorff, nächst der Conrad Truchseß, der Wilhelm von Hohenrechberg, der Hartwig von Egloffstein und so noch Mehre. Die ritten sämmtlich hinter dem Friedrich und der schönen Else einher — —

Nun ist da nur noch Eins. Wann nehmlich die schöne Else und ihr Gemahl von Erden schieden, und wo sie begraben sind.

Sie ruhen aber zu Hailsbronn. Da ward der Fridricus zuerst bestattet. Auf der Cadolzburg im Fränkischen, als man Ao. 1440 schrieb, war er verstorben.

Drei Jahre drauf, am 13. Tag Novembris, als es den ersten Schnee über die Stoppelfelder wehte, schied die Else von Landshut aus dem Leben — an des Fridricus Seite ruht sie — — — — —

Von mehr' Kapellen,

so vor Zeiten zu München befindlich waren — auch von der Kirche zu Ramersdorf.

Schöner, als eine Kapelle, die so auf grünen Wiesen oder Hügeln, oder gar irgendwo im Walde steht, giebt's schier nichts. Da wird Einem ganz froh fromm zu Muth.

Was nun solche Kapellen betrifft, gab es in grauen Zeiten hie zu München verschiedene, und ob sie etwan auch nit im Waldesgrün aufragten, waren doch etliche Bäume umher und saftiger Graswuchs mit schlichtholden Wiesblumen, oder die Gotteshäuslein standen in Mitte eines Korn- oder Haberfeldes.

Von diesen Gotteshäuslein zu sprechen. Also die Wieskapelle vom Rathhaus gerad über, hinter St. Peter — selbige kennt Jeder und weiß, daß sie uralt und das erste Pfarrkirchlein war. Ao. Dom. 1181 ward vom Herzog Otto dem ersten der Grundstein gelegt, und 9 Jahr später im Beisein Ludwigs des Kelheimers, des Sohnes besagten Herzogs, vom Bischof Otto von Freising die Einweihung zu Ehren Gottes und des hl. Petrus vorgenommen. Später ward dann die andere St. Peterskirche erbaut. Und da ward dann diese die Pfarrkirche. Mehr sag' ich nicht von der Wieskapelle. Sie ist aber

recht ehrwürdig — und wenn eines Tags in ihr wieder Messe gelesen würde, nun Das wär' weiters eine Freude für die Münchner.

Eine andere war die Marienkapelle, welche auch uralt ist, dann in's Größere erbaut und Ao. Dom. 1271 zur Pfarrkirche erhoben wurde. Dieses Marienkirchlein hat dann, wie Jeder weiß, Herzog Sigmund von Bayern niederlegen lassen und innerhalb zwanzig Jahren, das heißt, von Ao. 1468 bis 1488 die Liebfrauenkirche errichtet, wie sie noch heut zu Tage vor Augen steht. Der Baumeister ist gar wohl bekannt und sein Grabstein im Glockenhaus zu sehen, drauf zu lesen ist:

Anno Dm. 1488 an Montag nach sāt michelstag starb maister Jörg (Gankoffen) von Halsbach maurer dis Gotzhaus unser frawē der mit der hilf gotz vnd seiner hāt dn̄ erstn̄ dn̄ mittln vnd löstn̄ stain hat volfuert an diesem pau. Der leit hie pegrabn vnd margret sein eliche hausfrau — dē got genadig sei.

Eine dritte Kapelle war die zu St. Jakob auf dem Anger. Selbige stand die längste Zeit recht einsam da, und ein einziges, verlassenes Häuslein befand sich in der Nähe. Drauf kam es so, daß ein sicherer Franziskaner-Bruder, welcher anderswoher geflüchtet war, weil ihn Kriegsnoth vertrieben hatte, von dem Häuslein Besitz nahm. Er hieß aber Castinus.

Diesem Franziskaner-Bruder hatte Herzog Otto der Erlauchte die Erlaubniß gegeben. Nun sammelten sich allgemach mehre Barfüßer Franziskaner, hatten da ihr Klö-

sterlein und blieben nach des Castinus Scheiden Ao. 1272 noch zehn Jahre. Um diese Zeit kamen aber statt Ihrer Klosterfrauen, Clarissinen, auf den Anger, und Jene wurden in ein eigens für sie gebautes Kloster unweit der Ludwigsburg oder des alten Hofes versetzt.

Wieder eine andere Kapelle war da, wo unserer Zeit die Salvatorkirche steht.

Muß doch anzeigen, wie's mit derselben seinen Hergang hatte. Es kommt auch dabei zu Tag, weßhalb das Schwabingerthor noch einen Namen hatte, nehmlich unseres Herren Thor.

Die Angelegenheit ist aber so.

Als man nach Christi Geburt 1413 zählte, war eine Frau so maslos kühn, daß sie eine konsekrirte Hostie raubte, um sie, wie die Kunde geht, den Juden auszuantworten. Wie Dem nun sei, sie verlor ihren Raub außerhalb des Schwabingerthors und konnte die Hostie nicht mehr finden. Von Anderen aber ward sie gefunden.

Drauf ward an der Stelle ein Kirchlein gebaut, das man zu Ehren unseres Herren und Erlösers zu St. Salvator nannte, vor dem Kirchlein wurden drei Kreuze aufgerichtet — und von allem Dem gewann das besagte Thor noch einen Namen — unseres Herren Thor.

Später, um das Jahr 1493 wurden allerlei Gebäude abgetragen, welche vor dem Thor lagen, weil es sich um Befestigung und Derlei handelte. Da mußte dann das Kirchlein weichen. Auf dessen Stelle wurde vom Herzog Albertus dem Weisen eine steinerne Säule mit einem

Thürmlein gesetzt, auf den vier Seiten des letzteren aber eine vierfache Vorstellung angebracht. Nehmlich die Geschichte von wegen der bewußten Frau, dann Christi Dornkrönung, nächst die Kreuztragung und die vierte Vorstellung war die Kreuzigung. Selbige Säule steht heut' zu Tage auf dem großen Friedhof.

Mit dem Besagten glaubte aber Herzog Albertus nicht genügt zu haben. Vielmehr machte er sich daran, ließ ein gewißes, anderes Kirchlein, welches gleichfalls, wie das innerhalb der Stadt, der Jungfrau Maria geweiht war, abtragen, eine größere Kirche aufbauen und diese Kirche ist eben die nehmliche Salvators- oder unseres Herrn und Heilands-Kirche, welche noch heut' zu Tage vor Augen steht.

Unweit von derselben war aber noch Etwas. Nehmlich die alte Ritterkapelle. Drin wurde früherhin gar Mancher zum St. Georgenritter geschlagen — und nun weiß ich noch ein paar Kapellen oder Kirchlein. Davon hieß die eine die Nicolaikapelle. Die stand im unteren Haberfeld, wo jetzt die St. Michaelskirche befindlich ist. Die andere oder das andere hieß aller Heiligen oder das Kreuzkirchlein, war im oberen Haberfeld gelegen und hatte seinen letzteren Namen von einem großen Kreuz, welches vor ihm errichtet war. In späteren Zeiten wurde das Gotteshäuslein in's Große gebaut, und ist die heutige Kreuzkirche. Wie 's aber vorsonst da stand, war es wohl ganz klein. Von zwei ritterbürtigen Münchnern war's erbaut worden. Davon hieß der Eine Gollier, der Andere hieß Schluder.

So war's mit den Kapellen in München beschaffen. Nun gäb's aber unweit von da auch ein und das andere Gotteshäuslein, davon sich gut berichten ließe, weiß aber nicht, ob 's Euch zur Zeit genehm ist. Etwan von einem mögt Ihr doch Kunde haben, weil Ihr's als gute Münchner sämmtlich wohl kennt.

Selb betrifft die Kirche zu Ramersdorf — und da will ich Euch in Kurzem anzeigen, wie die Sache allerst recht in fromme Aufnahme kam. Seiner Zeit erzähl' ich Euch dann wieder von Anderem.

Mit der Ramersdorferkirche erging's aber so.

Der weltberühmte Kaiser Ludwig der Bayer trug seiner Zeit einen heiligen Kreuzpartikel am Halse. Als er dann Ao. 1347 zu Gott heimging, erbte sein Sohn, der Churfürst Otto von Brandenburg den Kreuzpartikel und trug ihn nun seinerseits am Halse.

Etliche Zeit später unternahm besagter Churfürst Otto mit seinem fürstlichen Bruder Stephan und mehr Anderen eine Pilgerfahrt gen Jerusalem — und in dieser hochheiligen Stadt hielten sie sich ziemliche Frist auf, aber ohne sich zu nennen und weiters kund zu geben. Denn die Umstände waren so beschaffen, daß, unbekannt bleiben, am Besten frommte.

Wie 's aber in der Welt bei aller Vorsicht ergehen kann, der Otto und sein Bruder Stephan wurden dennoch erkannt, und die Türkischen dachten, beide hohe Herren und ihr ganzer Begleit seien ein trefflicher Fang, anders sie ihn nur schon gethan hätten. Die That sollte aber ge-

schehen, wann die Pilger aus Land Bayern alle beisammen wären.

Drüber verflossen ein paar Tage, weil das Letztere nicht zutraf — und über Verfluß dieser Zeit fand Etwas statt, wodurch die Herzoge gerettet wurden.

Es waren nehmlich Zwei zu Jerusalem.

Für's Erste Einer, des Namens Johannes Ligsalz — Der war in des Otto Begleit. Dann ein Anderer — Der war ein Jude, Namens Aaron, hatte früherhin zu München gelebt und kannte von daher den Ligsalz.

Weil nun der Aaron sämmtlich die türkische List in Erfahrung gebracht hatte und dem Ligsalz für manche, genoßene Wohlthat dankbar sein wollte, gab er sich Demselben zu erkennen und entdeckte ihm die Gefahr des Churfürsten und aller Uebrigen, der Ligsalz hinwieder theilte die Sache seinen fürstlichen Herren mit.

Als da der Otto und Stephanus vernahmen, was gegen sie im Werk sei, und wohl wußten, was sie von der Grausamkeit und Habgier der Christenfeinde zu erwarten hätten, machten sie sich einzeln aus der Stadt Jerusalem hinaus, fanden sich mit ihren Mitpilgern vor derselben zusammen und suchten dann das Weite zu gewinnen.

Die Türkischen hingegen, welche gerade an diesem Tag ihren Gewaltstreich vollführen wollten, weil sie vernommen hatten, daß die Wallfahrer alle unter einem Dach' seien — Das war aber nur für kurze Frist gewesen, um sich der Rettung wegen zu besprechen — selbige Türkische rückten mittlerweile an und glaubten, es könne ihnen kein

Mann entrinnen. Da zeigte sich, daß das ganze Gebäu leer sei, und kamen sie sogleich auf den Gedanken, die Bayrischen hätten ihr Vorhaben erfahren und sich in irgend einer Weise zu salviren gesucht.

Inzwischen sie nun hin und her stritten und überlegten, ob sie Jenen außerhalb der Stadt nachsetzen oder vorerst innerhalb derselben suchen sollten — machten sich die Bayrischen stets weiter von Jerusalem weg.

Der Otto aber dachte mit Recht, die Ungläubigen würden bald folgen, und es möchte alsdann keinen kleinen Kampf setzen. Das wär' nun wohl das Geringste gewesen, denn der Otto und sein Bruder waren das Wenige nicht tapfer. Aber bei allem Muth stand dennoch der Untergang vor Augen, weil der Wallfahrer nicht so gar viele waren, hingegen voraussichtlich eine große Schaar Feindlicher anrücken mochte.

Deßhalb that der Churfürst Otto ein Gelübde zur heiligsten Jungfrau Maria, deren schlicht menschlich erfaßtes Bild in der Kapelle zu Ramersdorf befindlich, und versprach: Wenn ihm, seinem fürstlichen Bruder und sämmtlichen Wallfahrern aus der drohenden Gefahr geholfen werde, so wolle er seinen Kreuzpartikel in die Kapelle zu Ramersdorf stiften und ihn vordersamst dem Bildnisse der Jungfrau Maria umhängen.

Was nun der Otto vorausgesehen, traf richtig ein.

Die Türkischen machten sich auf und sprengten mit größter Begier drauf und dran, die Pilger zu erreichen,

auszurauben und ihnen für alle Zeit die Heimkehr zu verleiden, anders sie nicht für viel Gold ausgelöst würden.

Aber ihre Begier half ihnen nichts.

Denn theils war es, als ob sie mit Blindheit geschlagen würden, theils führte sie alles Mögliche irr, also daß der Otto und Stephan zu einem Schiff gelangten, welches nebst mehr anderen am Ufer lag, und auf diesem Schiff fuhren sie Zwei und ihr ganzer Begleit davon. Die Türkischen kamen dann später wohl auch an's Ufer und verfolgten die Bayrischen auf ein paar anderen Schiffen. Es ging aber zu Waßer wie zu Land. Sie holten die Andern nimmer ein — und mußten zuletzt voll Grimm und Groll um- und heimkehren.

Also war die große Gefahr mit Glück überwunden, und Gottes Wink ersichtlich geworden.

Nachdem nun die Wallfahrer wieder in Land Bayern eingetroffen waren, erfüllte der Churfürst Otto unverzüglich sein Wort und Gelübde und opferte seinen heiligen Kreuzpartikel zur Maria gen Ramersdorf. Drüber erging große Andacht und Freude in's Volk, und von Fürsten, Grafen, Rittern und Bürgern bewährte auf's Weitere gar Mancher frommen Sinn und Opferfreudigkeit zur Ehre der Jungfrau, deren irdisches Bildniß mit solcher Kostbarkeit geziert worden war.

Das ist der Hergang der Sache. Die Kapelle blieb dann überbald nicht mehr so klein, als vordem — und in der Weise kam Alles in beste Aufnahme.

Alte Liebe rostet nit.

Dagegen wend't Keiner was ein. Ich auch nicht — und ich kann es aber beweisen, das ist dann noch beßer.

Item.

Als man nach unseres Herrn Geburt 1300 und in den 90ger Jahren zählte, lebte zu München Einer des Namens Johannes Schiltberger.

So nun den Schiltberger in künftiger Zeit viel Unheil traf, hätt' ihn Das alles nicht betroffen, wär' er vorerst mit Etwas zurecht gekommen, was eben schon gar vielen Leuten hart zusetzte und nicht immer ein gutes Ende nimmt.

Das ist aber die Sach' und Angelegenheit der Minne — und hätt' sich der Schiltberger da früher beherrscht, oder wär' er glücklicher gewesen, hätt' er sein Gottliebes Land Bayern nie verlaßen. Damit wär' denn all' weiteres Uebel hinweggeblieben.

Mit demselbigen Glück wollte es aber nie voran. Vielmehr neckt' und plagte ihn die christlich fromme Jungfrau, welche er sich erkoren und einmal in den Sinn gesetzt hatte, so lange Zeit mit ja und dann wieder mit nein, was nehmlich ihre Geneigtheit betraf, ihm zum Altar zu

folgen, daß der Schiltberger sich vor Unsicherheit und Ungeduld oft gar nicht mehr verwußte.

Dieselbige neck' und quälerische Jungfrau hieß aber Febronia.

Nun trug der Schiltberger seinen Jammer schon lange.

Uebereins brach im Ungarischen der Krieg gegen die Türkischen los. Da machten sich aller Orte Ritter und Knappen auf — der Schiltberger Hannes aber dachte sich: Wart, Febronia! Weil's so ist, thu' ich Dir auch einen Trutz an. Nun laß ich Dich eine Zeit lang im Wahn, als könnt' ich auch sonder Dich leben — oder daß ich Dir sonst Sorg, Angst und Groll bereite! Die Türken werden ihre Schläge bald haben — und wann ich dann wieder heimkomm' und als ein erprobter Kriegsmann dasteh', wird sie sicher bald und ein für allemal ja und nimmermehr nein sagen, damit ich auch nimmer in's Feld zieh! Denn todt möcht' sie mich nicht wißen — so viel ist mir ja doch bekannt. Es ist nur, weil die frommsten Weibsen oft so störrisch sind.

Als er sich demnach entschlossen hatte, wählte er sich seinen Herrn und gab der Febronia Nachricht, daß er sie verlaße.

Drüber ward sie ganz bestürzt — anmit der Schiltberger seine letztere Meinung völlig bestättigt sah — und weil er sie nicht so unchristlich quälen wollte, als schier sie es ihm bis da hatte angedeihen lassen, sagte er ihr zum Trost, er wolle ihr sicher treu bleiben — und sie versprach dann gleichfalls Treue.

Drauf nahm er von der Febronia und all' den Ihrigen Abschied, setzte sich am Eckhaus des Radlstegs im Thal, denn da hatte er seine Heimath, wohlgerüstet zu Roß und ritt mit und hinter seinem Ritter, Namens Lienhard von Reichartingen fort durch's Thalbruckerthor, über den Platz, nächst die Weinstraß' hinab, weiters zum Schwabingerthor hinaus und dem Sammelplatz der Kriegsleute zu.

Nun kam aber die Sache ganz anders, als der Schiltberger gedacht hatte. Denn nicht die Türkischen bekamen die Schläge, vielmehr erlitten die Christen eine unerhörte Niederlage. Das war bei Nicopolis, und nach der grauenvollen Schlacht ließ der Sieger Bajazeth auch noch viele Tausende hinschlachten. Herr Lienhart von Reichartingen war in der Schlacht gefallen und entging so einem schmählichen Tod. Der Schiltberger aber, sein Knappe, hätte ihn erleiden müßen, wär' ihm nicht seine Jugend zu Statten gekommen. Also ward er verschont, davon geschleppt und hatte von da an alle mögliche, bittere und wundersame Erlebnisse und Schicksale.

Drüber verfloßen viele Jahre.

Mit einemmal gelang's dem Schiltberger, zu entrinnen, hatte da noch mancherlei Wege und Irrwege zu überwinden, bis er wieder in Sicherheit war, und zuletzt ritt er, nach vollen zwei und dreißig Jahren, in schier ganz morgenländischer Tracht und ganz allein zu München ein, davon weg er dazumal selbzweit hinter dem Reichartinger hinausgeritten war.

Könnt nun leicht ermeßen, was da zu München Män-

niglich staunte, als es hieß, der Schiltberger Johannes, den schier Alle für längst verkommen und todt hielten, sei wieder in seiner Vaterstadt angelangt.

Alsbald ward er vor den Rath der Stadt geführt, daß er von seinen Erlebnissen Bericht gebe. Darin leistete er auch Folge und erzählte so viel, daß den Rathsherrn vor vielen Ungeheuern, Schlachtennoth und sonstigen Gefahren nahezu bang ward und Niemand zu begreifen vermochte, wie er all' Dieß durchmachen, und es ihm zuletzt noch gelingen konnte, sich in's Christliche und Sichere herauszufinden. Drauf ward er zu einem Gastmahl im Ammerthalerhof geladen. Da fanden sich auch viele treffliche Bürger mit ihren Frauen, Töchtern und Basen ein, und wurde dem Schiltberger bis zur Essenszeit so viel Ehre angethan, daß er nicht genug Worte zum Entgegnen fand.

Bei allem Dem kam er selbst nicht zur Frage, was denn aus der Febronia geworden sei.

Weil er nun nicht fragte, sagten die Anderen, welchen die Sache von dazumal etwa bekannt war, auch nichts. Drauf setzten sie sich sämmtlich zu Tisch und als sie eine Weile saßen und aßen, stand Einer von den Rathsherren, der Püttrich, so des Schiltbergers Vetter war, auf, hielt eine Rede zum Nachtheil des grausamen Bajazeth, und als er seine Donnerrede gegen denselben vollführt und hierauf die wunderbaren Abenteuer des Schiltberger angedeutet, auch gesagt hatte, der Schiltberger werde sämmtlich seine Abenteuer niederschreiben, schloß er:

„Also hätten wir alles Böse verdammt, hingegen alle

göttliche Schickung treulich erwogen, Euch den Willkomm in Ehren und Freuden gegeben, und seid Ihr nun überall gut daran. Euer Gut und Habe ist bewahrt und weit über das Zwiefache vermehrt worden — von der Lust zu Krieg und Abenteuern seid Ihr sicher geheilt und befreit — die Welt kennt Ihr nun weidlich und habt sicher erfahren, daß es nirgends so gut ist, denn hie zu Land Bayern und in unserer hoch lob ehr' und preiswürdigen Stadt München. In die durftet Ihr mit Gottes Hülfe wieder einrucken. Item, es ist Alles auf das Beste ergangen, und könnt nun nach viel Müh' und Plag' der Ruhe pflegen. Nun aber sprecht: Seid Ihr auch von derjenigen, Euerer heißen Minne geheilt und befreit. Ihr wißt schon, was ich mein' — ich mein' aber die Febronia — — nun — hat's Euch dazumal nicht dennoch gereut, daß Ihr fortzogt?"

Nachdem der Püttrich Das gesagt hatte, setzte er sich und nahm einen guten Schnitz Rehfleisch, auch einen Löffel voll brauner Brüh' von Honig, Mandeln und Weinbeeren.

Sagte der Schiltberger, der seinerseits auch mit einem Schnitz Rehfleisch beschäftigt war und nur während der Rede mit dem Verspeisen ein wenig Einhalt gethan hatte: „Ja, wohlweiser Herr und Herr Vetter — offen heraus, erst kam's mich wohl hart an, und als ich bei Freising war, wär' ich schier wieder umgekehrt, anders ich gedurft hätt' — denn die fromme, doch scharf schalkhafte Maid hatte eine überaus große Gewalt über mich, daß ich schier jetzt noch erröthen möchte. Später ging's dann wohl beßer, und zuletzt hab' ich mich in mein Schicksal ergeben und gedacht:

kommst nimmer, nun so hat Gott ein End' gemacht, und kommst aber mit Heil zurück, ist sie gebändigt — dann bist im Vortheil. Kämst nun aber über gar zu kurze Frist, wärst Du etwan bald wieder d'ran, wie eh'vor, oder nicht viel minder, denn ganz kann sie das Zerren doch nicht laßen! Aber meiner Seel', ich bin ihr treu geblieben. Denn Das glaubt Ihr einem christlichen Münchner für sicher, daß er sein Herz vor türkisch', persischen und all' anderen Weibsen verwahrt hat. Nun wollt' ich doch schon längst fragen: Ei wie geht's denn der Febronia? Ist sie etwa schon längst todt — oder ist sie noch am Leben? Und wenn sie lebt, weß Hauskreuz ist sie denn geworden?"

„Was ist Das?!" ließ sich plötzlich eine Stimme vom Ende des Tisches herauf vernehmen. „Hauskreuz?! Das sagt Ihr von einer tugendsamen Jungfrau, die Euch zu Lieb zwei und dreißig Jahre und eilf Tage lang ihr Wort gehalten hat?"

Sagte der Schiltberger: „Ja hör' ich recht?" Dabei ließ er die Gabel mit einem Bißen Rehfleisch, welchen er so eben zum Munde führen wollte, nachdem er gesprochen hatte, fallen, stand dann gemach auf, sah zum Ende des Tisches hinab und setzte bei: „Die Stimm' — die kenn' ich, mein' ich —"

„So, die kennt Ihr, und mich etwan nicht—?" Dabei kam die Febronia näher.

„Richtig — meiner Seel', sie ist's, glaub' ich!" rief der Schiltberger. „Ja, 's ist kein Zweifel! Also Ihr seid mir

treu geblieben — so lange Zeit! Und — und bis auf die Tage habt Ihr's ausgerechnet?!"

„Und wär's noch einmal so lang gewesen," erwiederte die Febronia, „hätt' ich Jahr' und Tage gezählt und — und Stunden und Minuten auch dazu!"

„O Ihr kreuzgut' Gott und Menschen getreue Münchnermaid —!" kam's ihr vom Schiltberger entgegen.

„Also wohl," fiel Herr Püttrich ein „da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen, treu sind sie, deß kann sich keine Stadt höher berühmen! Aber wie schaut's denn dann auf unserer Parthei aus, und was gedenkt nun Ihr zu thun?"

„Ich?" rief der Schiltberger: „Wie könnt Ihr fragen? Sicher nichts, als was einem Ehrenmann wohl ansteht? Ich seh' ja wohl auch, wär's — wie nicht — ein Leid, so müßt' ich's demüthig tragen! Gott hat sie gestraft und mich deßgleichen —"

„Was wär' Das — ?!" drohte die Febronia.

„Fürcht' Euch nit," fiel der Schiltberger ein „ich mein' ja nit von jetzt, sondern wegen dazumal! Aber so viel seh' ich auch noch ein, zur Freiheit bin ich einmal nicht geboren! Also ist's auch recht — und damit grüß Gott, Febronia, und nur gleich her zu mir — jetzt kommen wir halt doch noch zusammen. Das ist recht! Geb' Gott nur nochmals zwei und dreißig Jahre — — auf die eilf Tag' — nun auf die kommt's dann auch nimmer an!"

Die Agnes vom Thal.

An's Thalbruckerthor oder den Rathhausthurm trifft etwas recht Trauriges.

Wollte der Himmel, es wär' anders — aber was geschehen ist, läßt sich nicht wegstreiten — —

Als man nach Christi Geburt das 1255te Jahr schrieb, führte Herzog Ludwig das Regiment in Land Bayern. Der erbaute die Ludwigsburg oder den alten Hof und drin lebte er mit seiner Gemahlin, der edlen, schönen Maria von Brabant.

Mittlerweil Das so war, hielt sich zu München im Thal, links unterhalb der Hochbrücke, ein tüchtiger Waffenschmied, Namens Gerold — Dessen Töchterlein hieß Agnes — und ein trefflicher Geselle hätt' sie gerne zum Altar geführt.

Der Geselle hieß Heinrich.

Was nun auch der Heinrich that, der Vater wollte seinem Verlangen nicht nachgeben, denn des Gesellen Sache war auf Nichts gestellt — hingegen er, der Waffenschmied für reich und angesehen galt, weil Herzoge und Ritter seine ständigen Kunden waren.

Aus diesem Weigern des Vaters erwuchs dem Heinrich und der Agnes viel stiller Kummer. So verstrich Lenz

und Sommer, und als der Herbst schier vorüber war, dachte die Agnes in treuester Sorge noch immer hin und her, was zu thun sei, der Heinrich begreiflich nicht minder — aber es fiel Keinem von Beiden etwas Dienliches ein, des Vaters harten Widerspruch zu mildern.

Da ward laut, der Herzog Ludwig ziehe in die Rheinpfalz, weil er ein und das Andere vorhabe.

Ueber Kurz bestellte des Ludovicus Gemahlin, die Maria, etwelche herrliche Waffenstücke — dazu einen schönen Dolch — und weil sie so viel von der Agnes Schönheit vernommen hatte, befahl sie dem Waffenschmied Gerold, er sollte sein Töchterlein mitbringen, sobald er seine bestellte Arbeit übergebe.

Da fügte sich's nun, daß die Herzogin der Agnes Liebeskummer erfuhr, nahm alsbald den Heinrich zu Diensten an und versprach, für weiter zu sorgen, wenn sie vom Schloß Mangoldstein, nächst Donauwörth, zurückkäme. Dahin wollte sie während ihres fürstlichen Eheherrn Abwesenheit ziehen.

Nun kann sich Jeder des Heinrichs und der Agnes Freude denken, denn es lag eine gute Zukunft vor Augen. — Der Waffenschmied ließ sich auch minder hart an — und so schien sich Alles auf's Beste zu gestalten.

Ueber weniger Tage Frist zog der Herzog Ludwig von dannen, hielt sich vorerst einige Zeit zu Heidelberg und hatte dann dort und da zu schaffen. Der Heinrich aber ritt mit der Herzogin gen Donauwörth, hielt sich da auf

dem Schloß Mangoldstein und genoß seiner fürstlichen Herrin ganzes Vertrauen.

Davon gab er der Agnes durch Den und Jenen, welcher gen München kam, Nachricht, und draus erwuchs der Agnes rosenfarbener Lebensmuth.

So entrückte Tag um Tag.

Nun schrieb man nach unseres Heilandes Geburt das Jahr 1256, und im Jänner war's.

Selbiger Zeit empfand die Maria von Brabant stets größere Sehnsucht nach ihrem Gemahl. Sie schrieb demnach zwei Briefe, davon war der eine roth, der andere schwarz gesiegelt, und bat sie im ersten ihren Gemahl, doch bald heimzukehren — im zweiten aber versprach sie dem Raugrafen Conrad von Peilstein ihr bestes Wohlwollen, und daß sie Du zu ihm sagen wolle — wie Das dazumal Sitte war, wenn sich Einer am Hoflager recht verdienstlich erwies — falls er des Ludovicus Rückkehr zu beschleunigen vermöge. Drauf befahl sie dem Heinrich, ein Roß zu satteln, gab ihm beide Briefe und hieß ihn, gen Heidelberg zu reiten, denn sie glaubte, ihr Gemahl befinde sich dort. Der Heinrich machte sich alsbald freudig auf, die Agnes zu München erfuhr, daß die Herzogin wieder einen neuen Beweis ihres Vertrauens gegeben habe, und hinterbrachte dem Vater die Botschaft — die war wieder mündlich. Denn dazumal war nicht Jeder des Schreibens kundig.

So war's. Der Heinrich aber ritt fort und fort, bis er beim Herzog Ludwig anlangte. Den traf er aber nim-

mer zu Heidelberg, sondern mußte wieder umkehren und in's Schwäbische sprengen. Denn dahin war der Ludwig gezogen.

Nun war's mehr' Tage später, am neunzehnten Jänner, Nachmittag um die Vesperzeit.

Da kniete die Agnes eben in der Peterskirche und betete eifrig für den Heinrich.

Mit einemmal hörte sie Geräusch und Gewirr, und als sie zur Kirche hinaus und durch den Bogengang gegen das Rathhaus eilte, sah sie, wie vor demselben viele Menschen standen, dazu noch stets mehre vom Platz her und vom Thal herauf kämen, und vernahm zuerst: Es sei ein berittener Bote in größter Eile zur Stadt herein, allsogleich daher gesprengt, aus dem Sattel gesprungen und nach wenigen Worten unverzüglich zu den Rathsherrn hinaufgeeilt — sein Roß aber stehe, in Schweiß gebadet, an der großen Rathhaustreppe und könne sich vor Ermüdung kaum auf den Beinen halten.

Eh' die Agnes etliche Schritte weiter that, hörte sie von Einem, der Herzog habe einen unrechten Brief geöffnet, sei in unglückseliger Eifersucht von Heidelberg gen Donauwörth gesprengt und habe da den Schloßvogt niedergestoßen — von einem Anderen, er habe die Helica von Bremberg, der Herzogin Kammerfrau getödtet, die Obersthofmeisterin vom Thurm werfen lassen, weil er sie gemäß selbigem Brief für mitschuldig gehalten — von einem Dritten aber, des Herzogs Gemahlin, die Maria von Brabant sei auf des Ludovicus Befehl enthauptet worden.

Das ging von Mund zu Mund, hin und wieder, bis Alle die Kunde wußten, drauf unbeschreiblicher Jammer aufschlug — und als der Bote todtenbleich herabkam, Alles zu bestättigen und näher zu berichten, da fand er sämmtlich die Menge in lauter Verzweiflung und in Thränen.

Nur eine Jungfrau stand lautlos und wie vom Blitz durchzuckt.

Dann plötzlich raffte sie sich auf, drängte sich durch die Menge und rief mit flehender Stimme: „So viel Elend und Unheil hat Gott im Himmel zugelassen — was ist aber Dem widerfahren, der die Briefe übergab?"

Da ließ der Bote die Hände, krampfhaft verschränkt, sinken, starrte zu Boden und sagte: „Dem stieß er den Dolch in die Brust!"

Als er Das sprach, rief die Jungfrau — es war die Agnes — laut auf vor Entsetzen.

„Und ich hab' ihm den Dolch gebracht!" stammelte sie.

Drauf sank sie zu Boden — —

Als man sie erhob, waren all' ihre Sinne verwirrt.

Und nimmer ward sie deren mächtig — — — —

Noch drei Jahre lebte sie, stets in wirrer Erwartung, der Heinrich sollte wiederkehren. Schier jeden Tag schlich sie an's Thor, dahinaus er mit der Maria gen Donauwörth geritten — aber ihr unruhig waltendes Auge entdeckte ihn nie.

Denn die Todten kehren nicht wieder, und kein Schmerz ruft sie zurück. Auch keine Reue.

Das fühlte der Herzog wohl.

In der ersten Nacht hatte er seine That erfaßt, seinen Irrthum erkannt, und Verzweiflung kam über ihn.

Am Morgen war er eisgrau. Heiß flehte und flehte er zu Gott um Vergebung, und zu geringster Sühne stiftete er in kommender Zeit das Kloster Fürstenfeld.

Dort ward er auch, als er in späteren Jahren gestorben — nach vielen schönen Thaten, so der Menschen Herz mit seinem schrecklichen Walten von dazumal um Einiges versöhnten — dort ward er in die Erde gesenkt.

Die Maria von Brabant und ihre zwei Freundinnen schlummern zu Donauwörth in der heil. Kreuz-Frauen-Kapelle.

Die Agnes aber trug man eines schönen Lenztages — da lebte der Ludwig noch — vom Thal herauf gen St. Peters Friedhof zu Grab; wankte der Waffenschmied Gerold hinter dem offenen Sarg einher, und zog viel Volkes mit, Jung und Alt, unter frommem Gebet.

Wie sie da eben heraufschritten und dem Thalbrucker-Thor nahten — soll der Herzog, ganz tief in Gedanken, des Weges gekommen sein, und als Der aufgeschaut und vernommen, wen sie da zur Ruhe trügen, sei er stumm und zerknirscht stehen geblieben — und in seinen Augen sollen Thränen gezittert haben.

Nächsten Morgen, heißt es, lag ein herrlicher, viel duftender Kranz auf der Agnes Grab — und so sei es Jahr für Jahr gewesen an dem gleichen Lenztag. Ueber Nacht lag ein Kranz da — oder hing am Grabkreuz.

Das letzte Mal, als man 1295 schrieb.

In diesem Jahre schied der Herzog von hienieden.

War's wohl etwan er gewesen, der Nachts an der Agnes Grab gekommen war und es geschmückt hatte — — —

Peter Beck's Töchterlein.

I.

Was für ein streng frommer und friedliebender Fürst Herzog Wilhelmus der Fünfte von Bayern war, ist Männiglich bekannt.

Sein Bruder, der Ferdinand, war zwar ein guter Kriegsheld und bewies das mehrmals. Im Ganzen war ihm jedoch auch der Friede willkommener, als der Schlachtenlärm, und was sein sonstiges Wesen betraf, war er ein frommer, biederer, deutscher Fürst.

Sein herzogliches Losament aber hatte er in der Wilhelms=, oder wie sie heut' zu Tage heißt, in der Marburg.

In derselben hielt sein Bruder, der Landesherr Hof.

Als nun der Wilhelmus hie und da mit dem Ferdinand von einer Brautwahl sprach, fand der Letztere stets, daß er zu keiner der Fürstinnen eine rechte Neigung gewinnen könne, so ihm in Vorschlag gebracht wurden, oder auf die er selbst sein Auge gerichtet hatte.

Ueber diese Unentschlossenheit verfloß immer mehr Zeit, bis das Jahr 1588 herankam, und als es in dem Jahre Lenz ward, stand die Sach' und Angelegenheit, wie alle Zeit zuvor, und hatte sich der Ferdinand noch immer für keine Prinzessin oder hohe Gräfin entschieden.

Ja er mag manchmal gedacht haben, es sei gar schon zu spät und es sei das Beste, er bleibe ganz ledig und ehelos.

Es war aber anders bestimmt.

Denn wie der Ferdinand einst beim Wilhelm war, und in den großen Schloßgarten der Wilhelmsburg hinabschaute — erblickte er eine Jungfrau, die sein ganzes Herz mit Liebe erfüllte.

Selbe Jungfrau wandelte langsam an der Seite des Peter Beck oder Pettenbeck, eines sehr angesehenen Mannes und vertrauten Hofbeamteten des Wilhelmus, dahin, pflückte hie und da eine Blume oder trat an einen Springbrunnen, schien ihr Alles, was die Wilhelmsburg betraf, ganz neu zu sein und zeigte sie da über Verschiedenes Vergnügen.

Das that sie aber mit so vieler Anmuth und sittigen Weise, daß sich die holdeste, junge Prinzessin auch nicht anders erzeigt hätte.

Wie's nun geht — beim Schauen dahin oder dorthin sah die Jungfrau einmal zum Schlosse hinauf und sah, wie da ein offenbar fürnehmer Herr auf sie verlangend herabschaue.

Drüber ward sie ganz roth und gerieth in so viel größeren Schrecken, als der Peter Beck alsbald eine Reverenz machte und ihr zuflüsterte: Der Herr sei des Herzog Wilhelmus fürstlicher Bruder Ferdinand.

Denn nun sollte sie doch billig auch ein Zeichen ihrer Ehrerbietung an den Tag legen.

Die hätte sie dem heldenmäßigen Herrn auch ganz

gern erwiesen. Es bedünkte ihr aber nur so sonderlich, weil er gar so wohlgefällig herabschaute. Es blieb ihr jedoch nichts übrig als ihre Ehrfurcht kund zu geben, weßhalb sie sich ganz langsam ein Weniges verbeugte.

Als sie aber dabei, ohne daß es der Ferdinand merken sollte, einen zweiten Blick hinauf sandte, hatte der Ferdinand diesen Blick dennoch bemerkt und sein Haupt zum Danke geneigt. Auch drohte er ihr langsam, aber ganz freundlich, mit dem Finger.

Drüber ward die Jungfrau auf's Neue ungemein verlegen, glaubte, der Dank gelte ihrem Gruß, die Drohung aber ihrer Kühnheit, Blumen gepflückt zu haben, pflückte demnach sicher keine mehr, wagte es auch nicht mehr, hinaufzuschauen — und als sie über eine Weile den Garten verließ, glaubte sie, der Ferdinand sei längst vom Fenster hinweg.

Der Peter Beck aber sagte ihr: Dem sei nicht so, vielmehr sei der Herzog noch da, wie zuvor, habe sich in die Ecke gelehnt, die Arme verschlungen und sie noch nicht außer Augen gelassen!

Das wollte sie nicht glauben.

Als sie's aber noch einmal wagte und hinaufschaute, war's wahrhaftig so. Gar beugte sich der Ferdinand ein Weniges heraus, gerade als ob er sie so lange sehen wolle, als nur immer möglich.

Nun kann sich Jeder die Bestürzung der Jungfrau denken. Der Peter Beck war selbst nicht wenig erstaunt, denn Derlei hatte er noch nie am Herzog Ferdinand wahr-

genommen, und weil er wohl ein Wort reden durfte, nahm er sich vor, den Herzog bei nächster Gelegenheit auf das Gespräch zu bringen.

Da durfte er aber nicht lange suchen und abwarten, denn der Herzog Ferdinand ließ ihn schon nächsten Morgen zu sich kommen und fragte ihn: Wer die Jungfrau gewesen sei, mit der er im Garten gewandelt.

Drauf sagte der Peter Beck: „Hoher Herr, da schlagt Ihr gerad' an die Glock' so ich selber läuten möchte! Was Ihr da gesehen habt, ist meine tugendsame Tochter Maria. Die ist im Kloster erzogen worden, nächst hab' ich sie aber zu mir genommen. Nun ist Der noch Alles neu — und wie ich ihr schon ein und Anderes gezeigt habe, so hab' ich sie auch einmal in den Schloßgarten führen wollen. Nun habt Ihr von Allem Bescheid! Es fragt sich nun wohl nicht mehr, um was sich's zuerst fragte. Das heißt, warum Ihr der Jungfrau gar so fest nachschautet. Denn erst dacht ich, Ihr wüßtet's, wer sie sei, — da Ihr aber Das nicht' wußtet, wie ich seh', begreif' ich wohl, daß Ihr befremdet und schier neugierig wurdet — sint ich bis da nicht viel mit denjenigen schönen Jungfrauen betroffen worden bin."

Sagte der Ferdinand: „Item, das ist Eure Tochter? Nun will ich doch sagen, daß mich Zeit meines Lebens noch kein einziges Frauenbild zu fesseln vermochte. Wie ich aber selbige Maria, Euer Töchterlein, erblickte, war's mir, als hätt' ich mein ganzes Herz an sie verloren, und denk' meiner Seel' nicht anders, als die Jungfrau müßt' ich gewinnen."

Als der Ferdinand so sprach, wechselte der Peter Beck die Farbe, so war ihm zu Muth.

Dann faßte er sich aber sogleich wieder und sagte: „Hoher Herr, ich bin an meiner gnädigen Gebieter Tugend so fest gewöhnt, daß ich nichts, denn das Beste glaub' und annehm'. Demnach war's wohl das erste Mal, daß mir die Ohren klangen, als dächt' oder sagte Einer was Böses von mir und meiner Tochter! Will aber ganz sicher glauben, daß Ihr in Gnaden geruht, einen fürstlichen Scherz zum Besten zu geben und mich zu erschrecken. Denn daß Ihr was Arges im Sinn führen oder mir ein Solches gar zumuthen solltet, halt' ich rein weg für ein Hirngespinnst! Ihr würdet nicht seiner Zeit gegen den Erzbischof Gerhard ausgerückt sein, der unserer Sach' so fast ungetreu geworden ist, und Euren Ruhm nun beflecken wollen, indem Ihr's ihm in sittlichem Unrecht gleich zu thun gedächtet. So denk' ich mir und sag' meine Meinung jeder Zeit gerad heraus!"

Auf diese Worte des Peter Beck ward der Herzog Ferdinand ziemlich verlegen, legte die Arme auf den Rücken, ging ein Weniges im Gemach ab und zu und sagte dann, indem er wieder näher trat: „Ihr habt gesprochen, wie es einem Vater wohl geziemt, und statt, daß ich Euch zürne, dank' ich's Euch. Denn ich hab' sicher kein Verlangen, Eure Tochter zu Fall zu bringen und ihre und meine Seele zu verderben. Ungerechnet, daß mir's nicht wohl anstünde, so ich mein Frevelspiel auch in's Werk bringen könnte! Es bleibt aber dennoch bei Dem, was ich allererst gesagt

habe. Diese Jungfrau, Eure Tochter Maria, will ich gewinnen, und ob ich die größten Opfer bringen müßte! Und so dann die Zeit da ist, werdet Ihr nicht von Nöthen haben, mir einen Sermon zu halten, daß ich mein', ich hörte den strengen Pater Canisius — vielmehr werd' ich die Sach' in allen Ehren und in Christlichkeit so zu gestalten wissen, daß Ihr sicher nichts einzuwenden habt."

Sagte der Peter Beck: „Aber mein allergnädigster Herr und Gebieter, wie soll ich denn Das verstehen?! Ihr werdet Euch kaum herbeilassen, Eures und des hochfürstlichen Bruders, wenn noch so geachteten, Dieners Tochter zum Traualtar zu führen! Macht mir altem Mann doch den grauen Kopf nicht irr! Wär's etwan die wüthende Fastnacht, vermeint' ich, Ihr wolltet Euch einmal auch einen Scherz bereiten, und ich wär's, den Ihr dazu ausersehen. Aber jetzund sind wir weit drüber weg und im Wonnemond. Da hat alle Narrethei ein End'. Und als Ernst kann ich's doch wieder nicht nehmen. Also habt die Gnade und setzt mir den Kopf nit ganz aus dem Geleis!"

„Der soll gar wohl fest im Geleis bleiben" — sagte Herzog Ferdinand, „sowohl als der meine, und wollt' nur, meines fürstlichen Bruders, des Herzogs Wilhelmus Kopf wär' um ein Weniges leichter herum zu bringen. Es wird sich aber wohl auch schlicht' und richten lassen. Damit habt Ihr nun Bescheid. Behaltet das Gesagte für Euch, bis die Zeit da ist, und überlaßt mir All' und Jedes. So ich mir Etwas vorgenommen, hab' ich's von je zu Ende geführt. Nun will ich Eure Tochter zur Gemahlin

haben — und will meine eiserne Stirne drüber nicht zu Schanden werden lassen. So ist's! Von Euch verlang' ich aber, daß Ihr mir nicht all' und jede Gelegenheit raubt, der Jungfrau Wesen und Wandel zu beobachten."

Drauf sprachen sie noch Dieß und Jenes, so daß der Peter Beck nicht mehr zweifeln konnte, des Herzogs Ferdinand Absicht sei die reinste und edelste, und wußte vor Freude schier nicht zur Thür hinaus zu finden.

Er kehrte auch noch einmal um und sagte:

„Allergnädigster Herr, aber — aber was soll ich denn der Maria sagen, so sie mich fragt? Ich hab' ihr Euer Nachschauen verrathen. Nun wird sie etwa wissen wollen, wie Ihr Euch aus der Angelegenheit hinauswinden konntet! Vielleicht fragt sie auch nicht — aber Das soll mich schier wundern. Denn ich sag' Euch, Herr Herzog, es mag eine Jungfrau noch so gut, unbescholten und alles Preises werth, wie aller Tugend voll sein — Eins haben sie doch schier Alle gemein und Das bringt ihnen keine Mahnung und Predigt aus dem Sinn. — Selb' ist aber die Neugierde."

„Ich weiß schon," antwortete Herzog Ferdinand — „davon hab' ich mich Zeitlebens gar oft überzeugt. Mich plagt sie aber auch, und möcht' für mein Leben gern wissen, ob die Maria mir bald und von Herzen geneigt werden könne."

„Glaub's wohl," sagte der Peter Beck, „müßt's aber ganz in Geduld abwarten, hoher Herr! Ist eine schwere Sach' und Angelegenheit das, und werdet sie wohl selber

fragen müssen. Denn ich weiß es nit wohl anzustellen, und — und von selber sagt sie nimmer ein Wörtlein, ob's auch so wär'. Dem mag aber sein so oder so — Das schwör' ich Euch, ich mach' da keine sonderlichen Mittel und Wege — und so ich erkennte, daß sie Euch nicht gewogen sei, und den Geringsten — aber auch einen biedern Mann — vorzög', sagt' ich sie ohne Weiters dem Andern zu, den sie liebte. Euch zu Lieb' thät' ich aber keinen Schritt. Denn mein überaus gutes und tugendreiches Kind ward mir vom Himmel geschenkt, daß ich es glücklich und zufrieden mach' — nicht aber, daß ich es für eines, wenn noch so hohen, Herren Wünsche opfere."

Das waren freilich ziemlich kühne Worte.

Aber so sprach der Peter Beck in allen Dingen.

Der Herzog Ferdinand legte ihm auch die Hand auf die Schulter, klopfte ihn freundlich drauf und sagte:

„Da habt Ihr vollauf recht, lieber Peter. Ihr habt mir von je gefallen, weil Ihr mit der Sprache herausfahrt, wie's Euch im Herzen sitzt. Bleibt allerwegen so! Ich weiß, wie Ihr's meint. Das ist gut, und besser können's ich und Euer rechter Herr, mein Bruder Wilhelmus, nicht verlangen. Ich wollt' nur, es wären alle so gerad und bieder, die wir um uns haben, und daß man uns immer die Wahrheit sagte!"

„Das hängt nur von Euch ab," versetzte der Peter Beck. „Erlaubt's — und Ihr werdet Eueren Wunsch erfüllt sehen."

„Ist nicht so!" antwortete Herzog Ferdinand. „Wohl,

wenn Einer so uneigennützig ist, wie Ihr. Aber solcher Diener und Freunde giebt's nicht gar Viele. Alle wünschen und wollen Etwas — für jetzt oder weiters — und haben Den oder Jenen im Aug', mit dem sie's nicht verderben wollen. Mit uns selbst vermeintlich noch minder. Da steht denn die Thür weit genug offen an unserem fürstlichen Haupt, daß wir gern' Recht und Wahres vernehmen und edelfreien Muth hereinkommen hörten. Es kommt aber schier stets was Anderes. Dürft's glauben! Also wo wir einer Sach' auf den Grund schauen wollen, ist das Beste stets, wir kümmern uns selbst um die Sach' und Angelegenheit. So ist's. Da zeigt sich dann wohl hier und da Einer, der unserem Feind ein Ohr abhaut, nächst aber der Wind geht, verläugnet er uns doch dreimal, bis der Hahn zweimal gekräht hat. Davon mag Euch doch auch manch Exempel bekannt sein."

„Leider," sagte der Peter Beck — „ist auch wieder wahr!"

„Also laßt uns von was Froherem reden'" fuhr der Ferdinand lächelnd fort, „und in der Sache zu Ende kommen. Wo Ihr Eure Tochter findet, entbietet ihr Gnad' und Gunst, und so bald Ihr meint, es sei die Zeit gekommen, ein Mehreres zu sagen, gebt ihr dieß Kettlein mit Rubingestein. Sagt, das dürf' sie nehmen als Zeichen meiner blutigen Reue, daß ich sie mit meines Fingers Drohung erschreckt habe. Sagt ihr auch, ich wollte mit meinem fürstlichen Herrn Bruder sprechen, daß sie auf's Künftige hin Blumen im Schloßgarten pflücken dürfe, als

viel ihr beliebe — und so ihr das Alles wohlgefällig und angenehm sei, hätt' ich meines Herzens Freud daran."

Auf diese Worte wollte der Ferdinand den Peter Beck beabschieden, war auch schon einige Schritte weggetreten, kehrte aber noch einmal zurück und sprach noch Dieß und Jenes, dabei er dem Peter Beck die Hand wieder auf die Schulter legte.

Zuletzt fragte er, ob der Peter Beck das Alles melden wolle, was er ihm aufgetragen hab', wann es an der Zeit sei.

Da vermochte der Peter Beck schier nicht zu sprechen, so gerührt war er.

„Also mit Gott!" sagte der Ferdinand.

Drauf verließ er das Gemach und grüßte den Peter Beck noch einmal ganz huldvoll.

Der aber stand noch eine Weile ganz freudig bestürzt und gerührt.

Darauf verließ er auch das Gemach.

II.

„Sie sagt halt nichts —" raunte der Peter Beck vor sich hin.

Das war aber so.

Als er zu der Maria kam, dachte er, nun werde sie sogleich fragen.

Aber sie fragte nicht und lehnte, sichtlich voll sonder=

lich tiefer Gedanken, am Fenster, so daß sie ihn schier nicht bemerkt hatte, als er eingetreten war.

Weil er nun nicht wohl anzubinden wußte, wollt' er die Angelegenheit nicht vom Zaune brechen. Die Maria kam aber den ganzen Tag nicht zum Fragen; Abends auch nicht; und als es Zeit zum Schlafengehen war, hatte sie noch nicht gefragt.

Dachte sich der Peter Beck, was sie wohl habe, daß sie die Neugier unterdrücken könne, ließ aber dieselbe Nacht noch verstreichen und nahm sich vor, kommenden Morgen doch selbst das Wort zu nehmen, wenn die Maria in gleicher Weise fortzufahren schiene.

Wie 's nun Morgen war, die Maria dem Vater den Frühimbiß aufgesetzt hatte und dann an seiner Seite saß, sagte er:

„Maria. Gestern war ich beim Herzog Ferdinand! Da haben wir von Dir gesprochen. Nun hat mir heut' Nacht etwas Sonderliches geträumt — und wenn Das wahr wäre, möcht's Dich schier Wunder nehmen."

Drauf sagte die Maria:

„Mir hat auch Etwas geträumt, und so Ihr Das wüßtet, Vater, möcht's hinwieder Euch in Verwunderung setzen. Ich halt's aber für einen Frevel, daß mir Das auch nur im Traum vorkommen kann."

Antwortete der Peter Beck:

„Was hat Dir denn geträumt, mein Kind? Sag's. Träume werden dann und wann wahr."

„Der aber wird nicht wahr," entgegnete die Maria.

„So Ihr's verlangt und befehlt, will ich's Euch wohl berichten, was mir vorkam. Ich mein' aber — es sei ein Anderes besser."

„Was denn dann?" fragte der Vater.

Sagte die Maria:

„Mich bedünkt, ich soll zum Pater Hildebrand gehn in die Barfüßerkirche. Dem beichtet Ihr, wie ich weiß, und Dem will ich auch beichten. Da sag' ich ihm dann Alles und will alles Beste versprechen. Bitt' ihn aber, daß er für mich bete, damit mir nichts träumt in der Weis' und ich nicht etwan gar wachend auch noch in Hochmuth verfall'."

„Machst mich aber recht eifrig und begierig," sagte der Peter Beck, „was ist und war's denn! Sprich! Etwa bedarfst Du des Paters Hildebrand doch nit und kann ich Dich selber trösten."

„Wüßt' nicht, wie, Vater!" entgegnete die Maria. „Denn eher Ihr mich ausscheltet! Will's Euch aber gleichwohl gesteh'n."

Nach einer Weile sagte sie:

„Mir träumte, ich ginge im Garten, wo ich und Ihr gingen. Da sah ich hin und her und erblickte eine Blume, schöner als die andern. Davon pflückte ich etliche — dann immer mehr — bis ich zuletzt einen ganzen Busch in der Hand hatte. Da saht Ihr immer zu und fragtet mich zuletzt, was ich mit den Blumen allen vorhätte, weil ich sie ganz sinnig erkoren und zusammen gesetzt hätte. Drauf sagte ich: Die Blumen hab' ich für den Herzog Ferdinand

gepflückt, weil ich weiß, daß er Meiner in Lieb' und Huld gedenkt, und von da geh' ich jetzt weg und geraden Weges zu ihm. Da will ich ihm dann den Strauß überreichen."

„Ei, das ist ein sonderlicher Traum!" sagte der Peter Beck. „Wie ist Dir denn vermeintlich zu Muth gewesen?"

„Mir war im Traum so," entgegnete die Maria zögernd, „als könnte der Herzog meine Gabe nur mit Freuden empfangen — und ich selbst — meinte, von herzlicher Liebe für ihn erfüllt zu sein. — -- — Wie kann's nur sein, daß Ihr noch nicht zürnt, Vater?"

„Erzähl' nur weiter Kind," sagte der Peter Beck, „wie verlief die Sach' und Angelegenheit des Traumes weiter?"

Fuhr die Maria fort:

„Wie ich Das gesagt hatte, vernahm ich Eure Antwort nicht -- sondern mir war, als säh' ich mich dahingehn, den Blick zu demselben Fenster gerichtet, an dem der Herzog wieder stand, es aber mit einem Male verließ. Wie ich nun am Ende des Gartens war und auf die Thür' zukam, so in's Schloß führt, war mir's auf einmal, als hätt' ich den holden Blumenbusch nimmer in Händen, so daß ich ganz verkümmert dastand — und dann umkehrte, das Pflücken von Neuem zu beginnen.

„Da fiel mein Aug' auf eine wunderschöne Rose, so an einer Laube prangte.

„Auf die Rose schritt ich zu, denn die wollte ich zuerst nehmen.

„Wie ich mich aber dazu anschick' und die Rose schon

abgeknickt hatte, nur daß sie noch nicht ganz ledig und frei war, sah ich urplötzlich den Herzog Ferdinand aus derselben Laube treten. Der hielt einen wunderbar schönen und viel schöneren Busch in der Hand, als der war, den ich ihm hatte geben wollen. Und der Herzog sagte:

„Liebe Maria! Ich weiß, daß Du mir einen Strauß bringen wolltest. Der ist Dir aber abhanden gekommen. Dafür dank ich Dir gleichwohl und bring' Dir hinwieder auch einen Busch. Das sind lauter Blumen vom Garten meines Herzens — und alle, die in demselben blühen, gehören Niemand Anderem als Dir. Denn ich liebe Dich von ganzer Seele, und wo ich nur wüßte, daß Du mir auch Dein Herz zu eigen geben wolltest, all in Ehren und wie's Gott gefällig ist, da möcht' ich's auf Erden nicht beßer verlangen. Wenn Dem also ist, nimm da den schönen Blumenstrauß von mir — dann werden wir Beide Zeit Lebens glücklich sein!

„Wie ich da die Worte des Herzogs im Traume vernahm und ihm in's männlich biedere Antlitz sah, war ich von zauberhafter Liebe erfüllt, so daß ich nimmer anders konnte, als vor dem Herzog niederknieen, und sagte:

„Gebt mir den Blumenstrauß immerhin, mein hoher Herr und Gebieter, denn ich nehm' ihn mit tausend Freuden an! Ich lieb' Euch von Grund meiner Seele, als wie Ihr sagt, daß Ihr mich liebt."

„Als ich Das aber gesprochen hatte, sah ich, wie mich der Herzog erhob, mich an seinen Arm fügte, und wie wir den Garten entlang gingen.

„Da kam uns der Herzog Wilhelmus und die Herzogin Renata entgegen, so daß ich ganz erschrack.

„Der Herzog aber sagte, ich sollte mich nicht fürchten, denn der Wilhelm und seine fürstliche Gemahlin seien mit Allem wohl einverstanden. Und Das war auch so. Denn sie grüßten mich huldvoll und sprachen mit mir. Nächst kamt Ihr wieder. Und wie ich Euch in der Seligkeit meines Herzens kommen sah, bedünkte es mich, ich riefe: Vater, da seht, welch' ein Glück mir geworden -- darüber brach der Traum mit einemmal ab — und ich erwachte — —"

Auf Dieß schwieg die Maria einige Zeit.

Der Vater aber sagte auch eine Weile nichts, sondern bewunderte Gottes sonderliche Fügung, daß der reinen Seele im Traume vorgehen durfte, was ihr in Wirklichkeit bevorstand, und ließ es geschehen, daß sich die Maria anschickte, zum Pater Hildebrand zu gehen.

Das hielt sie wohl für das Rechte, denn sie nahm des Vaters Schweigen für stillen Vorwurf.

Als sie aber gar kein Wort hörte und auf den Vater schauend, keine Finsterniß auf seiner Stirn sah, vielmehr in seinem Blicke nichts, denn Liebe und Einverständniß traf, trat sie zu ihm und lispelte:

„Grollt Ihr denn nicht, Vater? — Ihr glaubt etwan, Das sei ein Traum und nichts weiter gewesen? Das glaubte ich auch. Aber mittlerweil ich Euch Das erzählt hab', ist mir geworden — als sei das Eine wohl Wahn und Täuschung — nicht aber das Andere! Daß ich nie des Herzogs werde, seh' ich ja sicher ein. Aber daß ich ihm

nicht im Traum allein gut bin, sondern auch im Wachen, selb glaubt' ich noch vor kürzester Frist nicht — mittlerweil Erzählens ist's mir jedoch klar geworden, daß Dem gleichwohl so werden könne — — wenn's nicht schon so ist! Also laßt mich zum Pater Hildebrand gehen, daß ich mein Herz erleichtere. Wenn ich aber wieder komm', fügt es, daß ich von der Hofburg weg und wieder in mein Kloster gelange. Da will ich mein Leben drin zubringen."

Als die Maria Das gesprochen und der Peter Beck dabei dachte, welche frohe Botschaft er dem Ferdinand bringen könne, und wie da die freie Wahl der Herzen so schön an den Tag gekommen sei, ließ er die Maria bis zur Thüre treten.

Dort nahm sie ruhig den Weihbronn und wollte von hinnen.

Der Peter Beck aber sagte:

„Maria — bleib da!"

Als sich dann die Maria wandte und wehmüthig furchtsam sagte: „Was wollt Ihr, Vater?" erhob sich der Peter Beck, schloß sie in seine Arme und sprach in mildestem Ernst:

„Mein liebes Töchterlein! Gottes Wege sind gar wundersam, und ob da tausend und aber tausend Träume eitel und nichtig sind — in etwan einem trifft's doch zu, daß Gott seinen Willen und seine Absicht verkündet und dem Menschen voraussagt, was ihn Gutes treff' oder Böses! Hab' Muth, mein Kind, und fürchte den Traum nit, den Du gehabt hast, und so Du dem Herzog im Herzen

ergeben bist — so scheue Dich nicht, das Empfinden heilig zu wahren und zu pflegen! Denn mich bedünkt, der hohe Herr sei Dir geneigt und huldreich gesinnt, als daß sich mit der Zeit zur Wahrheit gestalte, was Dir nun jetzt als ein kühner Wahn und Frevel — auch nur bei dem leisesten Gedanken — erscheint."

„Um Himmelswillen —" stammelte die Maria — „schont Meiner, Vater! Ich weiß ja wohl, daß Ihr mich liebt und mir keinen Schmerz bereiten wollt. Aber Ihr seid mehr und oft geneigt, zu scherzen und zu necken. Wie könnte denn Das sein?"

„Es ist aber dennoch so, Maria," versetzte der Peter Beck, ihr die Scheitel langsam streichend.

„Aber es — es kann ja nicht sein," fiel die Maria ein. „Denkt doch — und quält mich nicht! Ihr macht mich ganz verwirrt in meinem Sinn, als hättet Ihr lauteres Schalkwerk vor, ja wohl, so ist's — und als wären wir in der wüthenden Fastnacht —"

„Und sind wir doch weit drüber weg und im Lenzmond!" sagte der Peter Beck. „Siehst Du, Kind, grad' so hab' ich zum Herzog auch gesprochen, als er mir sein Herz und Vorhaben eröffnete! Da sagte ich auch, alle Narrethei hab' ein Ende, und als Ernst könnt' ich's wieder nicht nehmen — ja, Das sagte ich ihm und bat ihn, er mög' mir den Kopf nit ganz aus dem Geleis' bringen —"

„Und Er?" fiel Maria wieder ein, den Vater an beiden Händen fassend und sich anmuthig und freudig zurückbeugend.

„Er?“ sagte der Peter Beck. „Der Herzog versetzte: Mein grauer Kopf sollte wohl im Geleis' bleiben, sowohl als der seine; er wünsche nur, seines fürstlichen Bruders, des Wilhelmus Kopf sei um ein Weniges leichter herumzubringen — aber Das werde sich schlichten und richten lassen.“

„O mein Gott!“ flüsterte die Maria und sank an ihres Vaters Brust. „Es muß — es muß ja doch was Wahres dran sein!“

„Ei sicher ist was Wahres dran,“ entgegnete der Peter Beck. „Wort für Wort ist wahr, und sollst in nichts Zweifel hegen, mein Kind! So der Ferdinand Etwas sagt, macht er's wahr im Anfang bis zuletzt. Dafür ist er mir wohl der rechte Fürst. Also läßt er Dir Gnad' und Gunst entbieten, gab mir ein holdes Geschmeide von Rubingestein für Dich — da ist es, mein Kind — selb sollst Du als ein Zeichen seiner blutigen Reue empfangen, weil er Dich so viel erschreckt hat! Auch läßt er Dir sagen, er wolle mit seinem fürstlichen Herrn Bruder Deinetwegen sprechen, auf daß Du in's Künftige Blumen pflücken dürfest, als viel Dir beliebe — und so Dir all' Das wohlgefällig und angenehm sei, hab' er seine größte Herzensfreude daran — und weißt Du, was er noch gesagt hat? Du sollst nur oft im Schloßgarten sein, da find' er sich etwan auch einmal zu Dir und mir — ja. Und — so Du ihm einen schönen Strauß böteſt und ein holdes Wort auf eine sittige Weise gewährtest, da möcht' er wohl in allen Ehren eine gute Kunde melden — — willst Du Dieß gern vernehmen, Maria?“

Drauf konnte die Maria schier nichts erwiedern, wie der Vater Tags zuvor beim Herzog Ferdinand, und flüsterte, daß es kaum zu vernehmen war:

„Ob ich Das — gern' vernehm' —?! Wohl und gern — wenn mir Gott so viel Glück und Ehren beschieden hat!"

III.

So erging's allererst mit dem Herzog Ferdinand, dem Peter Beck und der schönen Maria.

Der Ferdinand erfuhr gar bald, wie wunderbar es der Maria geträumt habe, und konnt' beßere Botschaft nicht verlangt haben. Denn was im frommen Traum vor Augen tritt und im Wachen nit abläßt, sondern besteht und bekannt wird, Das gibt sich als recht wahrhaftig kund.

Also war der hohe Herr weiters ganz froh in seinem Herzen und trat Tag für Tag an das Fenster, der Meinung — die Maria sollte im Garten erscheinen.

Sie kam aber die längste Zeit nicht. Schier eine Woche.

Fragte der Herzog den Peter Beck:

„Sagt, weßhalb sie säumt? Ich steh' da die längste Zeit, sobald Ihr mir meldet, heut käm' sie. Und wo ich dann hinabschau', seh' ich nichts."

„Ja, hoher Herr," sagte der Peter Beck, „weiß nit, was Das ist. Erst war sie ganz glückselig und meinte nur, gleich Tags nach der Freudenbotschaft sei's doch zu früh —"

„Das geht wohl an und gefällt mir auch sicherlich," fiel der Ferdinand ein, — „aber nun sind's schon an die fünf Tage!"

„Weiß, weiß," sagte der Peter Beck, „selber erste Verzug gefiel mir auch ganz wohl. Gefällt mir aber noch weit beßer, daß es so lange Frist währt."

„Da habt Ihr gut reden," entgegnete der Herzog, „Ihr seht Euer Töchterlein Stund' für Stund', ich aber nicht! Was hat sie denn?"

„Bedünkt mich halt, sie trägt allgemach Scheu und Bedenken," versetzte der Peter Beck. „Wo ich sag': Geh' Maria, der Tag ist hell, sonnig und schön, ich mein', wir gingen in den Schloßgarten, — sagt sie — also meinst, Vater? Dann steht sie wieder eine Weil' sinnend, folgt mir aber gleichwohl. Mein' ich dann, nun sei's gewonnen und komm' an die Gartenthür, bleibt sie allernächst stehen und sagt: Vater! Sag' ich: Was nun wieder? Ich mein', morgen sei's besser! Was will ich nun da thun, hoher Herr? Ich kann sie etwan doch nit mit Gewalt fassen und in's Grüne führen! Wo Ihr dann oben herabsäht, wär's doch, als wie Wunder was!"

„Habt wohl recht!" sprach Herzog Ferdinand. „Selb kann aber noch wie lang so ergehen. Wenn ich sie nur sonst wo träf'. Ihr habt mir doch zugesagt, daß Ihr mir die gelegene Zeit nicht abschneidet."

Sagte der Peter Beck:

„Hoher Herr, selb wohl. Aber daß ich sie herbeiführ', hab' ich Euch auch nit versprochen."

„Selb ist auch wieder wahr," entgegnete der Herzog Ferdinand. „In's Weitere, mit Euch ist ganz sonderlich leicht nicht zu traktiren, und mein', Ihr solltet in Einigem nachgeben, weil Ihr ja meine redliche Absicht kennt."

„Auf die schwör' ich sicher," sagte der Peter Beck, „aber ich hab' eine eiserne Stirn', wie Ihr hoher Herr! Weil's Gott das erstemal gefügt hat, verhoff' ich, er werd' es zum Weitern auch fügen, und nun sag' ich's Euch gerad' heraus. Ich mahn' die Maria keineswegs mehr zum Gartengeh'n. Denn wo's Gott recht ist, wird er's schon von selber zu richten wissen."

Dann sprachen sie noch Dieß und Jenes, und Peter Beck ließ von seinem Entschluß nicht ab — versprach aber, guten Gruß zu entbieten.

Da meinte der Ferdinand, die Maria werde etwan doch im Garten eintreffen.

Als er aber seiner Zeit an's Fenster trat und glaubte, es sei die Maria nicht ferne, weil er den Petrum Beck unten sah, war er doch getäuscht. Denn der Peter Beck sah gelegenheitlich herauf und als er erkannte, daß der Herzog seine Hoffnung nit gar gern wieder unerfüllt sehe, machte er seinerseits ein Zeichen großen Bedauerns und bedeutender Rathlosigkeit, als daß er mit beiden Schultern zuckte.

Wie sich nun die Angelegenheit stets und stets in's Längere verzog, nahm des Herzogs Ungeduld und froher Zorn immer mehr zu. Es half ihm aber nichts, denn je ungeduldiger und zorniger er ward, desto weniger bekam er

die Maria zu Gesicht. Allerletzt wußte er sich kein' Rath und Hülfe mehr und ward schier düster.

Da ging's ihm aber anders nicht, denn's der Maria erging.

Die war auch allgemach düster und immer düsterer geworden. An des Vaters treu edlem Sinne zweifelte sie wohl nicht, aber doch ward ihr in ihrer unsäglichen Unschuld zu Muth, als könn' sich der fromme Vater selbst getäuscht haben und wahrhafter Ehren gewärtig sein, wo der Herzog nur ein herablassend Wort in schalkhafter Laune gesprochen habe.

Weil sie ihn nun nicht kränken wollte, vermeinte sie, erst Rath bei Gott zu erholen, dabei selbst an die Sach' auf eine gewisse, entscheidende Weise zu denken — und zu erwägen, ob sie ihre Bedenken offen aussprechen sollte — und wenn sie dann fände, daß ihr Gott Etwas recht klar und deutsam in's Herz schreibe, so wollte sie fürder nicht säumen und Das in Ausführung bringen.

Was sie aber am Meisten in Zweifel versetzt hatte, war Dieß: Sie benahm wohl dem Herzog alle Gelegenheit, daß es scheinen hätte können, sie wolle gesehen sein — wie's bei ehrsamen Jungfrauen eben ist. Aber sie meinte doch: Läg' ihm so viel an Dir, bedürft' er des Fensters im Schloßgarten nicht und wüßt' es wohl anders und ehrbar zu richten.

Item, wie der Maria so zu Muth war, schritt sie eines Nachmittags zur Schloßkapelle, kniete in wehmüthiger Andacht am linken Fenster darnieder, betete in ganzer

Inbrunst und erwog in gleicher Zeit, was sie sich vorgenommen hatte.

Wie sie nun einmal das Auge emporrichtete, meinte sie, sie säh' Etwas in der Kapell' drin, oben zur Rechten im Betfenster — und als sie ein Weniges fester hinsah, erkannte sie, daß es der Herzog Ferdinand sei.

Der betete auch und war ganz in Andacht versunken.

Drüber fuhr ein frohheiliger Schrecken in der Maria Herz. Denn sie hatte sich kurz vorher zu völligem Entsagen bereit gemacht und Das Gott versprochen, in so fern er nit in Frist von drei Tagen erkennbaren Entscheid gebe. Der sollte aber darin liegen, daß sie den Herzog nicht zu Gesicht bekomme — und sie selbst versprach, ihn gänzlich zu meiden.

Nun hatte sie ihn nicht gesucht und beim ersten Blick zum Himmel dennoch gefunden.

Kann also Jeder denken, wie der guten frommen Jungfrau zu Muth war, als daß ihr schier die Zähren in die mildblauen Augen schossen.

Es fügte sich auch so, daß sie dem Ferdinand lange in's edle, männliche Angesicht schauen konnte, denn er war ganz und gar in sich gekehrt und sah die längste Zeit nicht herab.

Selbe Andacht erfreute die Maria auf's Innerlichste. In stillem, unsäglichen Entzücken setzte sie ihr Gebet fort und lispelte: „O du guter, heiliger Gott, wie kann er anders, denn rein und edel sein, und wie könnt' er Mei-

ner in Unehren verlangen, wo er da so demüthig und andachtsvoll sonder aller Welt Mitwissen betet!“

Drüber verblieb sie noch eine Weile und richtete sich dann langsam auf. Wie sie an Dem war und, eben die Hand aufstützend, noch einen Blick zum Ferdinand richtete, traf sich's, daß er am Gleichen war und unversehens den Blick herabsandte.

Da sah er die Maria, wie sie zu ihm aufsah — und sie sah, wie er auf sie niederschaute — und so mild ernst und aller Huld und innigen Liebe voll sah er darnieder, und so fest, daß sie den Blick nicht von dem seinen trennen konnte.

Also glommen ihre Wangen wohl auf in heilig jungfräulicher Schaam und schlug ihr Herz in lautesten Schlägen — aber ihr war, als könne sie nimmer das Auge wenden, und als sei es Gott recht im Himmel.

Denn im Blick zu Dem hatte sie den Ferdinand gefunden.

Also blieb sie halbknieend, die Hand aufgestützt — und so stand der Herzog auch oben am Betfenster.

Als dann ein mildes Lächeln um seine Lippe zog, und er sein Haupt neigte, als sage er: Sei mir willkommen, Maria — da war sie ihrer nimmer mächtig, sank in stiller Glückseligkeit wieder auf die Knie und lehnte ihr schönes Haupt mit den güldenbraunem Scheiteln auf die verschlungenen Hände.

Als sie wieder aufsah — war der Ferdinand nimmer oben.

Drob war sie schier betroffen, und über nicht lang

schritt sie in tausend Zweifeln den Gang dahin, so zur Kapelle führt.

Da kam sie nah' bis zur Ecke. Die hatte sie aber noch nicht erreicht — als der Herzog Ferdinand langsam um dieselbe lenkte und unweit von der Maria einhielt.

Sie hielt aber gleichfalls ein, und zwar, wie vom Blitze gerührt.

Das sah der Herzog gar wohl. Also schwieg er eine kleine Weile.

Dann sagte er:

„Maria! — Ich hab' viel an Euch gedacht und meinte, Euch etwan im Schloßgarten zu erschauen, mittlerweil ich am selben Fenster stünde. Nun ist aus dem Verlangen nichts geworden. Gott hat's aber dennoch gefügt, daß ich Euch wieder von einem Fenster herab erblickte. Selbes Fenster ist Euch etwan besser genehm."

Als der Herzog Das in froher Innigkeit gesprochen hatte und der Maria dabei in herzlich milder Weise zu Augen sah, sah sie in frommer Scheue auch ihm zu Augen und sagte:

„Also wohl, mein hoher Herr und Gebieter! Das Fenster am Himmel bedünkt mich wohl besser, denn das von hie auf Erden."

Drauf nickte der Herzog überaus huldreich zu und bot der Maria seine Rechte. In die legte die Maria ihre Hand — und sonder daß sie Beide ein Wort sprachen, führte der Ferdinand die Maria zur Kapelle zurück.

Da hielt er ein am selbigen Fenster, dran sie vorerst gekniet, und sagte:

„Maria. — Gott kennt mein Herz und die Redlichkeit meiner Absicht. Ich bin ein frommer Fürst aus Land Bayern und acht' und ehre die Tugend. Das ist unsere Pflicht, auf daß wir im Guten den Weg weisen — und hat's noch Jeder mit Freuden so gehalten. Also habt auch Ihr Vertrauen, daß ich Euch nicht in was Bösem anwill. Denn ich acht' und ehr' Euch, und wär' mir Das nicht in's Herz geschrieben, möcht' ich nimmermehr den Blick zu Euch gewendet haben! Weil's nun Gott so wundersam mit mir und Euch zu fügen scheint, flieht mich auf's Weitere nimmer so fast, als daß ich vielmehr Eures Anblickes froh werden und mit Freuden Eure Geneigtheit wahrnehmen könne! Denn mir ist geraubte Minne nichts und widerstrebt meinem fürstlich reinen Sinn. Und wie ich auch eine eherne Stirne in allen Dingen erwiesen — in der Treue mag ich sie wohl nit minder beweisen, so daß nichts gegen dieselbe aufzukommen im Stande wäre — aber einer meines Herzens Erkorenen im Leisesten Herzenszwang anthun, Das vermöcht' ich nimmer!"

Drauf schwieg er eine kleine Weile.

Dann setzte er bei:

„Was ist nun in Eurem Herzen, Maria?"

Flüsterte die Maria, ihr Haupt hold demüthig senkend:

„O mein hoher Herr, all so viel des süßesten Empfindens, als mir im Traum vorkam — von dem wißt Ihr etwan nichts." —

„Weiß ihn wohl," entgegnete der Herzog — „und er soll wahr werden, bedünkt mich! Habt also Weil' und Geduld, meines fürstlichen Herzens Erkorne. Ich mußte sie auch haben, bis ich nun erfahren hab' und weiß, daß Ihr mein in der Seele seid. Hier aber versprech' ich Euch meine ganze Lieb' und Treue vor Gott, und wie Ihr mir Blumen bringen wolltet vom selben Schloßgarten, also will ich Euch stets andere dafür bieten aus meinem Herzen. Das gehört Euch ganz und gar. Und wann immer Ihr dareinblickt und mein innerst Gemüth schaut, da sollt Ihr ihm gerne Euer Auge zugelenkt lassen und mir nit ernster droh'n, denn ich Euch gedroht habe!"

Drauf grüßte er die Maria herzinnig und huldvoll.

Aber er sagte nichts mehr.

Vielmehr ließ er sie allein an der Kapelle und schritt langsam den Gang zurück.

Eh' er links zur Schloßtreppe lenkte, blieb er noch einmal stehen und schaute zurück.

Da sah er die Maria am Fenster der Kapelle knien, ihr Haupt zu tiefst auf die Hände gelegt.

IV.

Es war am 16. Tag Septembris im Jahre unseres Herrn, als man 1588 zählte.

Da schritt der Herzog Wilhelmus der Fünfte langsam in seinem Gemach entlang und las in einem heiligen, aszetischen Werke. Dabei blieb er hie und da stehen und

sann über eine Stelle nach. So hielt er's längere Frist, nahm auch dann und wann ein zweites großes Buch auf und schien zu vergleichen, was ein anderer, kirchlicher Autor sage.

Ueber eine Weile nickte er vor sich hin, als sage er: „So ist's."

Darauf schritt er noch einmal ab und zu, legte die Bücher auf den Tisch und nahte sich seinem Hausaltar.

In selbem Augenblicke ward ein kaiserlicher Bote gemeldet. Der trat alsbald ein, übergab ein großes Schreiben, mit dem trat der Wilhelmus an den Tisch, öffnete es ruhig und las, was darin stand. Drauf legte er's auf den Tisch, zog an der Glocke, und als der Diener aus dem Vorgemach eintrat, sagte der Wilhelmus wie vor sich hin:

„Gebt dem Boten des Kaisers in Ehren, wessen er bedarf, und laßt es ihm an nichts gebrechen. — Mit Dem verfügt Euch zu unserem Zahlmeister."

Er griff zur Feder, schrieb eine Zeile, drin er befahl, dem Boten fünf Goldgulden auszuantworten, winkte drauf Demselben, gab ihm den Zettel zu Handen, und als sich der Bote zum Dank tief verbeugte, nickte der Herzog mild zu und gab ihm ein Zeichen, daß er in Gnaden entlassen sei.

Als sich der kaiserliche Bote entfernt hatte, schlug der Herzog die Schrift noch einmal auf, that einige Schritte und blieb wieder stehen.

„So viel Müh' und Hin- und Herschreibens einer

absonderlichen Neigung willen," sagte er ernst vor sich hin — „und für kurze Spanne Lebens allem Recht für die Zukunft entsagen. Sein Wille geschehe. Ich habe das Meine gethan und widersprochen, so viel ich konnte. Der Kaiser entscheidet."

Er faltete das Schreiben zusammen, trat an den Hausaltar und beugte das Knie tief und andächtig.

Dann schritt er zur Thüre hinaus.

Als der Trabant die Hellebarde anzog, neigte der Wilhelmus das Haupt tief und schritt seines Pfades fürder den Gemächern des Bruders Ferdinand zu.

Eine Stunde später ward der Peter Beck zum Herzog Ferdinand gerufen. Ueberbald verließ er ihn aber wieder und eilte zur Maria zurück.

Die lehnte sinnend am Fenster.

Es war so lange, lange Zeit verflossen, seitdem der Ferdinand gesagt, sie sollte sich gedulden. Dazumal war's Lenz — und nun war schon der Herbst da. Nun hatte sie gar oft mit dem Herzog gesprochen und seine reine Liebe und Treue vollauf erkannt. Aber es währt' ihr doch schier zu lange, und mehrmals sie den Herzog Wilhelmus und die Herzogin Renata auf dem Weg getroffen und sich ehrfurchtvoll gebeugt hatte, es war ihr wohl etwan ein Blick — aber immer nur ein ernst prüfender, und nie ein Wort zu Theil geworden.

Nun der Vater kam und, seine Freude unterdrückend, sagte:

„Maria komm doch in den Garten, der Herzog Ferdinand ist dort" — erhob sie sich wohl.

Aber nicht zu rasch.

Und sonder daß sie viel sagte, folgte sie dem Vater Peter Beck hinaus und weiters in den Schloßgarten hinab.

Als sie da anlangten, kam ihr der Ferdinand entgegen, grüßte sie froh, liebevoll und ehrerbietig, dann nahm er sie artsam an der Hand und schritt traulich mit ihr bis in die Gegend der bewußten Laube.

Der Peter Beck aber folgte.

An der Laube hielt der Ferdinand ein und sagte:

„Maria, ich hab' eine eherne Stirne, aber der Wilhelmus mein fürstlicher Bruder nicht minder. Ich bot ihm Alles an und war bereit, alles Rechtes auf das Regiment für unsere Nachkommen zu entsagen, also daß Die keine Fürsten von Bayern, sondern nur hohe Grafen von Wartemberg sein sollten. Da hat er dennoch Nein gesagt — und der Kaiser sagt desgleichen."

Ueber diese Worte erschrack die Maria unsäglich, so daß ihre hold rothen Wangen einen Augenblick ganz blühweiß bleich wurden.

„Hab' ich's nicht allererst gesagt?!" flüsterte sie. „Ja, Vater, der Traum —"

„Gräm' Dich nicht, meine traute Maria," fiel ihr der Herzog Ferdinand freudig in's Wort, — „ich hab' nie eine Unwahrheit gesagt, und die erste will ich allsofort bekennen und gut machen. Der Kaiser zu Prag hat Ja gesagt — und der Bruder Wilhelmus sagt desgleichen Ja —

und daß der Traum wahr werde bis auf das Letzte, also biete Du mir dort selb' schöne Rose an der Laub', aus der ich zu Dir trat, wie Dich bedünkte!"

Da eilte die Maria in glückseliger Hast an den Rosenstrauch und pflückte die schöne Rose und die brachte sie dem Ferdinand. Der nahm sie mit freudigem Dank zu sich und sagte:

„Die Rose bist Du und bist nun mein! Ich aber biete Dir mich selbst an und will dein ganzes Leben mit Rosen durchflechten und Dich treu lieben und ehren, weil uns der Himmel so wunderbar zusammengeführt hat. Also sei von der Stund' an meine Braut — und eh' der zehnte Tag verflossen, führ' ich Dich vom heiligen Traualtar als mein herzliebstes, eheliches Gesponse!"

Da mag Jeder ermessen, wie selig bewegt der holden tugendsamen Jungfrau Gemüth war, da der Ferdinand gar ihre Hand erhob und dieselbe küßte, ihr dann seinen Arm bot, sie entlang führte und zum Vater Peter Beck sagte:

„Folgt uns, der Traum ist noch nicht ganz wahr geworden!"

„Noch nicht, hoher Herr?" flüsterte die Maria. „Was soll denn noch kommen? Mein' ich doch, ich sei im Himmel, und könne weiter nichts mehr eintreffen — oder sollte — ach du lieber Gott! da kommt der Herzog Wilhelmus und die Herzogin Renata —"

„Also wohl!" entgegnete der Herzog Ferdinand. „Das hat Dir ja auch geträumt. Und wie ich nun da Deinen

ganzen Traum wahr mache, also gewiß und sicher erfüll' ich, was Du Gutes in weiterer Zukunft von mir erwartest!"

Ueber Das nahte der Herzog Wilhelmus und die Renata.

Da bot die Renata der Maria die Hand zum Kuß und sagte ganz feierlich:

„Ich nehm' Euch zu Lieb' und Gnaden auf, Maria. Weil Ihr aber ein so großes Glück erlebt, erzeigt Euch dessen jeder Zeit vor Gott ganz und gar werth und würdig."

Der Wilhelmus bot der Maria auch die Hand zum Kuß und sagte ganz feierlich, doch ohne Bewegtheit der Stimme:

„Gott erzeigt Euch würdig, eines Fürsten Gemahlin zu werden, — und Ihr seht nun wahr, was Euch in weltlicher Sache geträumt hat. Ich aber mahne Euch zur größten Tugend und Strenge mit Euch und Eurer Seele — damit Ihr dereinst auch Das verwahrheitet finden möget, was uns einzeln kein irdischer Traum entdeckt, sondern was uns Allen von Gott geoffenbaret ist!

„Selbes ist die Vereinigung mit Ihm, dem Allerhöchsten in den Himmeln Seiner, in so fern wir nach seinen Worten in der That gelebt haben.

„Wer aber das nicht thut, Der sinkt in's Verderben.

„Und wer im Geringsten vom Pfad des Guten weichet, Der hat kein wahres Glück hier auf Erden — bis er sein Herz aller Schuld entlastet hat. Und so er Das versäumt, hat er Viel zu ertragen, bis seine Seele ganz rein

ist — daß sie dereinst werth und würdig sei, vor Gottes Antlitz zu weilen.

„Ihm sei Lob und Preis!"

„Von Ewigkeit zu Ewigkeit!" sagten die Maria — die Herzogin Renata — der Ferdinand und der Peter Beck.

„Amen!" sagte der Herzog Wilhelmus.

So war die Sach' und Angelegenheit mit dem Ferdinand und der Maria Pettenbeck beschaffen.

Zehn Tage darauf ward die Maria des Herzogs Ferdinand Gemahlin, und lebte der Herzog mit ihr im glücklichsten Einvernehmen, so daß er seine Wahl nicht eine Stunde lang bereute.

Der Maria Vater aber ward stets angesehener und des Herzogs Wilhelmi Rath, nächst Pfleger über ein ganzes Gericht und kam in der Folge gar oft gen München, sein liebes Töchterlein in ihrer Schloßbehausung heimzusuchen. Die war aber nicht mehr in der „Wilhelms-" oder „Marburg."

Vielmehr hatte der Herzog Ferdinand für sich und die Maria eine ganz andere Hofhaltung errichtet.

So Einer zu München in's Grottenthal geht, find't er, daß selbes Haus noch heut zu Tag steht — —

Das aber hab' ich erzählt zum Gedächtniß einer frommen und ehrbaren Jungfrau aus alten Zeiten — und leg's mit froherrnster Mahnung an reine Herzen.

E n d e.

Nun hab' ich Euch wieder Vieles erzählt von ritterlichen Fürsten und Grafen, Geistlichen und Bürgern in Kriegs- und Friedenszeiten, von edlen Frauen und Jungfrauen, und so mehr, wechselweise froh und düster — auch Etliches von Klöstern und Eines aus dem Einsiedlerleben — von der Edigna.

Nun will ich Euch noch eine solche Kunde geben.

Die ist gar wundersam — und Ihr kennt den Ort wohl, davon sie ausgeht.

Also wann Ihr wieder dahinkommt oder von ferne hinschaut, erinnert Ihr Euch etwan daran, was ich von alten Zeiten berichte — —

Das ist die Sage vom

St. Heinrich.

Wenn Einer von München gen Starnberg wandert, sich dort in einen Kahn setzt und auf den tiefen, klar grünen Waßern des Würmsees fort und fort fährt, kommt er allerletzt auf Seeshaupt zu.

Davon liegt linksab in anmuthiger Landschaft ein freundliches, stilles Dörflein — und weitaus, den Bergen entgegen, ist kein zweites nah'bei zu sehen.

Also ruht es da träumerisch, ganz allein und für sich, und wenn die Sonne drüben sinkt und die kühlen Schatten über die Wälder, Halden und die leise brandenden Waßer darnieder ziehen und sich weiter und weiter dehnen und strecken — so umgiebt Landschaft und Dörflein eine wunderbare Gloria der Abendpracht, und ist's, als ob eine Opferflamme emporlodere.

Das ist die Kirche. Die glimmt, glüht und blinkt im rothen Strahl der scheidenden Tagesleuchte.

Also haftet das Auge gerne auf der Gegend und dem Dörflein — das heißt Sanct Heinrich — und hat seinen Namen von einem Einsiedler, der da lange lebte und da von hinnen schied.

Mit Dem war es so — — —

Vor vielen hundert Jahren lebte eines mächtigen Grafen von Andechs und Wolfrathshausen Bruder, der Heinrich. Der hatte in jüngeren Jahren schon viel gekämpft, erlebt und erlitten, zumal verlor er dann später noch viele der Seinen. Die schieden aus dem Leben auf ihren Burgen, dort oder da, oder im Schlachtgetobe.

Zuletzt blieb ihm nur noch Einer, dem er ganz von Herzen ergeben war.

Der hieß Bruno von Steineck und war ein Ritter aus Schwabenland.

Zu Diesem ritt der Heinrich gar oft, verweilte bei ihm und wenn er dann wieder heimkehrte, nahm er sich stets vor, bald wieder einzusprechen.

Der Bruno ließ sich des Heinrichs Geneigtheit und

Treue wohl gefallen. Als aber die Zeit kam, daß seine eigene Treue geprüft werde, bestand er nicht.

Eines Tages vertraute ihm der Heinrich an, er habe sein Auge auf eines ritterlichen Grafen Tochter, die schöne Irmentraud, gelenkt und wolle um die Jungfrau, die ihm ganz gewogen sei, Werbschaft thun, sobald er aus einem Streit heimkehre, zu dem ihn Lehenspflicht verbinde.

Wie nun einige Zeit verfloß, der Heinrich sich aber schon weitab herumschlug, warf der Bruno sein Auge selbst auf die Irmentraud, ließ Kunde ausgehen, Der von Andechs und Wolfrathshausen sei in einer Schlacht gefallen, drauf warb er bei der Jungfrau Vater — und wiewohl die Irmentraud flehte, sie eh' in ein Kloster gehen zu lassen, als sie zu zwingen, des Heinrichs Andenken zu verletzen und Einem zum Altar zu folgen, den sie nie wahrhaft lieben könne, so half ihre Bitte dennoch nichts. Denn die Zeiten waren rauh und der alte Graf litt keinen Widerspruch.

Als der Heinrich späterhin Alles erfuhr, schwoll ihm die Brust in Verlangen nach Rache. Aber er bändigte seinen Groll dennoch — denn die Irmentraud war ihres Lebens schon unfroh genug. Nun erwog er, wie sie ganz trostlos werden müße, so sie inne würde, er sei nicht todt, und Alles nur eine schnöde Lüge.

Drauf faßte er Entschluß, der Welt Fahrwohl zu sagen — dem Bruno aber ließ er durch einen vertrauten Knecht heimliche Botschaft zukommen.

Die lautete: Er habe ihn für einen treuen Freund

gehalten, und sein Verrath verdiene Strafe. Der Irmentraud wegen sollte aber nichts geschehen, damit sie ihren Herrn und Gebieter nicht haßen müße, den sie zur Zeit nur nicht lieben könne. Also sei nun seine letzte Bitte im Leben zum Bruno diese: Er möge in Treue, Lieb' und Sorgfalt an der schönen und frommen Irmentraud zu vergüten suchen, was er am Freund gefrevelt — und an der Jungfrau nicht minder — deren Glück er zerstört. Damit sage er ihm für hienieden Lebewohl — und die Irmentraud sollte sicher nie ergründen, daß er, der Heinrich, noch lebe.

Als der Bruno Dieß vernahm, ward er über und über roth vor Grimm und Schaam und wußte vorerst kein Wort zu erwiedern. Dann sagte er: „Die Botschaft ist herumgekommen, der Heinrich sei in der Schlacht gefallen. Will er sich nun ruhig verhalten — also wohl — denn ich bin mit Allen getäuscht worden. Wo's ihn aber reut und daß er Fehde will, soll er mich finden. Wie Dem sei, ich bin in gleichem, wo nicht beßerem Recht, denn ich hab' um des Vaters Wort geworben und es in Freuden erhalten — der Heinrich aber hätt' es nimmer gewonnen, trotz aller Geneigtheit der Irmentraud!"

Drauf wollte er dem Knecht reichen Botenlohn geben. Der nahm aber nichts an, machte sich auf, bestieg sein Roß, ritt über die Zugbrücke den Schloßberg darnieder und von Land Schwaben heraus gen Bayern und Wolfrathshausen.

Als er da auf dem Berg und in der Burg eintraf,

fand er den Heinrich nimmer, und Niemand wußte, wohin er gekommen sei.

Der Heinrich aber hatte sich aufgemacht, in stiller Nacht die Burg seiner Väter verlassen, ein rauhes Gewand umgenommen und war seines Pfades weiter gewandert, sich einen Ort zu suchen, an dem er einsam leben und sterben könne. Da kam er dort und dahin, bald näher, bald ferner ab — zuletzt kam er von weiter weg wieder herzu bis an den Würmsee und zu dessen Haupten.

Da sah er zur Linken Dieß und Jenes, was ihn ansprach, als sollte er nimmer weiter ziehen. Der wundersamen Mahnung gab er nach, hielt mit weiterem Pilgern ein, richtete sich ein Schilfdach an einer prächtig frisch grünen Buche auf, die stand an einem sanften Hügel, und da siedelte er sich an — — —

Dazumal war's um den ganzen Würmsee noch gar wild, öd' und einsam. Nichts war rings, als Wald und wieder Wald, etliche Spiegelwiesen und grüne Gänge ausgenommen, die sich zum Wasser niederzogen, und nur hier und dort standen ein paar Hütten, drin Fischer wohnten. Die fuhren dann und wann aus. Dahinauf aber richtete Keiner sein Ziel, und es hätte der Graf Heinrich all sein Dasein verbringen können, ohne daß ein Mensch erfahren, es weile da Einer in der Wildniß.

Aber es war anders bestimmt.

Denn etwan kam doch solch ein Fischer, den Wind und Wetter verschlugen und da hinauftrieben, die Länge des See's her oder schräg herüber, und es fuhr etwan auch

sonst Einer, ein Recke oder Reisiger, über's Wasser, drüben seinen Pfad fortzusetzen. Und wie da solch Einer dahinglitt und einherschwankte über die tiefe Fluth und durch säuselndes, röthliches Schilf und grünes Röhricht, drüber schon die Abendschatten gesunken waren, mittlerweil in der Ferne noch die Stirnen der Berge glühten — sah er links einen hellgrünen Hügel. Drauf stand jene Buche. An der war ein rothes Kreuz — und vor dem kniete Einer in Gebet versunken.

Da hielt der Recke, der Reisige oder Fischer an und sah in der Dämmerung hinüber. Ob er dann auch fürder zog und schier in der Nacht dahin bis an's Ufer fuhr — da, wo die Buche auf dem hellgrünen Hügel stand, wollte es nicht dunkeln und nachten. Vielmehr war's, als ob der Baum von einem himmlischen Licht verklärt sei — und wann dann Jener landete und näher kam, sah er, daß er sich nicht getäuscht habe, und daß der Baum glimm' und leuchte.

Drüber ging die Kunde allgemach da und dorthin, und im Lauf der Zeiten weiterhin und fern ab vom See und allgemach in fremde Gaue. Da kam dann mit der Zeit Mancher, welcher Sorg' und Kümmerniß auf dem Herzen hatte, faßte Muth, sobald er den Baum glimmen sah — denn Das war ihm ein gutes Zeichen und verkündete, daß ihm Erhörung werde — begab sich zum Einsiedler Heinrich und vertraute ihm all' seinen Kummer. Der wußte ihn aber mehrtheils schon, denn es hatte ihn eine wundersame Kraft überkommen, und gar oft betete er schon für Jene,

welche ihm noch nichts mitgetheilt hatten, und die er noch nie gesehen. Stets aber spendete er Rath und Trost.

Doch auch sonst ward des Heinrich's Dasein zum Segen. Denn wenn hie und da Einer jenseits des Wassers etwas Böses im Sinn führte, so daß er etwa schon aus der Hütte trat, sich auf den Weg zu machen und es zu vollführen, schaute aber in der Nacht hinaus und hinüber und sah den wunderbaren Schein am anderen Ufer, wo der Heinrich weilte — da ergriff ihn heilige Scheue vor sich selbst; nicht anders war's, als ob das geheimnißvolle Licht in seine Seele zu tiefst hineinleuchte und ihm das Ungethüm seiner Verbrechenslust zeige. Da hielt dann Derselbige ein, sah stets fester hinüber und faßte allgemach einen anderen Entschluß — also ließ er von seinem bösen Vorhaben ab und kehrte gerettet in seine Hütte zurück.

Und die Zeit rückte fürder, und Jahre um Jahre zogen dahin, schier unbemerkt, wie Wolken der Nacht — gar viele, viele Jahre.

Die Irmentraud war längst nicht mehr — der Kummer hatte ihr das Herz gebrochen.

Der Bruno von Steineck lebte noch. Aber die Ruhe war ihm verloren gegangen, und stets ernst' und tiefsinniger war er geworden. Denn was voreinst den Heinrich betroffen hatte, daß all' die Seinen um ihn hinwegstarben, traf ihn deßgleichen, und was das Geschick sonst noch Herbes bieten konnte, davon ward gar Viel über ihn verhängt. Also stand er da allein, freud' und freundelos, zernagt im innersten Herzen von bittersten Vorwürfen, und was er er-

lebt und was ihn weiters betraf, all Das galt ihm als Strafe für Freundesverrath und daß er einer edlen Jungfrau Glück zerstört hatte.

Nun war er ein Greis, lebensmüd' und lebenssatt. Nur ein Verlangen war noch in seiner Seele wach — den Heinrich aufzufinden, daß er ihm vergebe.

Aber Der war ja verkommen und verschwunden.

So lebte der Bruno von Steineck dahin, gebeugt von der Last der Jahre und von Kümmerniß und Reue.

Das ist das Loos der Bösen. Denn in der Schuld ist kein Glück — und das Kind des Frevels ist die Verzweiflung.

Das Alles sah der Heinrich im Geist gar wohl und betete oft für den Bruno und flehte, daß ihm Vergebung werde. Das sollte ihm ein himmlisches Zeichen verkünden. Aber es kam nie eines und — wann der Baum noch so schön glomm und glänzte, für wen immer der Heinrich flehte — sobald es dem Bruno galt, ward des Baumes Licht bleich und blaßer und verlöschte.

Nun waren wieder etliche Jahre verfloßen.

Vom Heinrich ging die Sage, daß er nimmer lang leben werde, denn er war schon gar alt, und seine Kraft war gebrochen — — —

Eines Abends, auf eine Stunde hin, waren ein halbes Hundert Jahre entschwunden, seitdem sich der Heinrich unter seinem Baum angesiedelt. Es war aber unweit demselben ein Kirchlein erbaut worden, denn es hatten sich etliche Bauersleute und Fischer angeheimst und dem Hein-

rich versprochen, ihn Eingangs des Gotteshauses zu begraben, wann er von hinnen scheide.

Letzt an dem Tag war's recht schwül gewesen.

Am Abend saß der Heinrich auf einem moosigen Felsenblock des Hügels, drauf die Buche emporragte mit dem Schilfdach und einem harten Pfühl darunter. Da saß er, auf seinen schlichten Waldstock gestützt — die Bauern, die Fischer, ihre Weiber und Kinder saßen und standen um ihn herum, und mittlerweil' die Sonne glühpurpurn darnieder sank, hob er an und sagte:

„Mit dem heutigen Abend und zu dieser Stunde bin ich achtzig Jahre alt geworden, und fünfzig davon leb' ich in dieser Wildniß. All' Denen, die zu mir kamen, und Euch, die Ihr da heimisch wurdet, hab' ich gerne christliches Wort und treuen Rath gespendet. Nun sinkt die Sonne — und meines Daseins Sonne deßgleichen. Das weiß und empfinde ich und hab' mich dazu gerüstet. Ihr aber sollt nun Kunde von all' meinem früheren Leben haben!"

Drauf eröffnete er, was bis da Niemand wußte, erzählte, was ihn betroffen, bekannte manche Thorheit und manchen, irdischen Hochmuth, nächst, was er gestritten und gekämpft, wie er durch Gottes Rathschluß alle seine Liebsten verloren und nur noch Eines zu finden geglaubt, was ihn mit seinem Mißgeschick versöhnen könne — die Irmentraud — und wie ihm dann ein treuloser Freund sein gehofftes Glück zerstört habe.

Also ward da Alles kund, von ihm, von der Irmentraud und dem Bruno von Steineck.

Da der Heinrich das Alles gesagt hatte, setzte er bei: Nun liege ihm noch Eines an. Er habe auf Gottes Fügung einen Traum gehabt. Der treffe auf die Stunde seines Todes — und in dem Traum sei ihm Etwas angezeigt worden. Der Bruno hab' sich in seiner Unruhe dort und dahin gewendet und nirgends den rechten Trost gefunden. Nun aber sei ihm Kunde geworden, daß weitab, von wo er zuletzt war, und in Land Bayern Einer des Namens Heinrich sei, der schon Manchem Versöhnung und Herzensruhe gespendet habe. Da habe der Bruno wieder zum Wanderstab gegriffen, sei schon lange auf dem Weg und werde in Kürzestem hier eintreffen, ihm all seine Vergangenheit treu und offen zu bekennen. Wenn aber der Bruno komme, so werde er, der Heinrich, nicht mehr am Leben, sondern todt sein. Also wolle er nun für seinen reuegequälten Freund beten, wie schon oft — vielleicht, daß Gott noch ein Zeichen gewähre — und sämmtlich, wie sie da um ihn seien, möchten sie mit ihm beten.

Drauf erhob er sich mühselig an seinem Waldstock, wandte sich gegen die Buche und kniete vor dem rothen Kreuz nieder. Die Anderen aber, welche in Trauer und Bekümmerniß zugehört hatten, weil sie ihren lieben, gewohnten Vater und Freund verlieren sollten, knieten auch darnieder in's üppige Gras und beteten mit dem Einsiedler Heinrich.

Da war eine heilige Abendstille.

In der zog, erst schier unmerklich, ein Wölklein drüben um das andere herauf und blieb stehen, so daß sich eins

zum anderen sammelte, bis allmählig ein verhängnißvolles Gewölk dastand. Auch erhob sich ein sonderlich geheimnißvoller Luftzug. Der spielt' und neckte rings und flickerte durch das Laub der Gebüsche, daß es dort und da blinkt' und winkte im Wenden der Blätter und glitzerte, wie flüßiges Silber, und über das Gras hauchte es dahin, daß es sich Zeitweise rührt' und regte — und die rothen Blumen darin und die weißen und die gelben, die neigten das Haupt und wiegten es träumerisch hin und wieder. Draußen aber im See kräuselte es sich im Anhauch des Windes, der über die verdüsternden Wasser dahinstrich und über die weiten Flächen des Röhrichts und Schilfes, daß es sich zur dunkelnden Fluth beugte — und immer dunkler und düsterer ward es —

Also zog das Gewitter langsam in einsinkender Dämmerung herauf. Zuletzt ward es nächtig weitaus — und nah. Denn des Heinrichs Buche, die sonst immer glomm und leuchtete, wenn er betete und Erhörung fand — sie glomm und glänzte nicht. Der Heinrich aber lag mählig auf seinem Antlitz, und Jeder glaubte, er sei tief beschämt und wolle Gott Erhörung abringen.

Dem war aber nicht so. Vielmehr erhob er sich langsam ein Weniges und sagte:

„Ich habe dem Bruno verziehen. Der Himmel aber will ihm nicht verzeihen, bedünkt mich. Es kann aber auch anders sein — Das ist, Gott will etwan nicht, daß ich im Schein eines Wunders dahinscheide, sondern in tiefster Demuth. Sein Wille geschehe. Aber mein Gebet wird nicht

enden, und wann ich geschieden, will ich mit der Irmentraud vereint flehen, daß dem Bruno dennoch verziehen werde."

Drauf richtete er sich ganz empor, wandte sich zu Denen rings umher und fügte hinzu: „Das sagt ihm, wann er kommt!" Er breitete seine Arme aus und sprach: „Gott sei mit Euch! Ich segne Euch und Euere Kinder bis in die fernsten Geschlechter. Bleibt im Guten, damit Ihr keine Schuld in Euch tragt und keine Qual, sondern den Frieden, und daß Ihr in der Hoffnung auf den Frieden im Jenseits scheiden könnt — weil Ihr ihn Keinem hienieden geraubt habt. Vergeßt Das nie! Lebt wohl —!"

Als er Das gesprochen hatte, wandte er sich langsam ab, faltete seine Hände, neigte sein ehrwürdiges Haupt zum letzten Gebet, schritt gar schwank und mühselig dem Baume zu und unter das Schilfdach. Da ließ er sich auf seinem harten Pfühl nieder.

Als er Das that, waltete rings tiefes Dunkel — drin grollte hier und da leiser Donner. Und in der Dunkelheit knieten die Bauern, die Fischer und ihre Weiber und Kinder in tiefster Betrübniß, schluchzten in schmerzlichster Wehmuth, daß nun Zeit Scheidens da sein sollte, und schauten in heiliger Scheue empor und zum Baum hin in der Nacht.

Uebereins zuckte es über den Himmel und erhellte den Ort, so daß Jeder sah, des Heinrich Wort sei schon erfüllt.

Denn er lag entseelt und verklärten Antlitzes auf seinem Pfühl, die Hände auf dem rauhen Gewand über die Brust gekreuzt.

Drauf sank die Dunkle wieder ein.

Doch er, der da entseelt ruhte, ward dem Blick nicht mehr ganz entzogen, vielmehr war's, als entkeime ihm ein feines, überirdisches Licht, das mählig heller würde.

Nah um aber und überm See waltete Finsterniß, und wild wiegt' und wogte und dröhnte es da urplötzlich auf. Der Donner rollte gewaltig und die Windsbraut fuhr schnaubend einher, daß sich die Wasser bäumten. Das ward zum tobenden Sturm, wie unfürdenklich keiner gewesen, in Wogengetümmel und unbändigem Windstoß auf die sausenden Wasser und weitaus am Gestade in die Wälder hinein, daß es drin rauscht' und krachte und heulte und aufhallte. Also rang', tobt' und tos'te es ineinander in schwärzester Nacht, hinwieder im blendenden Blitzstrahl auf und ab und die Länge der Fluthen entlang, daß es war, als schlage Wasser, Erd' und Himmel in blutiger Lohe empor, drein es polter' und halle wie wenn Berge zerkrachten und abertausend Felsen im Getümmel darniederstürzten.

Da lagen Die am Rand des Hügels voll Schrecken auf dem Antlitz und gedachten des Bruno's sicheren Unterganges.

Der Bruno war auch drüben eingetroffen, bis zur Hälfte See's gelangt, hatte aus seines Fährmanns Worten entnommen, es sei jener Heinrich etwan sein alter Freund, trug bangste Sorge und hoffte auf ein Zeichen, daß er ihn am Leben fände. Deßen sollte ihn das Licht aus der Ferne versichern. Aber er sah keines. Denn der Baum leuchtete nicht.

Drüber toste urplötzlich der Sturm herein, der schleuderte den Kahn her und hin, daß der Bruno wähnte, seines Lebens Ende sei da. Nun riß er sein innerstes Herz auf, bekannte laut vor Gott alle Schuld seines Lebens, was er am Heinrich verübt und wie er der Irmentraud Glück zerstört habe. Das bekannte er, flehte um des Himmels Vergebung und ergab sich in's Geschick, im Abgrund der tobenden Waßer seinen Tod zu finden — und der Fährmann mit ihm. Der rang in schier wunderbarer Gewalt mit den Wellen. Aber es hätte ihn nichts gefrommt, wär 's Gottes Wille und Schickung nicht gewesen. Die waren für ihn und den Bruno, so daß der Sturm sich wandte, den Kahn fort und fort trieb und drüben an's Ufer schleuderte. Da lagen der Bruno und der Fährmann voll Schrecken lange auf den Knieen und dem Antlitz, bis sie sich erhoben, hinschauten, wo des Heinrichs Buche stand und selbige, feine Helle erkannten. Also schritten sie näher und immer näher, bis sie zum grünen Hügel gelangten. Dann rief der Bruno: „Ihr betet zu Gott in dieser Nacht des Schreckens — auch ich hab' gefleht, daß mir Gott vergebe, eh' ich in den Tod führe. Da hat er mich errettet, daß mir Der auf Erden noch verzeihe, an dem ich schnöden Verrath geübt hab'! Hörst Du meinen Ruf? Tritt hervor, Heinrich, ich bin da — kennst Du mich —?"

Aber der Heinrich kam nicht. Und als der Bruno etliche Schritte näher und hinan that, sah er den Heinrich im Heiligenschein auf seinem Pfühl liegen. Da überkam ihn unsäglicher Schmerz, den Hügel schwankte er hochath-

mend hinauf, sank unterm Schilfdach nieder und lallte: „So ist mein Ringen und meine Sehnsucht für nichts, dir meine Reue zu verkünden. Da ruh'st Du und Licht entströmt Deiner Leiche — ich aber trage Qual und Verzweiflung in mir und kein Strahl der Vergebung erhellt die Nacht meines Lebens!"

Als er Dieß gesprochen, sah er ihn wehmüthig an, den Heinrich, und Zähren rollten ihm von den grauen Wimpern auf seine gramgefurchten Wangen.

Wie er aber so da kniete, nicht ahnend, daß er wohl gekannt sei, geschah Wunderbares.

Denn mittlerweil der Sturm draußen noch stets anwährte, und die tiefste Nacht wieder einsank, sobald eines Blitzes jache Flamme verzuckte — um den Hügel und den Baum ward es heller und stiller und ruhesamer — so daß sich schier kein Blatt und Hälmlein mehr regt' und rührte. Die Helle aber war alle dem heiligen, leisen Schein des Heinrich entquollen. Und stets heller ward's ringsum. Dann kam's über die Buche. Die entglomm mit einem Mal und begann zu leuchten. Drauf war's, als ob von Engelshänden Lichter auf den Zweigen angezündet würden, dort und da und zu öberst und wieder weiter herab. Und die Buche glänzte immer schöner, leuchtete und strahlte zuletzt in abertausend funkelnden, wunderbunten Lichtern und im Schimmer glitz-blitzender Früchte, damit sie behängt und geschmückt erschien — unsäglich herrlich und lieblich, wie der schönste Christbaum! Und da war's in den Zweigen, als neig' es sich herunter in den holdesten Engelsgestalten mit

luftigem, bunten Gefieder, das sich durch das aufduftende Gelaube zog, wie ein Regenbogen, und die Engel flüsterten mit unbeschreiblich süßen Stimmen das Lob Gottes und die Freuden des Jenseits. Zu öberst aber auf dem strahlflackernden Wipfel des Baumes ruhte eine Engelsgestalt. Die war erhabener, als die anderen, umflossen von goldenem Fluggewand, die Schwingen strebten weitaus, weißer waren sie, als der Schnee im hellsten Strahl der Sonne — die Gestalt sah darnieder mit himmlisch mildem Antlitz und lenkte die Blicke all Derer, welche umherknieten, mit mahnendem Fingerzeig empor, hinweg von Erden und hinauf in das Dunkel.

Und da sie Alle von Erden in die Nacht hinaufschauten, da schwand Etwas über dem schimmernden Wunderbaum hinauf, wie zwei Lichtstreife, die sich umschlangen. Die schwanden stets höher und höher empor — und weiter fort und hinauf, bis sie vernebelten und verschwanden —

Die Lichtstreife waren des Heinrichs Seele und die der Irmentraud, welche sie zu Gottes Himmeln entführte.

Ueber all Das rann heiligstes Entzücken in die Herzen der Bauern, der Fischer, ihrer Weiber und Kinder und des Fährmanns.

Den Bruno aber überlief's in Schauer und Wonne zugleich, denn er wagte es nicht, das Wunder zu deuten, wie er sich sehnte — bis sich der Aelteste von Allen erhob, zum Bruno hinaufschritt und zu ihm sagte:

„Wir kennen Deine Qual und Deine Zweifel und können Dir Trost spenden. Der da liegt, hat Dir noch

im Leben verziehen. Was Du aber siehst, das ist sicher ein Zeichen, daß Dir auch Gott verziehen hat, was Du am Heinrich und der Irmentraud verübt hast. Ihre Seele hat mit der des Heinrich gefleht — da hat Gott ihr Gebet erhört, daß der Baum in solcher Herrlichkeit glänzt und strahlt und daß selbst die Engel herniederstiegen. Hörst Du denn nicht, was sie flüstern? Dir ist verziehen, Bruno!"

Da erhob der Bruno seine Arme, sah mit thränennassen Augen empor und lauschte und konnte nimmer zweifeln. Aber er konnte nicht sprechen. Hoch schlug ihm sein Herz, wie im Kampf mit einer argen Macht, die aus seiner Seele gebannt würde und die nicht von ihr ablassen wolle. Dann war's, als ob der Engel zu öberst seine lichtweiße Hand senke und in unwiderstehlicher Gewalt hernieder deute. Da ward's mit einemmal selig friedlich im Herzen des Bruno, und als Die rings hinsahen, war 's, geht die Sage, als ob Etwas von des alten Bruno's Lippen hinwegschwebe. Ganz düster war's. Das zog hinaus und entlang, schwärzer als die Nacht, eine neue Heimath in eines anderen Menschen Brust zu suchen. Das war der böse Geist der Schuld.

Lange kniete der Bruno. Dann trieb es ihn in unsäglicher Sehnsucht zu des Heinrichs Leiche, auf die beugte er sich nieder und drückte ihr den Kuß der Versöhnung auf die selig lächelnden Lippen.

Es war, als zuckten sie leise.

Der Bruno aber breitete seine Arme, umschloß seinen verklärten Freund — und in brechender, letzter Kraft sank

er leise am Pfühl nieder — sein Haupt lehnte auf Heinrichs Herzen — — — —

Der Sturm hatte verathmet, die Gloria des Baumes verglomm in sternbesähter, klarer Nacht, die Zeit entschwand — und der Bruno lehnte noch immer an des Freundes Brust.

Als sie hintraten und ihn tröstend ansprachen, antwortete er nicht. Denn sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. An seines Freundes Brust hatte er seine Seele ausgehaucht.

Das ist die Kunde vom St. Heinrich.

Den legten sie kommenden Tages in's Kirchlein zu Grab.

Den Bruno begruben sie im Friedhof.

So ruhen sie seit vielen Jahrhunderten bis zur seligen Urständ.

Der Baum stand noch gar lange. Dann ward er alt und morsch und neigte sich stets mehr gegen das Kirchlein.

In einer stürmischen Nacht glänzte er noch einmal auf — am Morgen aber war er umgesunken.

Nun ist er längst verkommen,

Aber das heilige Licht, das ihn erhellte, ist nicht verglommen in den Herzen der Menschen — nicht im stillen Dörflein — nicht weitaus in der Welt.

Das ist das Licht des Christenthums.

Berichtigung.

S.	4	Z.	7	v. u.	lies	Das	statt	das
„	11	„	7	v. u.	„	Diese	„	diese
„	30	„	9	v. o.	„	benamst sind;		
„	47	„	8	v. u.	„	wann	statt	wenn
„	68	„	4	v. o.	„	eine	„	ine
„	132	„	13	v. u.	„	Zwei	„	zwei
„	178	„	4	v. o.	„	Dasselbe	„	dasselbe
„	183	„	12	v. o.	„	seinem	„	seinen
„	188	„	6	v. o.	„	Doctor	„	Docto
„	237	„	6	v. o.	„	wann	„	wenn

er legte am Pfühl nieder — sein Haupt lehnte auf Helm-richs Herzen — — — —

Der Sturm hatte verathmet, die Glorie des Baumes verglommen in sternbesäeter, stiller Nacht, die Zeit rauschend — und der Bruder kniete noch immer an des Freundes Brust.

Als sie ihn riefen und ihn tröstend ansprachen, antwortete er nicht. Denn sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. An seines Freundes Brust hatte er seine Seele ausgehaucht.

Das ist die Sage vom St. Heinrich.

Den legten sie zu seinem Freunde in's Grab.

Den Baum begruben sie im Kirchhof.

Sie ruhen nun seit langen Jahrhunderten bis zur seligen Urständ.

Der Baum stand noch gar lange. Dann ward er alt und morsch und neigte sich stets mehr gegen das Kirchlein.

In einer stürmischen Nacht glänzte er noch einmal auf — am Morgen aber war er eingesunken.

Nun ist er längst verschwunden.

Aber das heilige Licht, das ihn erhellte, ist nicht verglommen in den Herzen der Menschen — nicht im stillen Dörflein — nicht weitum in der Welt.

Das ist das Licht des Christenthums.

